

9'

Das

Galante Sachsen.

Neue Auflage

mit einigen

Zusätzen

Von dem

Baron von Böllnitz

vermehret.

Offenbach am Mayn,
M DCC XXXXI.



Nachricht an den Leser.

Es hat sich vor einiger Zeit der Herr Baron von Böllnitz, welcher sich seit kurtzen durch seine Schrifften bekannt und beliebt gemachet, eine kurtze Nachricht von dem Sächsischen Hofe, in Frantzösischer Sprache, herausgegeben,

worinnen von einigen Personen, so in gegenwärtigen Buch vorkommen, hinlänglichere Nachricht gegeben, und zugleich deren Character beschrieben wird. Weil nun solches diesem Werck einige Erläuterung giebet: So hat man vor gut befunden, die Ubersetzung dieser neuen Auflage beyzufügen.



Das Galante Sachsen.

Niemahls hat man in Teutschland so viel Pracht und Galanterie unter allgemeinen Erstaunen auftreten sehen, als in Sachsen, besonders aber unter den Regierungen Johann Georg des IV. gewesenen Churfürsten, und Friedrich Augusts, erwählten Königes in Pohlen. Dieser letzt-erwählte Printz war galant, wohlgestalt und verliebt, und ob er wohl verschiedenes erlitten; so liebete er doch mit einer so hefftigen Zärtlichkeit, als wenn ihm das Vergnügen der Liebe allezeit wieder neu worden wäre.

An keinem Hofe haben sich so viele schöne Frauenzimmer und wohlgebildete Manns-Personen gefunden, als an diesem. Ja, es hatte das Ansehen, als wenn die Natur sich ein besonders Vergnügen gemacht habe, alles was sie schönes besitze, in die vornehmsten Personen desselben zu legen. Die Churfürstlichen Printzen übertraffen alles ihres gleichen, und die Printzeßinnen waren die schönsten ihrer Zeit.

Johann Georg der IV. folgete seinem Vater bey frühen Jahren in der Regierung. Er war mit allen Eigenschafften schon in der Geburt ausgerüstet, die ihn vollkommen liebens-würdig gemacht hätten, wenn er sich nicht den Leitungen einer herrschsüchtigen, stoltzen, rachgierigen, und allezeit aufgebrachten Buhlerin überlassen hätte, die alles ihrem Hochmuth und Vortheil aufopfferte, und also nichts zu heilig hielt. Diß ist das Bild der Fräulein von Neitsch, welche

eine so unumschränckte Herrschafft über diese Herren behaupte, daß sie von vielen beschuldiget ward, als bediene sie sich übernatürliche Mittel.

Der Printz Friedrich August sahe öffters mit vielem Verdruß, wie sehr sein Bruder dieser unwürdigen Liebsten ergeben war. Er bildete sich aber ein, diese Liebe bey ihm auszurotten, wann er ihnen bewegen könne, sich mit einer Printzeßin zu vermählen. Wiewohl er nun seinem eigenen Nutzen entgegen handelte, indem er seinem Bruder zu einer Verehligung antrieb; so war er doch so großmüthig, daß er es würcklich that, und also das Wohl des Staats, und die Ehre seines Hauses seinen persöhnlichen Vortheilen vorzog.

So viel Gewalt auch die Fräulein von Neitsch über den Churfürsten besaß, so getraute sie doch nicht ihm seine Verehligung zu mißrathen. Sein Staats-Rath machte, daß er die Printzeßin, Eleonora von Sachsen-Eisenach, verwittwete Marggräfin von Brandenburg-Anspach, erwählete; eine Printzeßin, welche ihre vortreffliche Gemüths-Gaben ehrwürdig, und die angenehme Reitzungen ihrer Person bey jedermann, der sie sahe, Bewunderungs-werth gemacht. Ihr Gemahl allein konte durch ihre Vorzüge nicht gerührt werden: Ob sie schon beständig dahin trachtete, wie sie durch ihre Leutseligkeit, durch ihre Freundlichkeit und durch eine unendliche Gedult sein Hertz gewinnen möchte; So konte sie doch dasselbe nicht von den unglücklichen Banden befreyen, mit welchen es die Fräulein von Neitsch gefesselt hielt. Ja, wie glücklich wäre die Churfürstin gewesen, wenn diese freche Buhlerin es dabey bewenden lassen, ihr ein Hertz zu rauben, das ihr gehörte, und wenn sie nicht noch dazu den Churfürsten gereitzet hätte, sie zu mißhandlen!

Der Verdruß der Churfürstin gieng dem Printzen Friedrich August empfindlich zu Hertzen. Seine Großmuth würde ihm zum Mitleiden bewogen haben, wenn sie auch nicht seine Schwägerin gewesen wäre. Er tröstete sie öffters, und trachtete, wie er sie in die Liebe des Churfürsten bringen könne. Allein, dieser Herr gab seinen Vorstellungen wenig Raum, und einsmal antwortete er ihm gar: Er wolle ihm gebeten haben, sich nicht in seine Händel mit der Churfürstin zu mischen „ Wären Ew. Liebden, (sagte er zu ihm,) vermählet, ich würde sie mit ihrer Gemahlin nach ihren Willkühr umgehen lassen, und daher bitte ich, sie lassen mich die Meinige nach meinem Wohlgefallen führen. Ich kan ihnen nicht Unrecht geben, (antwortete der Printz,) und ich gebe mir allzuviele Mühe vor Dero Ehre, indem ich ihnen den Nachtheil vorstelle, den sie Dero öffentlichen Ruffe zufügen, indem sie eine Liebenswerthe Printzeßin, um einer ihrer unwürdigen Buhlerin willen, beleidigen. Ich bin nicht willens, ihnen Gesetze vorzuschreiben, und es würde mir leid seyn, wenn ich jemahls die ihnen schuldige Ehrerbietung aus den Augen setzen solte. So viel aber glaube ich, ihnen sagen zu können, daß sie eine Gemahlin haben, welche ihre Geburt, ihre Schönheit und ihre Tugenden ihnen ehrsam machen solten. „ Der Churfürst, den dieser Verweiß verdroß, und dem die Fräulein von Neitsch ohnedem schon beygebracht, als stünde der Printz in einem heimlichen Verständniß mit der Churfürstin; sahe seinen Bruder mit recht brennenden Augen an. „Ha, (sagte er mit bedrohlicher Stimme,) ich sehe schon eure Neigung vor meine unwürdige Frau; aber ich will sie mir und euch vom Halse schaffen. „ Kaum hatte er dieses gesprochen, so lieff er in vollem Zorn nach dem Gemach der Churfürstin, daselbst ließ er der Wuth, die ihm schon eingenommen, vollkommen den Zügel, er gieng zu dem Bette,

Bette, wo seine Gemahlin war, und hätte ihr gewiß den Degen durch den Leib gestossen, wenn nicht zu gutem Glücke der Printz, der seine Hitze kannte, und sein Vorhaben vermuthete, ihm nachgegangen wäre, und ihn entwaffnet hätte: Nein, mein Bruder, rieff er ihm zu (indem er ihm den Degen aus der Hand riß,) man soll nicht sagen, daß der Churfürst von Sachsen der Mörder seiner Gemahlin gewesen. „ Als darauf der Churfürst sich mit Gewalt zu der Fürstin dringen wolte, und ihr den Hals zuzudrucken, Mine machte; so ergriff ihn der Printz, mit der Stärcke, nach welcher er alle Menschen so weit übertraff, und trug ihn in sein Cabinet. Der gantz entsetzlich-erzürnte Churfürst sagte ihm dabey alles, was ihm der Verdruß eingab. Der Printz aber, der die Hefftigkeit seines Gemüths kannte, und der bey sich versichert war, daß er bald bereuen würde, was er itzt in der Hitze ausgestossen; ließ alle Hitze bey ihm verrauchen, und gieng nicht ehe von ihm, bis er seinen Geist beruhiget hatte.

Als aber der Printz den Churfürsten verließ, so verfügte er sich sogleich zur Neitschin. Er traff sie bey der Gräfin von Rochlitz, ihrer Mutter und Vertrauten der Bosheit an. „Ich bin sehr erfreut, Mesdames, (sprach er zu ihnen mit einer ziemlich verächtlichen Mine,) daß ich euch hier beysammen antreffe, ich habe ohne das solche Heimlichkeiten vorzutragen, die euch beyde angehen. Eben itzt hat der Churfürst einige Würckungen der nichtswürdigen Regeln an den Tag gelegt, die ihr ihm einflösset. Die Ehrerbietung, die ich ihm schuldig bin, hindert mich, mich deswegen an ihm zu rächen, und ausser dem, habe ich das gute Vertrauen zu ihm, er werde einst die Fallstricke entdecken, die ihr ihm leget, und euch selbst zur Straffe ziehet, weil ihr sein Vertrauen in euch so sehr mißbrauchet. Ich will ihn unterdessen verhindern, ungerecht zu seyn, euch aber, wo es möglich ist, die

Gelegenheit benehmen, die Tugend von Churfürsten zu verläumden. Deswegen bin ich entschlossen von hier zu gehen. Aber gedenckt, daß ich, da ich euch ein offenes Feld für eure Streiche gebe, gleichwohl eure Verbindungen genau beobachten und zu seiner Zeit dämpffen werde. Ich gebe euch daher Nachricht, ihr solt mir vor die Churfürstin stehen. Ich fordere von euch, daß sie in Ruhe der Vorzüge geniesse, die ihr hier gebühren. Wird sich mein Bruder so weit vergessen, und sie in meiner Abwesenheit beleidigen, so will ich mich an euch halten, und die Rache für solche Gewaltthätigkeiten an euren Köpffen vollstrecken. Ihr kennet mich, (fuhr er mit drohender Stimme fort,) und ihr könnt euch versichern, ich halte mein Wort. „ Er wartete aber nicht auf ihre Antwort, sondern gieng nach Hause, um sogleich die Befehle zu seiner Abreise zu geben.

Als der Churfürst seinen Entschluß, Dreßden zu verlassen, vernommen hatte, so ward er sehr betrübt, er hatte sich nach seinem Ungestüm besonnen, und der Zorn war bey ihm der Freundschafft und Liebe gegen seinen Bruder gewichen. Er ersuchte ihn, bey ihm zu bleiben, allein der Printz bat ihn so inständig, zu erlauben, daß er sich einige Zeit entferne, daß ihm der Churfürst seine Einwilligung nicht versagen konte. Er gab ihm auch alles prächtige Reise-Zeug, dessen er nöthig hatte, um in fremden Ländern seiner Würde gemäß, und als der Bruder und vermuthliche Erbe eines der grösten Churfürsten erscheinen zu können.

Damahls genoß Europa der süssen Ruhe des Friedens, und also stunden alle Länder seiner Neugierigkeit offen. Er fieng daher an, die berühmtesten Staaten und Provintzen zu besehen. Uberall ließ er seine angenehme Gestalt, seine Stärcke, seine Geschicklichkeit, seine Pracht und sein beliebtes Wesen sehen und bewundern. Und weil er überzeugt war, daß die Hoheit

des Standes zuweilen dem Vergnügen mehr Eintrag thut, als daß sie dasselbe befördern; so hielt er für rathsam, in cognito zu bleiben, und erschiene überall unter dem Nahmen eines Grafen von Meissen, welcher Nahme ihn für allem Zwang des Ceremoniels sicherte, doch aber auch so beschaffen war, daß man ihn um desselben willen mit Unterscheid aufnehmen konte.

Als er nun die vornehmsten Höfe Teutschlandes besehen hatte, so gieng er nach Holland, von dar nach Engelland, und endlich nach Franckreich. In allen diesen verschiedenen Ländern hatte er verschiedene kleine Liebes-Händel; Weil sie aber nichts, als Folgen waren einer bald verrauchten Liebes-Gluth, an welchen das Hertz bey weitem so viel Antheil nicht hatte, als ein galantes Genie, das ihm nirgend in schläffriger Ruhe ließ, so glaube ich recht zu haben, sie zu verschweigen.

Eine solche galante Gemüths-Beschaffenheit war der Antrieb seiner Reise nach Spanien. Das, was ihm von der Schönheit der Spanierinnen und von ihrem verliebten Bezeugen zu Ohren gekommen, stellete ihm dieses Land als einen Schauplatz vor, der wohl werth sey, daß er ihn betrete. Er kam zu Madrit an, als man im Begriff war ein Stier-Gefechte zu halten, welches der König Carl II. seiner neuen Gemahlin der Pfältzischen Printzeßin, Maria Anna von Neuburg, zu Ehren angestellet hatte. Als er bey seiner Ankunfft vernahm, daß diese Lustbarkeit den andern Tag angestellet werden solte; so sprach er zu dem Herrn seines Hofes mit der Annehmlichkeit, die allezeit seine Reden begleitete: „Sehet da eine erwünschte Gelegenheit uns hervor zu thun. Ich dencke, wir müssen den Leu-

Leuten hier etwas von uns zu reden machen, wir müssen morgen ein paar Lantzen brechen, und unsern Liebsten zu Ehren etliche Stiere hinrichten.„ Die Hof-Leute fielen diesem Vorschlag so gleich bey, und jederman suchte ihn nunmehro nur auszuführen.

Den Tag des Gefechtes erhub sich der Printz mit seinem Gefolge in den prächtigsten Kleidern nach dem Platz-Majore, einem der grösten und Regel-mäßigsten, der seyn kan. Auf dem gantzen Umfang waren Schau-Gerüste aufgerichtet, auf welchen sich eine unzählbare Menge Menschen vom 2. Range befanden. Die Balconen, mit denen alle Fenster gegen diesen Platz gezieret sind, waren mit den reichsten Tapeten ausgekleidet. Daselbst befand sich eine grosse Anzahl des vornehmsten Frauenzimmers, welches sowohl durch seine Schönheit, als die Pracht seines Ausputzes, das Auge belustigte.

War der Printz von Sachsen voller Bewunderung, als er hier so viele schöne Personen beysammen fand, so waren alle Zuschauer nicht weniger bestürtzt, als sie ihn sahen. Er hatte nichts gespart, diesen Tag ein prächtiges Aufsehen zu machen, und also zogen so wohl seine kostbare Kleider, als edelmüthige Stellung, womit er auftrat, aller Blicke auf ihn. Einer fragte immer den andern, wer jene unbekannte Person sey? Kaum nahm man darüber in acht, daß der König und die Königin kamen. Ihro Cathol. Majestäten stellten sich auf einen mit den kostbarsten Tapeten und goldenen gestickten Küssen gezierten Balcon. Darauf gaben die Königl. Trompeter, Pfeiffer, Hautboyen und Trommeln das Losungs-Zeichen. Die Kämpffer stellten sich ein, die Stiere wurden losgelas-

lassen, und daß Gefechte nahm seinen Anfang. Der Printz gab eine Weile einen Zuschauer ab; und dieses war ihm ein ungewöhnliches Schauspiel, ja er freuete sich als er wahr nahm, wie man sich in diesem Gefechte aufführen muß. Er wuste bald so viel, als alle die auf der Liste stunden, kaum wusten. Er verließ also seinen Balcon, stieg auf ein Pferd und fand sich an den Schrancken ein, welche ihm sogleich eröffnet wurden. Er trat in dieselben hinein, und that Wunder der Geschicklichkeit und Stärcke. Er führte mit dem Hirschfänger einen so entsetzlichen Hieb auf das Hals-Genick eines dieser wütenden Thiere, daß der Kopff beynahe gantz herunter gegangen, und also dasselbe tod zu Boden stürtzte. Die Spanier konten ihn nicht sattsam bewundern, und konten sich nicht vorstellen, daß ein Mensch, der kein Spanier sey, so viel Hertzhafftig- und Geschicklichkeit besitzen könne.

Der König erstaunte recht über diese That und verlangte zu wissen, wer der wunder-volle Fremdling sey, und als die Königin gleiche Forsch-Begierde mercken ließ, so befahlen Ihro Majestäten, der Marquis de los Velez Edelmann von goldenen Schlüssel, solte sich deshalb erkundigen. Dieser dachte keinen bessern Unterricht, als von diesem Unbekannten selbst, einzuholen. Er verfügte sich mit grosser Höflichkeit zu ihm, und sprach zu ihm: „Ihr treffliches Ansehen, mein Herr, ihre Geschicklichkeit und die Unerschrockenheit, die sie jetzo bezeuget haben, haben sie sowol eines allgemeinen Beyfalls, als auch hauptsächlich, der Aufmercksamkeiten Ihro Majestäten würdig gemacht. Auf deren gnädigsten Befehl nehme ich mir die Freyheit nachzufragen, wer derjenige sey, den unsere Kämpffer für ihren Meister erkennen, und den wir insgesamt bewundern?„ Der Printz antwortete hierauf mit Bescheidenheit: „Es seyen unverdiente Lobsprüche, mit denen man ihn gegenwärtig beehre, was seinen Nahmen betreffe, so wisse er nicht, ob hier der Ort sey, da ihm erlaubt sey, denselben von sich zu geben; weil aber Ihro Majestäten davon Nachricht zu haben verlangten, so bäte er unterthänigst dem Printzen von Sachsen zu vergeben, daß er sich unterfangen, in Dero höchsten Gegenwart zu erscheinen, ehe er die Ehre gehabt, Denenselben aufzuwarten.„ Als der Marquis de los-Velez Ihro Majestäten diese Antwort zurück brachte; so verwunderten sie sich über alle massen, daß ein Printz von so hohem Hause, sich in ein Stier-Gefechte Gewagt habe. Sie schickten darauf an ihn, und liessen ihm deswegen Glück wünschen. Weil aber das Ceremoniel dem König nicht erlaubte, ihn noch selbigen Tag zu sprechen; so ließ er ihm sagen: Er sey ihm in seinem Lande und an seinem Hofe willkommen, und er würde sich ein Vergnügen daraus machen, ihn bey sich zu sehen. Die Königin aber, welche nicht so sehr an Vorschrifften gebunden ist, ließ ihn benachrichtigen, daß sie ihn noch diesen Abend sprechen möchte, und er solle zu ihr durch die geheime Treppe geführt werden.

Als der Printz in das Gemach der Königin trat, so empfieng ihn die Gräfin von Berlips, die bey der Königin am meisten galt, und welche sie noch aus Teutschland mitgenommen hatte. Diese Dame führte ihn in den Verhör-Saal. In denselben stund die Königin, mit dem Rücken lehnte sie sich an einen Tisch, der unter einen Himmel stund. Etwas von Sr. Majestät auf der rechten Hand befand sich ihre Ober-Cämmerin, Catharina de Moncade von Arragonien, die Gemahlin des Hertzogs Fernandino. Zur Lincken stunden die Hof-Damen, und ein

ein wenig zurück die Cammer-Frauen. Als der Printz zur Königin kam, so wolte er dem Spanischen Gebrauch nachkommen, setzte eine Kny auf die Erde, und bat um Erlaubniß Ihro Majestät die Hand zu küssen; allein sie wolte es nicht zulassen. Der Printz bat inständigst, zu erlauben, daß er Dero hohem Range und vortreffliche Schönheit diese Schuldigkeit abstatten dürffte. Die Königin bot ihm also die Hand, welche vorher durch seine Geschicklichkeit und tapffern Muth gantz eingenommen worden, gleiche Bewegung über seine Höfflichkeit empfand. Das Vergnügen, das sie darüber hatte, die ausserordentlichen Ehrenbezeugungen, die sie dem Printzen erwieß, und die Gnade, und die Hochachtung, die sie ihm zu erkennen gab, ist nicht zu beschreiben.

Indessen aber, daß sie dergestalt mit ihm redete, so sahen alle Frauenzimmer dem Printzen mit unverwandten Augen an, und blickten mit eben so grossem Verwundern auf ihn, als dort die Dienerinnen der Statira den Alexander.

Unter der Menge des Frauenzimmers, mit dem die Königin umgeben war, beobachtete der Printz eine, die in seinem Augen alle ihre Gefehrten an Schönheit übertraff. Er konte sich nicht enthalten einige Blicke auf sie schiessen zu lassen, welche die Dame bemerckte, Der Printz hatte die Freude, ihrem Blick zu begegnen, und ihr also in die Augen zu sehen, welche sie denn, unter einiger Erröthung, niederschlug. Das Vergnügen, das er hatte, sie zu sehen, war schuld, daß seine Aufwartung länger währete, als ordentlich zu geschehen pfleget; Sie währete ungemein lang, und wann die

Köni-

Königin kein Ende gemacht hätte, indem sie gesagt, daß die Zeit herbey komme, da der König zu Nacht speisete, vielleicht hätte sie der Printz auch damals noch nicht beschlossen.

Ob er nun wohl Niemand, als die Königin, gesprochen, so hatte er doch den Frauenzimmern ein so unvergleichliches Compliment gemacht, daß sie dadurch gantz entzückt, und niemahls müde worden, ihn zu bewundern. Die Königin hatte eine besondere Lust, daß sie einen Printzen ihrer Nation so sehr loben hörete, und konte selbst nicht genug Rühmens aus ihm machen. Ey, (sagte sie zur Gräfin von Berlips,) was ist doch für ein Unterscheid zwischen unsern Printzen und den hiesigen Leuten! Es kan seyn, daß sie an den König, ihren Gemahl gedacht, der als ein kleiner, zärtlicher, kräncklicher und allzeit verdrießlicher Herr, in der That nicht sonderlich verliebt machte. Bey der Abend-Tafel sprach sie beständig mit dem König von dem Printzen von Sachsen. „Sein Verstand, (hieß es,) und seine Höfflichkeit ist so groß, als die Schönheit seiner Gestalt; man muß ihn hoch schätzen. Meine Weibs-Leute sind gantz gegen ihn entzündet, und haben mir schon den Kopff gantz warm gemacht mit den vielen Lob-Sprüchen, die sie ihm beylegen. Ich habe sie alle so gar bis auf die Hertzogin von Fernandino in Verdacht, (fuhr sie lächlend fort, und sahe dieselbe dabey an,) daß sie solche Gedancken von ihm hegen, die ihnen bisher nur von ihren Eh-Männern eingefallen. . . . . Bey meinem Alter, Madame, (antwortete die Hertzogin mit einer gewissen hohen Mine, die sie niemahls verlohr,) ist man über den Verdacht hinaus, und ich glaube gewiß, Ihro Majestäten wollen sich nur belustigen, wenn sie mich beschuldigen, daß ich mich durch die Vorzüge des Printzen von Sachsen solte haben fangen lassen. Unterdessen bekenne Ihrer Majestät, daß ich ihn so beschaffen finde, daß er leicht ein Hertz gewinnen solte, und wenn mir unser junges Frauenzimmer glauben will, so

sollen

sollen sie seine Bekanntschafft meyden.„ Indem die Hertzogin diese letzte Worte sprach, so sahe sie auf die Marquisin von Manzera, ihre Tochter, Königl. Hof-Dame, und eben diejenige, die der Printz mit so grosser Aufmercksamkeit betrachtet hatte. Sie nahm dabey wahr, daß die Marquisin kaum die Augen aufhub, und da sie gewahr ward, daß sie dieselbe ansehe, dieselben plötzlich niederschlug, und die Farbe veränderte. Mehr braucht es nicht, den Verdacht der Hertzogin zu stärcken. Es hatte sie gedeucht, der Printz von Sachsen habe einigen Eindruck in das Hertz ihrer Tochter gehabt, weil sie beobachtet, daß sie ihn besonders angesehen, und nichts zu seinem Lobe gesprochen. Sie entschloß sich, besonders auf ihre Tochter Acht zu haben, und wo es möglich wäre, sie von der gefährlichen Bahn der Liebe abzuhalten. Aber vergebene Vorschläge! Das mißliche Schicksal, das zuweilen ein Hertz dahin bringt, daß es eine Zeit-lebens daurende Verbindung eingeht, würckte bey der Marquisin so hefftig, daß es ihr unmöglich war, ihrem Unglück zu entfliehen, und der Hertzogin von Fernandino sie davor zu bewahren.

Der Printz von Sachsen, der auf eine gantz ungemeine Weise in die Marquisin verliebt war, dacht unterdessen auf nichts anders, als zu erfahren, wer sie sey, und die Mittel, ihr seine Leidenschafften bekannt zu machen. Aus der Stelle, die er sie bey der Königin begleiten sahe, hatte er schon den Schluß gemacht, sie müsse eine der vornehmsten Hof-Damen seyn. Gleich den andern Tag erfuhr er, daß er Recht habe, und so bald er sie einigen jungen Herren, die ihm aufwarteten, beschrieben hatte, vernahm er ihren Nahmen und die Nach-

Nachricht, daß sie unter einem eifersüchtigen Gemahl und einer scharffen Mutter stünde, dergestalt, daß man es vor unmöglich hielte, ihr beyzukommen.

Diese Berichte hatte jederman verwirrt gemacht; Nur der Printz von Sachsen blieb bey denselben unbeweglich; dann er ward eben so hertzhaft in seinen Liebes-Begebenheiten, als er sich nachgehends mitten unter dem Gemetzel der blutigsten Schlachten erwiesen. Je schwerer es schien, die Marquisin zu gewinnen, je würdiger schiene ihm dieselbe zu seyn, einen Theil seiner Gedancken auf sie zu wenden.

Es verstrichen einige Tage, bis er Gelegenheit fand, sie zu sehen. Weil der König die Nacht nach dem Stier-Gefechte unpäßlich worden, so kam er nicht aus seinem Gemach; Die Königin verließ ihn keinen Augenblick, und weil die junge Marquisin den Dienst hatte, so gieng sie nicht aus dem Vorzimmer, wohin aber der Printz nicht kommen konte, weil er dem König noch nicht aufgewartet hatte.

Unterdessen vernahm er, daß die Marquisin eine Cammer-Frau habe, auf die sie ein grösser Vertrauen setze. Er erfuhr, daß dieses eine alte Jungfrau sey, welche viele Verwandten habe, die sie von der Freygebigkeit seinen Geliebten meistens erhielt. Er trug keinen sonderlichen Zweifel diese Jungfrau zu gewinnen, und sich derselben bedienen zu können, sich in die Gewogenheit der Marquisin einzuschleichen. Das war die gröste Schwürigkeit mit ihr zu sprechen, er hatte keinen Zutritt in ihrem Hause, und er sprach auch kein Spanisch. Es war zu vermuthen, daß die, welche er zur Vertrauten verlange, keine andere Sprache verstehe. Allein, wo sind die Schwürigkeiten, wel-

che die Liebe nicht übersteiget? Nachdem er die Ausführung seines Vorhabens wohl überlegt hatte, so vertraute er seine Gemüths-Beschaffenheit einem Bruder des Franciscaner-Bettel-Ordens, welcher ein Italiäner, und von der Art der verwegenen Ertz-Schelmen war, die für nichts Scheu tragen. Alle Tage kam er und brachte einige Salate und Blumen, um bey dieser Gelegenheit und Freygebigkeit des Printzen zu geniessen. Diesem gab sich der Printz bloß, er trug ihm auf, Bekanntschafft mit der Marquisin zu suchen, und der willfährige Pfaffe that es mit grossem Eiffer, daß er bald vernahm wie Dona Lora, (so hieß der Name der Vertrauten der Marquisin) ausserordentlich eigennützig sey, und sie werde gewiß die Geschencke des Printzen nicht weit wegwerffen. Er lobte ihr daher diejenigen, die ihm zu Theil wurden, über die massen. In einem Tage (sagte er zu ihr) bekomme ich mehr von ihm, als mir alle Grandes von Spanien in gantzen Monaten geben. Darauf sprach er mit ihr, wie treflich der Printz aussehe, und was er vor eine ungemeine Stärcke besitze, von welcher er so viele Wunder erzählete, daß sie gantz bestürtzt und davon eingenommen ward. Die alte Lora hinterbrachte der jungen Marquisin das alles, welche es dann mit eben so grosser Aufmercksamkeit, als besonderen Vergnügen anhörete. Wann Lora ihr nichts neues mehr vorzutragen wuste, so sagte sie offt mit murrischem Gesichte zu ihr: Nun, könt ihr mir dann nichts mehr von dem schönen Fremdling berichten. Denn so hieß der Printz bey dem Madritischen Frauenzimmer.

Nachdem der König wieder gesund worden war, begab sich der Printz öffentlich nach Hofe. Er erschien daselbst unter dem Titul eines Grafen von Meissen, und ward von den Grafen von Benavente eingeführet. In dem Vorgemach fand er den Hertzog von Montalte, und viele andre Herren, die auf ihn warteten. Der König empfieng den Printzen in seinem Cabinet, er stunde, war bedeckt, und gegen ein Tischgen gelehnt, und hatte einen Lehnstuhl zu seiner Rechten stehen. Als der Printz sich zum andernmal neigete, that der König den Huth ab. Jener redete Italiänisch, der König aber antwortete in Spanischer Sprache, nachgehends aber redete er auch Italiänisch. Er ließ sich den Printzen bedecken, und befahl allen, die gegenwärtig waren, und allen Hof-Leuten, ihn mit eben denselben Ehren-Bezeugungen zu bedienen, die den Printzen vom Geblüte erwiesen werden. Nachgehends sagte er zum Printzen, nun solte er der Königin die Hand küssen, weil sie mit Verlangen auf ihn warte. Der Printz bedanckte sich gegen den König für die ausserordentliche Gnade, die er ihm bezeuge, und der Graf von Benavente gieng hin, und benachrichtigte die Königin.

Alle Herren, die in dem Zimmer des Königs waren, begleiteten den Printzen ins Gemach der Königin, Ihro Majestät empfiengen ihn mit eben so grossen Hochachtungs-Bezeugungen, als sie ihn das erstemal beehret hatten. Währender Zeit als der Printz mit der Königin sprach, ließ er die Augen der Marquisin von Manzera herum schiessen. Es war ihm nicht sonderlich schwer, sie in der Menge zu unterscheiden. und er hatte das Vergnügen, daß er wahrnahm, wie sie ein besonderes Auge auf ihn habe. Dieses aber war auch der einige Vortheil, den er diesen Tag er-

reichen konte, dann er konnte keine Gelegenheit finden, sie zu sprechen.

Nachdem der Printz sich bey der Königin beurlaubet, verfügte er sich in den Pallast der Königin Mutter Mariane von Oesterreich hinterbliebene Wittwe Philipp des IV. Er ward von dieser Printzeßin mit besondern Höflichkeit aufgenommen. Sie erinnerte sich den Churfürst Johann Georg den III. zu Wien gekannt zu haben, und hatte eine besondere Freude, daß sie seinen Printzen zu Madrit sprechen solte.

Den Tag darauf, als der Printz bey Hofe gewesen war, vermochte die regierende Königin, welche jung und wohlgestalt war, ihren Gemahl einen Ball zu geben. Der Printz von Sachsen ward dazu eingeladen. Er erschien dabey in solchem Aufzug, durch den seine schöne Gestalt noch um ein merckliches erhöhet ward. Die Königin eröfnete den Ball mit ihm, weil der König selbst nicht tantzen wolte, und als der Printz die Königin an ihren Platz zurück führete, so fragte er, welche Dame Ihro Majestät ihm aufzufodern befielen? Diese Printzeßin versetzte, sie wolt ihm in diesem Stück nicht einschräncken, er möchte nur diejenige auffordern, die in seinen Augen die schönste wäre. Der Printz machte statt der Antwort ein sehr tieffes Compliment, und gieng ohne lang zu suchen zu der Marquisin von Manzera, grüßte sie sehr ehrerbietig, und sprach zu ihr: Madame, die Königin hat mir befohlen, mit dem schönsten Frauenzimmer in gegenwärtiger Gesellschafft zu tantzen, ich zweifle nicht, Ihro Majestät haben mir damit die Marquisin von Manzera anzeigen wollen. „ Ich glaube nicht, mein Herr, (antwortete die Marquisin,) daß die Königin ihre Wahl billige, ja ich befürchte, es möchte Ihro Majestät unangenehm seyn, daß sie ihre

ihre Befehle nicht besser ausrichten. Madame, erwiederte der Printz, die Königin hat zu viel Einsicht, daß sie nicht gestehen solte, wie Dero Person das allervollkommenste ihrer Königreiche sey; Solte sie aber so billig nicht seyn, so solte es mich doch nicht aufhalten, dieselbe für die trefflichste Person in der Welt zu halten, und zu glauben, daß sie am meisten die Verehrungen der Götterinnen verdienen. „ Ob sich nun wohl die Marquisin stellete, als verstünde sie den Printzen nicht, so verstunde sie ihn doch mehr als zu wohl. Sie gieng beständig nach dem Ende des Saals fort, und tantzte endlich mit solcher Annehmlichkeit, daß der Printz für Verwunderung gantz ausser sich selbst kam, und indem er vergaß, wo er war, mit lauter Stimme ausrief: „ Himmel! hast du so viel Annehmlichkeit mit so grosser Schönheit vereinigen müssen. „ Dieses jagte der Marquisin eine schamhaffte Röthe ein, die Hertzogin von Fernandino beobachtete es. Diese Dame gerieth hierüber in eine hefftige Betrübniß, weil sie vorher sahe, daß wann der Printz von Sachsen sich noch einige Zeit am Spanischen Hofe aufhalten werde, so würde ihre Tochter seinen Nachstellungen unterworffen seyn. Das allerbetrübteste für die Marquisin war noch dieses, daß ihr Gemahl den Ausspruch des Printzen gehört hatte. Er wurde äusserster massen eifersüchtig hierüber, begab sich hierüber, und befahl ihr ziemlich ungestüm, nicht mehr mit dem Printzen zu tantzen. Weil der jungen Marquisin die Verdrießlichkeit ihres Gemahls bekannt war, so kam ihr solcher Befehl gantz nicht fremde vor: Sie gehorchte demselben, ließ sich hinter den Sessel der Königin nieder, von dannen sie sich den gantzen Abend nicht bewegte. Aber das Vergnügen, den Printzen anzusehen, konte sie sich doch selbst nicht versagen, und zwar ihn so anzusehen, daß er

er leicht schliessen konte, daß, was er ihr gesagt habe, ihr eben nicht mißfallen. Er hätte sie gern gesprochen, aber sie vermied es mit so grosser Sorgfalt, daß er ihr nicht beykommen konte.

Unterdessen hatte doch, was er ihr gesagt hatte, allen erwünschten Eindruck bey ihr gehabt, und hatte sie vollkommen von seiner Gemüths-Bewegung überzeugt. Die Verrichtungen des Printzen stimmten auch allzuwohl mit seinen Worten überein, als daß die Marquisin noch in etwas zweifeln solte. Es kam ihr auch nie der Gedancken ein, ihn nicht zu lieben, das war ihre eintzige Sorge, daß sie ihm niemals ein Zeichen ihrer Liebe geben möchte. Diß aber war eine grosse Unternehmung, deren Schwürigkeiten sie nicht einsahe, doch glaubte sie, das sicherste Mittel auszuführen, sey die Gegenwart des Printzen zu vermeiden. Eine leichte Kranckheit muste ihr eine Zeitlang zum Vorwand dienen, daß sie nicht ausgieng, und alle Gelegenheit flohe, wo sie ihn anzutreffen gedachte. Sie that noch mehr: Sie befahl zugleich der Dona Lora, ihr nichts mehr vom Printzen vorzutragen, ich will sein gantzes Bild (sagte sie) aus meiner Seelen rotten. Allein Dona Lora, die der Printz durch seine Geschencke schon auf seine Seite gebracht, hielt nicht vor rathsam, ihr zu gehorsamen, sie redete ihn unaufhörlich von ihm vor, und die Marquisin hatte noch nicht so viel Macht über sich selbst, daß sie ihr still zu schweigen befehlen können. Der Printz, der von allem, was mit der Marquisin vorgieng, Nachricht bekam, unterfieng sich an sie zu schreiben, und trug dem Franciscaner-Bruder auf, den Brief der Dona Lora zuzustellen. Diese machte Anfangs grosse Schwürigkeiten, sie sagte, sie habe allzu scharffen Befehl von ihrer Frau, nichts mehr vom Printzen mit ihr zu sprechen, und sie getraue nicht, ohne Verlust ihres gantzen Glücks, ihr einen Brief zu überreichen. Der Mönch sahe bald, wo sie hinaus gedachte, und blitzte ihn ein paar mal mit einem Diamant in die Augen, wovon sie dann dergestalt verblendet ward, daß sie sich entschloß, das Briefgen zu bestellen.

Noch denselben Abend berichtete sie der Frau von Manzera, daß ihre Eingezogenheit und Stillschweigen gleichwohl den Printzen nicht müde machte, sie zu verehren, und habe er Mittel gefunden, einen Pfaffen auf seine Seite zu bringen, der ihr einen Brief zugestellet, den sie auch bey sich habe. Bey diesen Worten entfärbte sich die Marquisin. „Lora, sagte sie, wilt du mich umbringen, und mich meine Schuldigkeit gegen den Herrn von Manzera brechen heissen? Siehest du nicht, wie vielem Unglück und Verdruß ich mich preiß geben würde, wann ich mich in den Brief-Wechsel einliesse, den du mir anträgest. Nein, ich will mir nichts vorzuwerffen haben; Rede mir nicht ein Wort mehr vom Printzen von Sachsen, (fuhr sie unter Vergiessung vieler Thränen fort,) mein eigen Hertz spricht so schon zu viel von ihm . . wie, Madame, (sagte Lora,) wollen sie den Brief nicht annehmen? Nein, (antwortete sie,) ich will ihn nicht, gieb ihn dem, der ihn gebracht, zurück, und befiehl ihm sogleich in meinem Nahmen, sich aus dem Hause zu packen und nimmermehr wieder zu kommen.„ Dona Lora ward über diesen Entschluß nicht wenig bestürtzt: „Sie werden des Printzen Tod seyn, (sagte sie zu ihr,) oder aber er geräth auf solche Dinge, die ihnen Lebenslang nicht angenehm seyn werden. Laß mich in Ruhe, Lora, (versetzte die Marquisin,) ich martre mich zwar bis auf den Tod, aber ich beobachte meine Schuldigkeit, und diese ist mir lieber, als alles.„ Kaum hatte sie diese letzten Worte gesprochen, so bedeckten sich ihre Augen mit Thränen. Dona Lora sahe dieses

ses für einen erwünschten Augenblick an sie, zu Eröfnung des Briefleins zu bewegen. Sie warf sich also zu ihren Füssen, und sagte: „ Madame, haben sie die Güte, und eröffnen mir das Briefgen, der Printz wird meynen, sie wolten ihn verachten, und wie wird ein Mensch von so hohen Rang, wie er, ein solch hartes Verfahren ertragen können. Ey, (fuhr sie heraus,) was bekümmere ich mich drum, er lasse mich in Ruhe, weiter begehre ich ja nichts. „ Allein ihr damahls gantz gepreßtes Hertz konte die Seufzer nicht zurück halten. Lora bemerckte alle Bewegungen ihrer Frauen auf das genaueste; Sie fuhr fort in sie zu setzen, und ihr hundert Gründe anzuführen, die sie bewegen solten, diesen Brief zu eröfnen. Als nun die Marquisin sah, daß sie nicht aufhöre ihr anzuliegen, so stund sie eilfertigst auf und schloß sich in ihr Cabinet. Dona Lora hatte versprochen der Marquisin das Briefgen zuzustellen, sie wolte also ihr Versprechen halten, weil sie nun nicht erhalten konte, daß es die Marquisin selbst annahm; so machte sie es auf, nahm den Umschlag davon, und steckte es unter das Rieß Papier, worin die Marquisin gewohnt war, nach Tische zu arbeiten. Diese List gelung ihr. Nach Verlauf einiger Stunden kam die Marquisin und wolte einen Blumen-Strauß, den sie angefangen hatte, ausmachen, und da fand sie das Schreiben. Sie konte unmöglich umhin, sie muste es lesen. Dona Lora traf sie darüber an, und sie setzten alles ins Werck die Marquisin zur Antwort darauf zu vermögen, allein dieselbe schlug es beständig ab.

Dona Lora erzehlte dem Bruder Stephano, was vorgegangen war. Er fand daß Tugend und Zärtlichkeit an dem Verfahren der Marquisin von Manzera gleichen Antheil hatte, er muste sie wahrhafftig bedauren, und er hätte gewünscht, der Printz wäre davon abgestanden, oder hätte sich einen andern Bevollmächtigten auserseben. Er unterließ indeß nicht die Dona Lora zu bitten, einen neuen Versuch zu thun, einige Zeilen von ihrer Hand zu erhalten. Diese wendete aufs neue Gründe, Bitten und Flehen dazu an, allein die Marquisin war endlich über ihre Unverschämtheit ungeduldig, und drohete ihrem Gemahl zu sagen, was sie von ihr vor Nachstellungen zu ertragen habe; und so war also vor den Bettel-Bruder nichts übrig, als wieder abzuziehen. Der Printz war eben am Fenster, er kannte ihn von weitem, lief ihm entgegen und begehrte die Antwort der Frauen von Manzera. Allein der Frater, der keine hatte, bat ihn, nur zu hören, was er ihm zu berichten habe.

Diese Nachricht versetzte ihn in die hefftigste Traurigkeit, und er bildete sich allezeit ein, er wäre unglücklicher, als er in der That war. Er meynte Dona Lora habe aus Eigennutz alle schmeichelhafte Stellen selbst gemacht, von denen sie vorgegeben, daß sie in den Gesprächen mit ihrer Frau vorgekommen, da im Gegentheil die Marquisin würcklich nicht anders gegen ihn als gleichgütig gesinnet sey. Diese Gedancken nahmen sein Hertz so starck ein, daß er darüber in die hefftigste Wehmuth gerieth.

In diesem Zustand brachte er drey Tage zu, da wolte er bald eine Sache, bald begehrte er eine andre. Endlich entschloß er sich zu den Frater Stephano aufs neue an sie zu schicken, und ihr ❧ ehrerbietige Klagen zu überschreiben, daß sie davon gerührt werden möchte. Der Bettel-Mönch stellte ihm wiewol vergebens vor, daß seine andere Gesandschafft nicht glücklicher als

die erstere seyn würde. Der Printz verwieß ihm seine wenige Zuneigung zu ihm, und seine Undanckbarkeit, und nöthigte ihn also zu gehorsamen. Hundert Pistolen, die er im Nahmen des Printzen der Dona Lora überbrachte, verliehen dieser eine neue Lebhaftigkeit: Sie übergab der Marquisin den andern Brief, und diese begieng die Schwachheit, daß sie ihn laß. Dona Lora ward bey dieser Gelegenheit gantz beredt, und suchte ihre Frau völlig zu überzeugen; Sie könne mit gutem Gewissen einer Person, die sie gleichsam anbete, ihr Mitleiden nicht versagen. Sie erhub die Vorzüge des Printzen Himmel-hoch. „Ich will des Todes seyn, (sagte sie,) wann ausser ihnen eine Frau auf der Welt ist, die sichs nicht vor ein besonderes Glück schätze, von einem solchen Mann geliebt zu werden.„ Kurtz, diese gefährliche Vertraute gab sich so viele Mühe, und ließ der Marquisin so lange keine Ruhe, bis sie, ohngeachtet sie sich vorgenommen hatte, nicht zu schreiben, dieselbe dahin gebracht, daß sie darauf antwortete. Weil der Printz diesen Brief niemals von Händen kommen lassen, noch auch den, so er an die Marquisin geschrieben, jemand gezeiget; so kan sie der Leser hier nicht antreffen. Alles was man davon von den Vertrauen des Printzen erfahren können, besteht darinn, daß ihm die Marquisin damals geantwortet: „Sie sey bey seiner Zuneigung nicht gleich gültig, ja sie würde ihn Zeit Lebens lieben, das sey aber alles, was sie vor ihn thun könne. Sie bäte ihn, damit vergnügt zu seyn, und sich nicht einmahl die Gedancken einfallen zu lassen, daß er sie sprechen wolle, weil es nicht geschehen könne, ohne sich beyderseits in grosse Gefahr zu setzen.„

Dieses Schreiben hatte dem Printzen allzu grosse Hoffnung gemacht, als daß er es dabey lassen sollen. Die Gefahr konte ihn niemals erschrecken, und war ihm

ihm nimmermehr ein Bewegungs-Grund, der ihn aufhielt. Er schmeichelte sich auch im übrigen dieselbe zu vermeiden, durch die Veranstaltung, die er zu machen gedachte. Er unterredete sich über diese Materie mit der Dona Lora, welche sich zu dem Ende nach Casa del Campo einem Königlichen Lust-Schloß, dessen Garten an den Fluß Mancanares stösset, begab. Der Printz ward begleitet vom Frater Stephano, und ward für einen Italiäner aus der Freundschaft dieses Fratres angesehen. Er hatte seine Castanienbraune Haare unter eine weisse Peruque gesteckt, welches ihm denn vollkömmlich verstellte. Dona Lora hatte eine ihrer Basen bey sich: Doch kostete es nicht viel Kunst, sie mit dem Fr. Stephano allein zu lassen, da sie denn mit dem Printzen in einer Allée sich auf die Seite begab. Als er sich bey ihr allein befand, so leerete er seine Säcke mit goldenen Schaustücken aus, und bat sehr höflich, sie möchte dieselbe als ein Zeichen seiner Erkänntlichkeit aufnehmen, er wolle sie versichern, daß er es hierbey nicht wolle bewenden lassen, und wann sie fortfahren würde, ihm gefällig zu seyn, so wolle er sie und ihre Base in glücklichen Stand setzen. Er verpflichtete sie hernach äusserster massen, ihm Gelegenheit zu schaffen, die Marquisin zu sprechen. Wiewohl er nun dieses auf ziemlich gebrochen Spanisch sagte, so verstund ihn doch die Lora gar wohl; Sie machte aber Anfangs grosse Schwürigkeiten; allein eine goldene Sack-Uhr, die er ihr vor ihre Base verehrete, öffnete ihr das Verständniß um ein grosses. „Wolte GOtt, sagte sie, ich wäre die Marquisin, Sie solten mich, und wenn es auch mein Tod wäre, sogleich sprechen.„ Der Printz danckte ihr vor den guten Willen, den sie ihm

ihm bezeuge, und bat sie, etwas zu erfinden, daß er die Marquisin sprechen könne. Nach vielen hin und her überlegten Vorschlägen, kamen sie darinn überein; Daß, wenn die Marquisin ihn durchaus nicht vor sich lassen wolle, so solle ihn die Dona Lora in ihr Zimmer führen. „Sie werden ihr zu Fuß fallen, sagte Lora, und sie um Verzeihung bitten, und glaube ich gantz gewiß, sie wird sich erbitten lassen. Aber sie müssen sie nicht verlassen, (setzte sie hinzu) bis sie ihnen versprochen, mir die Streiche zu vergeben, die ich ihr gespielet habe.„ Da nun diese Stücke also eingerichtet waren, so wurden sie von beyden Theilen beschworen, und als der Printz von seiner Vertrauten gieng, so begehrte er nochmahls sehr inständig, die Vollziehung zu beschleunigen. So bald Dona Lora zu ihrer Frau zurück kam, so erzehlte sie ihr, daß sie zu Casa del Campo gewesen, da habe sie den Printzen gesehen, der sie wahrhaftig gedauret habe, weil er so sehr elend ausgesehen. „Aber, (sprach sie weiter) ich konte mich der Thränen nicht enthalten, als ich von ihm vernahm, daß es die Liebe zu ihnen sey, die ihn umbringe. Er ist mir zu Fusse gefallen, und hat mich sehnlich gebeten, ihm die Mittel an die Hand zu geben, daß er sie einige Augenblick zu sprechen bekäme. Ich bin gezwungen gewesen, ihm zu versprechen, daß ich es ihnen vortragen wolle, und in der That, Madame, sie sind im Gewissen verbunden, mit ihm zu sprechen, um ihn das Leben zu erhalten. Ey, lassen sie ihn vor sich kommen, nur damit sie ihm sagen können, daß er sich mit eitler Hoffnung aufhalte. Ach! was rathest du mir, Lora, (antwortete sie,) da du zumal den jämmerlichen Zustand meines Hertzens kennest; und wie soll ich mir helffen? Allein, Madame, (versetzte diese gefährliche Weibsperson) können sie sich entschliessen, ihn sterben zu lassen. Denn solten sie fortfahren, ihn zu verstossen, so bin ich nicht gut davor, daß er sich nicht ein Leid zufüge. Aus seinen Reden zu schliessen, so stehet alles von seiner Verzweiflung zu befahren. Was ist es dann nun mehr? wenn sie ihn in der Absicht kommen lassen, um ihn zu sagen, daß er sich mit vergebener Hoffnung schmeichele, und daß er je eher je lieber auf seine Rettung bedacht seyn solle. Wird er erstlich nicht mehr an sie gedencken, so zweifle ich sehr, ob sie viel an ihn gedencken werden. Ey das gebe der Himmel! (rieff die Marquisin bey Vergiessung vieler Thränen) allein ich befürchte eben das Gegentheil. Unterdessen (fuhr sie fort) daß du mir nichts vorzuwerffen habest, so sey es, mache eine viertel Stunde aus, in der wir uns sprechen mögen.„ Auf diese Erlaubniß vermeldete Lora den Printzen sogleich, daß er die folgende Mitternacht kommen solle.

Der Printz gerieth über solche freudige Nachricht in die gröste Bewegung, kleidete sich gantz besonders an, und als die Zeit, die bestimmet war, heran kam, so hüllete er sich in einen Mantel, nahm dem Herrn von Vitzthum, seinen Cammer-Juncker, zu sich, als welchen er schon von langer Hand zu seinen nächtlichen Galanterien angezogen hatte, und verfügte sich abgeredeter massen an die kleine Garten-Thüre des Pallastes von Manzera.

Was er hierin vornahm, war so verwegen, daß er selbst nicht drüber nachsinnen mochte. Es kam darauf an, daß man, weder von einem eifersüchtigen Gemahl, noch einer aufmercksamen Mutter entdeckt werde. Es stund alles zu befürchten, wenn man verrathen würde, und nichts konte leichter geschehen. Der Marquis von Manzera und die Hertzogin von Fernandino wohneten in einem Hause, und die Fenster der beyden Zimmer gingen in den Garten. Hundert unvermuthete und allezeit gleich gefährliche Zufälle konten darzwischen kommen. Seine natürliche Unerschrockenheit und seine hefftige Liebe zeigten ihm aber dieselbe nur deswegen, daß er sie trotzen könne, und er rennete in dieselbe, ohne sich einen Augenblick zu bedencken.

Es

Es wär alles schön veranstaltet, daß er die Garten-Thür offen fand, und noch dazu die dienstfertige Lora, die auf ihn wartete. Er befahl dem Herrn von Vitzthum auf ihn zu warten, und folgte der Dona Lora, die ihn über eine kleine Treppe in das Zimmer der Marquisin führete. Ich will hier die Freude nicht abschildern, welche diese beyde Verliebte spüreten, als sie einander sahen, noch will ich auch berichten, was sie zu einander sagten. Das erstere ist sich leichter vorzustellen, das andere aber ist ein Geheimniß geblieben, das sie niemand entdeckt haben. Vermuthlich aber ist ihnen die Zeit nicht lange worden, denn sie blieben drey Stunden beysammen, und wiewohl die Marquisin willens war, den Printzen nur zu dem Ende zu sprechen, daß sie ihm absagen wolte, so war es ihr doch unmöglich zu erfüllen. Sie beredeten sich eine neue Zusammenkunft anzustellen, und sie sprachen einander zu verschiedenen malen auf diese Weise.

Weil der Mr. von Manzera einige Zeit kranck war, so kam dieses unsern beyden Verliebten treflich zu statten. Es kam derselbe nicht aus seinem Zimmer, und wolte auch nicht haben, daß seine Gemahlin in demselben schlafen solte. Aber eben der Umstand, der ihnen so beförderlich war, ward endlich die Quelle ihres Unglücks. Der Herr von Manzera war mit grosser Schlaflosigkeit geplagt, und fast alle Nächte stund er auf, und spatzirete auf einem offenen Lust-Gang herum, der auf den Garten stieß. Als er einstens in der Nacht, wegen unerträglicher Hitze, ein Fenster aufgemacht hatte, um frische Lufft zu schöpffen, so sahe er bey dem Mondschein, daß eine Manns-Person, den ein Frauenzimmer führte, von der Seite der Zim-

Zimmer seiner Gemahlin her kam, durch den Garten durchgieng, und endlich durch die Thüre nach der kleinen Strasse zu hinaus kam. Er sahe das Frauenzimmer zurück kommen, und sah daß es Dona Lora war. Weil aber diese schon zu viel Jahre hatte, als daß sich die Liebhaber bey ihr einstellen solten, so machte er gar nicht viel Bedenckens zu glauben, derjenige, den er gesehen, müsse ein Liebhaber seiner Gemahlin seyn, und weil er sich zugleich des erinnerte, was der Printz auf dem Ball ausgeruffen, so fiel er alsobald mit seinem Verdacht auf ihn.

Niemals ist ein Mann verzweifelter gewesen, als dazumal der Marquis. Die Treulosigkeit einer Person, die er als seine Geliebteste geehret, und der Schimpff von einer Weibs-Person betrogen zu seyn, machten ihn so verwirrt, daß er bey nahe dadurch von Sinnen kam. Lange Zeit war er unschlüßig, was er anfangen solte. In der ersten Bewegung wolte er seine Gemahlin und die Dona Lora ermorden, als er aber nachsann, daß er durch solch ein hefftiges Verfahren seine eigene Schande aufdecken würde, ohne daß er den Urheber derselben bestraffen könne, so nahm er sich vor, diesen zuerst seiner Rache aufzuopfern, und nachgehends Rechenschafft von seiner Gemahlin zu fordern, wegen ihrer Treulosigkeit, für welche ihm alle Marter geschienen.

Unter diesen seinen verzweifelte Anschlägen brach der Tag an. Er wolte aber sich gegen seine Leute nichts mercken lassen, darum legte er sich nieder, stellte sich, als wann ihm schlimmer geworden, und sagte, man solle heute niemand vor ihn lassen, auch nicht einmal die Marquisin seine Gemahlin, welche, seit dem er

er kranck worden, den Nachmittag bey der Hertzogin von Fernandino in ihrem Gemach zubrachte. Ein einiger seiner Haußgenossen blieb bey ihm, und dieses war ein vertrauter Cammer-Diener. Der Marquis offenbahrete ihm sein Hertz, und befragte sich bey ihm, auf welche Weise er sich rächen solle. Der Tod des Printzen von Sachsen, oder wer auch der Liebhaber der Marquisin seyn möchte, ward in diesem Rath der Bosheit beschossen. Der Cammer-Diener nahm es über sich, auszuführen, und versprach, drey Kerls zu suchen, welche ohngefragt, wer der sey, dem er zu Leibe wolle, ihm beystehen solten, einen jeden umzubringen, der sich des Nachts an der kleinen Thüre des Gartens einfinden würde.

Währender Zeit, als der Marquis diesen Anschlag machte, so gedachten unsre, mit ihrer Liebe beschäfftigten Beyde an nichts weniger, als an das Ungewitter, so sich über ihnen zusammen zog. Die Marquisin war vor das Zimmer ihres Gemahls gekommen, aber es kam ihr nicht fremde vor, daß sie nicht vor ihn gelassen worden, weil es sehr offt geschah. Der Marquis war mit starcken Haupt-Schmertzen behafftet, und wann er dieselben empfand, so schloß er sich ein, und niemand als sein Cammer-Diener durfte zu ihm kommen. Sie machte sich keine andere Gedancken, als er fühle noch seine Schmertzen, und deswegen wolle er allein bleiben.

Zween Tage verstrichen, ehe der Cammer-Diener die Zahl der Mörder aufbringen konte. Den dritten Tag gab er dem Marquis Nachricht, daß alles fertig sey, und daß zum Opffer nichts fehle, als das Thier, das geschlachtet werden solle. Weil der Marquis

quis gewiß vermuthete, daß der Gegenstand seiner Rache diese Nacht noch eintreffen werde, so wolte er auch seine Rache nicht aufschieben. Er stellete also Befehl, daß die Mörder bey Eintritt der Nacht die kleine Strasse besetzen, auf welche die Hinter-Thür des Gartens gehe, und jedermann darnieder stossen solten, der sich daselbst einstellen werde. Die Sache ward vollzogen, wie sie entworffen gewesen. Die vier Mörder (dann der Cammer-Diener war der Rädelsführer) durfften nicht lang in der kleinen Gasse warten. Sie sahen bald eine Manns-Person mit einen Mantel verhüllet ankommen, welche auf die Thüre des Garten von Manzera losgieng, und sich schon anschickte, dieselbe zu eröffnen. Sie sprungen auf ihn zu, und gaben ihn einige Stösse, ehe der Printz (dann er war es) sich zur Wehr setzen konte. Allein er zog seine Sack-Pistolen, die er bey sich hatte, und schoß dem den Kopff entzwey, der ihm das Leben zu rauben der geschäfftigste gewesen. Der Schuß machte, daß Vitzthum, der am Ende der Strasse stehen geblieben, herzu lieff. Er fand den Printzen mit dem Degen in der Faust gegen 3. Kerlen fechten. Er trat zu ihm, der Streit ward hitzig, noch einer von den Mördern verlohr das Leben, der dritte ward tödtlich verwundet, der vierdte nahm die Flucht, ohne daß ihn weder der Printz, noch Vitzthum aufzuhalten verlangten.

Der Printz war vergnügt, daß er der Gefahr entgangen, und eilete, ob ihn gleich seine Wunden sehr schmertzeten, starck nach seiner Wohnung. Diese Eilfertigkeit bewahrete ihn dann auch vor dem Verdruß von der Nacht-Wache, welche der Schuß herbey gezogen, eingezogen zu werden. Die Gerichts-

Diener huben die Todten und den Verwundeten auf. Der letzte begehrte einen Beicht-Vater, um ihn in Gegenwart der Wache und anderer Zeugen zu entdecken, der Marquis von Manzera habe ihn zu einem Meuchel-Mord gedungen, und kurtz darauf starb er.

Unterdessen ließ der Printz zu Hause seine Wunden besichtigen. Man fand sie nicht gefährlich, und sein Leib-Barbier versicherte ihn, daß sofern er drey oder vier Tage zu Bett liegen wolle, so solle er bald ausgehen können. Der Printz befahl ihm, niemand etwas zu sagen, daß er verwundet sey, und Vitzthum bekam Befehl, von dieser Begebenheit gantz stille zu schweigen. Er wolte die Ehre der Marquisin hauptsächlich schonen, deren Unglück ihn weit mehr, als seine Verwundung schmertzte. Er konte nicht anders muthmassen, als daß ihm der Marquis von Manzera dieselbe beybringen lassen. Er stellete sich also dieselbe, der Wuth dieses Eifersüchtigen bloß gegeben, vor, und sein Hertz ward gantz voll von fürchterlichen Vorstellungen; Er sprach oft zu seinem Vitzthum, das verzeihe er dem Marquis leicht, daß er ihm nach dem Leben getrachtet, aber das werde er ihm Zeit seines Lebens nicht vergeben, wo er seiner Gemahlin gleiches thue; und solte er so unglücklich seyn, und dieses vornehmen, so wolle er ihn dermassen züchtigen, daß gantz Spanien davon sprechen solle.

Indem er sich dergestalt betrübte, so war das Haus von Manzera voller Unordnung, Traurigkeit und Schrecken. Als der Marquis die Nachricht bekam, daß der Printz seiner Rache entgangen sey, und daß die Obrigkeit durch das Bekänntniß des Verwundeten, von seinem angestellten Meuchel-Mord Nachricht habe,

habe, so glaubte er, es sey um ihn geschehen, doch aber wolte er nicht sterben, ohne vorher seinen Wuth auszulassen. Er nahm also einen Dolch in die eine, und eine Schaale mit Gift in die andere Hand, und mit solchen traurigen Waffen liefft er zu dem Zimmer seiner Gemahlin, welche er, nebst Dona Lora, zitternd und zagend antraff. Sie hatten den Pistol-Schuß gehört, und weil sie den Printzen nicht kommen sahen, so vermutheten sie schon, daß etwas vorgefallen seyn müsse. Diese schreckhafte Vorstellung hatte sie auch dermassen eingenommen, daß sie nicht einmahl die Thüre des Gemachs zuzuschliessen sich besonnen hatten.

Die Mine, mit der der Marquis hinein kam, der Dolch und die Schaale, so er in den Händen hielt, gaben ihnen schon zu verstehen, was sie vermuthen solten. Dona Lora erschrack dermassen drüber, daß sie in Ohnmacht fiel. Ha! du Scheusal der Bosheit! (schrye er sie an) du solt sterben, aber siehe, von meiner Hand. Zu gleicher Zeit stieß er ihr den Dolch in den Leib. Nachgehends wandte er sich zu der Marquisin, fuhr sie gantz rasend an, und befahl ihr, entweder den Dolch oder das Gift zu erwählen. Sie hub die Hände gen Himmel, und sprach: „Ach, mein Herr! haben sie Barmhertzigkeit mit einer so unglücklichen Person, die würcklich nicht so lasterhaft ist, als sie sich einbilden. Erlauben sie mir wenigstens einige Minuten, meine Seele GOtt zu befehlen.„

Der grausame Gemahl spürte nicht die mindeste Bewegung, sondern sprach vielmehr zu ihr mit entsetzlicher Stimme: „Euer Urtheil ist gefället, sterben müßt ihr. Darin könt ihr wählen, ob ihr durch den Stahl, oder das Gift sterben wolt; das ist mehr Gnade, als ihr werth seyd.„ Da nun die Marquisin sahe, daß sich ihr Gemahl durch nichts

nichts erweichen ließ, entschloß sie sich endlich das Gift zu nehmen. Der Marquis sahe sie es trincken, ohne das Gesicht von ihr zu bringen. Er blieb bey ihr und gab ihr die heftigsten Verweise, bis daß er glaubte, daß das Gift hinlänglich gewürcket habe, und keine Errettung mehr statt finden könne, darauf ließ er sie allein bey der Dona Lora, die zu ihren Füssen starb.

So bald er weg war, wolte die Marquisin ihren Weibern ruffen, aber sie war zu ohnmächtig. Sie fiel in einen Arm-Stuhl, und würde darin gestorben seyn, ohne daß jemand, als ihr tyrannischer Ehmann, etwas gewußt hätte, wann nicht ein klein Hündgen, das sie sehr liebte, von ungefehr an der Thür eines Kleider-Schrancks gescharrt hätte. Eine Cammer-Frau, die ihm aufmachte, sahe die Marquisin sitzen, und Dona Lora auf der Erde. Sie rieff ihren Gefehrten, und ließ der Hertzogin von Fernandino den jämmerlichen Zustand ihrer Tochter beschreiben. Diese gebeugte Mutter eilete ihrer Tochter zu Hülffe, sie fand sie in einem Arm-Sessel sitzen. Ihre grosse Feuerreiche Augen hatten keine Lebhaftigkeit mehr, sie war ausserordentlich bleich, sie redete nichts mehr, seuffzete und schrye nur zuweilen; ich bin vergiftet! Alle ihre Weiber weineten. Die Hertzogin wolte verzweifeln, und beschwur ihre Tochter, ihr zu entdecken, was ihr begegnet sey, wiewohl sie es mehr als zu wohl vermuthete. Die todte Lora, ihre sterbende Tochter und der Mr. von Manzera, den man geruffen hatte, der aber nicht kam, dieses waren ihr Gründe genug, aus denen sie schliessen konte, daß er der Stifter des Unglücks sey. Sie ließ Aertzte herbey ruffen, dieselben versicherten aber, in wenig Stunden werde

werde die Marquisin todt seyn. Man konte ihr auch nicht helffen, weil sie keine Artzney einnehmen wolte, und also starb sie in den Armen ihrer Mutter.

Während der Zeit als dieses Trauer-Spiel in dem Zimmer der Marquisin vorgieng; so stunde der Ms. von Manzera in dem seinigen die gräulichsten Marter aus. Keine Verzweiflung ist wohl jemahls heftiger gewesen; Er war sich selbst ein Abscheu, er sahe den Tod als sein sicherstes Hülffs-Mittel an, und er ward dergestalt angegriffen, daß ihm noch selben Tag das Fieber befiel, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß man täglich seine Kranckheit vor tödtlich hielt. Da er nun selbst merckte, sein Ende sey nicht weit, so ließ er die Hertzogin von Fernandino bitten, ihm doch den Trost nicht zu versagen, mit ihr sprechen zu können. Sie verfügte sich nach seinem Zimmer, als sie der Marquis sahe, so winckte er ihr, sie solte sich niederlassen, und erzehlte ihr, mit sachter und trauriger Stimme, welche die Hertzogin kaum verstehen konte, die sämtliche Grausamkeiten, zu der ihm seine eifersüchtige Wuth angetrieben hatte. Er bezeugte so viel Wehmuth, Angst und Reue darüber, er bat sie so flehentlich um Vergebung, daß ihn die Hertzogin selbst bedauren muste.

Die Gegenwart der Hertzogin hatte bey dem Herrn von Manzera so grosse Bewegungen verursachet, und er zwang sich so heftig, mit ihr zu sprechen, ja die Erinnerung des begangenen hatte ihn so erschrecklich eingenommen, daß es mit ihm zu Ende eilte. Die Hertzogin verlangte dis traurige Schau-Spiel nicht abzuwarten; ließ ihn unter seinem Gesinde, und in dessen Armen starb er auch gleich darauf.

Sein Stand und die Gnade, mit der ihn der König beehrte, waren der Grund, daß er bey seinem Leben nicht gerichtlich verfolgt ward, und als der König vernahm, daß er gestorben sey, so verbot er sein Andencken zu beschimpffen, daß man also niemahls etwas davon erfahren, wann nicht die Hertzogin von Fernandino, eine Anverwandtin der Dona Lora, davon Nachricht gegeben hätte, welche es dem Printzen durch den Frater Stephano berichten ließ.

Der Printz ward empfindlich gerührt, als er diese traurige Zufälle alle vernahm. Noch bis an sein Ende hat man von ihm gehört; niemahls habe er eine Weibs-Person zärtlicher geliebt, als die Marquisin von Manzera, und niemahls habe er ein Leid empfunden, das mit dem zu vergleichen, daß ihr Verlust bey ihm angerichtet.

Madrit schien dem, von seinem Wunden gewesenen Printzen, seit dem Tode der Frau von Manzera, ein verdrießlicher Aufenthalt. Er stellete also Befehl, seine Abreise zu veranstalten, und verfügte sich nach Hofe, von Ihro Majestäten Abschied zu nehmen. Er ward von ihnen mit allen Hochachtungs- und Gnaden-Bezeugungen aufgenommen, die er nur wünschen konte. Sie baten ihn, er solle sich noch etwas bey ihnen aufhalten: allein er bat um Verzeihung, weil ihn einige wichtige Angelegenheiten nach Sachsen zurück forderten. Der König verehrte ihm einig Sattel-Pferde, acht Maulthiere, und einen mit Diamanten besetzten Degen. Die Königin aber schenckte ihm zwey Stücke Tapeten von auserlesenen Geschmack und grosser Kostbarkeit, viel rare Indianische Sachen, und überdiß alles ihr Portrait mit Diamanten reich besetzt. Kurtz, wann ihm der Tod seiner geliebten Marquisin nicht am Hertzen gelegen, so würde er vollkommen vergnügt über die bezeugte Ehre und angenehme Lebens-Art der Spanier abgereiset seyn.

Er nahm seinen Weg durch das Königreich Valentia, und durch Catalonien, er hielt sich dann einige Zeit in Barcelona auf, woselbst ihm der Graf von Corzane, welcher Stadthalter daselbst, gantz ausserordentliche Ehre erwieß. Dieses ist derselbe Herr, der einige Jahre nachher eine zwey Monathliche Belagerung gegen den Hertzog von Vendome mit grossem Ruhme aushielt, endlich aber muste er sich doch ergeben, weil ihn der Stadthalter der Provintz Mr. von Velasco verließ.

Von Barcelona reisete der Printz nach Perpignan, die Haupt-Stadt der Grafschaft Roussilion. Da besahe er mit Erstaunen die entsetzliche Wercke, welche Ludewig der XIV. an diesem Platz anlegen lassen. Er gieng weiter durch Languedoc und die Provence, und kam also nach Italien. Die Zeit hatte seine Schmertzen in etwas gemindert, seine gantze Gemüths-Beschaffenheit war zur Galanterie aufgelegt, er hatte alle Eigenschaften, die ihm darin zu statten kamen, und also hatte er verschiedene kleine Liebes-Händel, darüber er endlich die unglückliche Marquisin von Manzera vergaß.

Venedig und Rom sind zu allen Zeiten diejenige Städte gewesen, welche wegen ihrer Welt-Geschicklichkeit und Liebes-Begebenheiten berühmt waren, und dieses sind auch die Städte, wo sich der Printz am längsten aufhielt. Der Senat zu Venedig

nedig hub ihm zu Ehren das strenge Gesetz in etwas auf, welches den Nobili verbeut, mit den Fremden öfters umzugehen, und erlaubte ihn zu besuchen. Er ernannte drey Edlen, den Printzen zu bedienen, und ihm die Seltenheiten von Venedig zu zeigen. Ja der Senat erlaubte auch denen Damen, sich ihrer Diamanten zu bedienen, und so lange der Printz zu Venedig bleiben würde, färbige Kleider zu tragen. Seit der Zeit als Heinrich der III. König in Franckreich und Pohlen daselbst gewesen, ist keinem Printzen mehr Ehre von der Republiqve erwiesen worden.

Jeder Edle gab sich besonder Mühe, den Printzen von Sachsen zu bewirthen. Alle Tage waren Bälle, Gastereyen, Musiqven, Spatzierfarthen und andere Lustbarkeiten, welche dann nebst der Gewohnheit der Vermählung des Meers, welche kurtz nach der Ankunft des Printzens zu Venedig vor sich gehen solten, eine grosse Menge Fremde herbey lockten. Ja man kan sagen, daß Venedig niemahls prächtiger gewesen, als dazumahl.

Der Doge verrichtete die Ceremonie seiner Vermählung an einem der schönsten Tage, da sich nemlich die Sonne hinter den Wolcken versteckt, ohne daß man starcken Wind oder allzugrosse Hitze gespührt, und daher war die Anzahl der Gondoln und Fahr-Zeuge unglaublich groß. Sie waren alle mit unzehligen Masqven beyderley Geschlechts erfüllt. Der Printz befand sich mit seinen Edelleuten und verschiedenen jungen Herrn aus Teutschland, welche alle Spanisch gekleidet waren, in einem Fahr-Zeug. Weil er nun gar wohl gebildet war, so kleidete ihn diese Tracht sehr schön, und fand auch so viel

viel Beyfall bey dem Frauenzimmer, daß es gleichsam Zuckerwerck auf ihn hagelte, welches sie ihm als Zeichen ihrer Zufriedenheit zuwarffen. Er beobachtete, daß nur zwo Masqven da waren, die ihm diese Ehre nicht erwiesen. Dieses waren zwo Weibs-Personen, die sich auch Spanisch angezogen hatten, und welche, indem sie sich in ihrer Gondol gantz stille hielten, mehr da zu seyn schienen, um frische Luft zu schöpffen, als an der Lustbarkeit Theil zu nehmen. Die eine schien vortrefflich gestaltet zu seyn, ihr Busen war so weiß, daß man kaum drauf sehen konte, und beredete jedermann, das, was die Masqve verdecke, werde nicht weniger unvergleichlich seyn. Ihre Kleidung war schlecht weg gemacht, aber trefflich nett, und ein guter Geschmack herrschete an ihrer gantzen Person. Weil der Printz von seinen Schiff-Leuten nicht erfahren konte, wer sie war, und sie ihm gleichwohl vortrefflich vorkam, so befahl er, der Gondol den beyden Spanierinnen nachzusegeln. Sie stiegen an dem St. Marcus-Platz ans Land, wo sich alle Masqven diesen Fest-Tag versammleten.

Der Printz stieg fast zu gleicher Zeit aus seinem Fahr-Zeug, er gieng ihnen nach, um zu ihnen zu kommen und mit ihnen zu sprechen, wiewohl er sie nicht kennete, aber er wurde selbst angeredet von dem Nobili Moncenigo. „Ihre Durchl. erlauben, (sprach dieser Venetianer,) daß ich die Ehre haben mag, denselben meine Frau vorzustellen. Sie ist gestern von einer Wallfarth nach St. Lorette zurück gekommen, und hat also die Ehre noch nicht haben können, denselben aufzuwarten.„ Ob nun wohl der Printz zu einer andern Zeit sehr vergnügt gewesen seyn würde, eine Dame wie die Frau von Moncenigo kennen zu lernen; so suchte er doch dieses mahl

mahl eine Entschuldigung damit verschont zu bleiben. Aber der Herr von Moncenigo ließ ihm nicht so viel Zeit, ihm zu antworten, sondern rieff: Madame, Madame! Der Printz hatte noch kein Auge von den beyden Spanischen Frauenzimmer gewendet, und sahe also, daß sie sich auf dieses Zuruffen umkehreten, und wieder zurück giengen. Als sie nahe herbey gekommen, so sagte dieser Edle zu derjenigen, welche der Printz ins Auge gefaßt: „kommen sie her, Madame, und grüssen hier den Printzen von Sachsen, ja wo es möglich ist, so helffen sie mir die Ehre zu erwiedern, die mir der Chur-Fürst, sein Herr Vater, zu Dreßden erwiesen.„ Die Frau von Moncenigo ließ den Arm der Frau von Carnaro, die mit ihr gieng, fahren, und alsobald sie ihre Masqve abgethan, so gieng sie zum Printzen, der gleichfalls die Masqve abgezogen hatte, und ihr entgegen kam, und sich mit der Höflichkeit, und der Freymüthigkeit, welche das Kennzeichen solcher Durchlauchtigster Personen ist, zu ihr begab. Die Frau von Moncenigo bewillkommte ihn ebenfalls mit der Bescheidenheit und Lieblichkeit, welche dem Printzen nicht weniger als ihre Gestalt gefiel. Sie gab ihm tausend höfliche Versicherungen von dem Vergnügen, daß gantz Venedig spührete, ihn in seinen Mauren zu sehen, und was sie sich vor Seltenheiten von ihm habe erzehlen lassen. Der Printz antwortete mit so grosser Geschicklich- und Scharffsinnigkeit, daß die Frau von Moncenigo augenscheinlich gewahr ward, daß seine Vorzüge noch ihre Einbildungen übertraffen. Nach den Bewillkommungs-Complimenten führte sie die Frau von Carnaro, eine der grösten Venetianischen Schönheiten, zu ihm, und

und der Printz begrüßte sie mit aller Hochachtung, die einer Dame von ihrem Geschlechte zukam.

Hierauf nahmen die beyden Frauenzimmer, der Printz und der Herr von Moncenigo ihre Masqven wieder vor, und giengen mit einander spatzieren. Der Printz unterhielt sie von hundert angenehmen Dingen, und diese Unterredung ward überaus vergnügt und trefflich unterhalten. Sie fanden so viel Vergnügen in derselben, daß sie fast die eintzigen Masqven waren, die noch spatzieren giengen. Die Frau Carnaro war die erste, die es wahrnahm; Sie sagte also, es sey Zeit nach Hause zu gehen. Der Herr von Moncenigo nahm darauf das Wort und sagte zum Printzen, seine Frau und er hätten einige gute Freunde zu Gaste geladen, er unterstünde sich nicht ihn zu bitten, die Gesellschaft mit seiner Gegenwart zu beehren, wolle er ihnen aber die Gnade bezeugen, so würden sie ihm mit der Unterthänigkeit aufwarten, die sie ihm schuldig wären. Die Frau von Moncenigo fiel ihrem Ehe-Herrn in die Rede, sagte ihm, er solle doch nur nicht daran gedencken, den Printzen zu einer so schlechten Mahlzeit, als die ihrige, zu nöthigen. Er aber antwortete ihr, „Er nehme sich die Freyheit, dem Printzen seinen Tisch anzubieten, er möchte beschaffen seyn, wie er wolle, er hoffe, der Printz werde die Gnade haben, und ihm nicht übel nehmen, wenn er nicht bedient würde, wie es wohl seyn solle, er würde aber Gelegenheit suchen, das, was diesem mangelhaften Essen abgehen werde, durch eine Mahlzeit zu ersetzen, wozu er sich die Freyheit nehmen wolle Seine Durchleucht einzuladen. Heute wolle er sich die Ehre ausgebeten haben, den Grafen von Meissen bey sich zu sehen, auf ein ander mahl wolle er dem Printzen von Sachsen seine Unterthänigkeit bezeugen. Der Printz danckte ihm, und sagte unter andern, er sey sein

sein ergebener Diener, er bâte ihn als Graf von Meissen und Printz von Sachsen um seine Freundschaft, er versicherte ihn einer besondern Achtung, und er nehme es als eine Gewogenheit auf, daß er ihn so höflich aufnehme, und wofern er wüste, daß seine Gegenwart der Frau von Moncenigo nicht unangenehm wäre, so würde er sich der geschehenen Anerbietung mit Erkäntlichkeit bedienen. Die Frau von Moncenigo antwortete: Sie werde eine innige Lust empfinden, ihn in ihrem Hause zu sehen, und wann sie sich Anfangs ihrem Manne widersetzt habe, so sey es nur aus Beysorge geschehen, ihre Mahlzeit sey vor ihn nicht zugerichtet.„ Der Printz versetzte, daß die Ehre, bey ihr zu seyn, ihm mehr gelte, als das beste Tractement. Er reichte ihr hiermit die Hand, führte sie in seine Gondol, wohin sie die Frau von Cornaro begleitete. Er selbst folgte mit den Herrn von Moncenigo in einer andern.

In dem Moncenigischen Pallast traff er die Frauen Foscarini, Pesero und Nani nebst den Edlen Justiniani und Grimani an. Diese Personen waren lauter Anverwandten, und hatten eine geschlossene Gesellschaft unter einander, wo selten ein Fremder hinzu kam. Sie erstaunten insgesamt, als der Printz von Sachsen kam, denn mit so wenig Umständen, als der Herr von Moncenigo gethan hatte, ladet man in Italien niemand zu Gaste, und ob sie wohl allen Zwang unter sich verbannt hatten; so waren sie doch von den Vorurtheilen ihrer Erziehung noch nicht so weit frey, daß sie sich bereden sollen, man könne mit fremden vertraut umgehen. Der Printz machte ihnen ein so leutseliges Compliment, daß er sich in ihre Gesellschaft menge, und bat sie so artig, sie möchten ihn mit eben der Elle als sich selbst messen, daß sie sich dem Herrn von Moncenigo allesamt verbunden erkannten, daß er ihn mitgebracht. Man hub gleich allen Zwang auf, und es ist wohl keine Mahl-

zeit in Venedig unter so allgemeinen Vergnügen gehalten worden.

Nachdem man gespeiset hatte, fuhr die gantze Gesellschaft auf dem Canal von Murena spatzieren, nachgehends erhuben sie sich nach dem St. Marcus-Platz, und von da in die Opera. Man kam alsdann zum Abend-Essen bey dem Herrn von Moncenigo zurück, und gieng nicht eher als den andern Tag bey dem Schein der Morgenröthe aus einander.

Der Herr von Moncenigo hatte durch seine Gegenwart den Printzen bisher gehindert, daß er seiner Liebsten den Eindruck nicht beschreiben können, den sie in sein Hertze gemacht habe. Allein er hatte ihr schon so viel gesagt, daß sie es mercken konte, und sie hatte ihn auch in der That begriffen.

Der Gemüths-Beschaffenheit und ihren Eigenschaften nach hätte die Frau von Moncenigo die vornehmste Person vorstellen können. Sie hatte leicht gesehen, wo der Printz hinaus wolte, und sie selbst blieb nicht gleichgültig. Sie liebte aber ihren Ehe-Herrn, sie schätzte ihn hoch, und in ihrem fünffjährigen Ehe-Stande hatten sie noch nicht den mindesten Verdruß mit einander gehabt. Sie befürchtete also, durch den Printzen mögten Mißhelligkeiten unter ihnen entstehen, sie entschloß sich aber so mit ihm umzugehen, daß er seine Hoffnung aufgeben müste, und sie in ihrer Ruhe nicht gestöret würde. Dieses solte keinesweges so geschehen, daß sie die Zusammenkunft mit dem Printzen vermeyden wolte, nein, sie wuste, daß die Hinderungen, die man einem erst reg-gewordenen Liebhaber in den Weg legt, nur der Wind sind, der seine neue Flamme desto heftiger anbläset. Sie wolte

wolte ihn also weder vermeyden, noch auffuchen, sondern ihre gewöhnliche Lebens-Art fortsetzen.

Der Printz brannte indeß für heftigem Verlangen, ihr den Zustand seines Hertzens bekannt zu machen, und sobald er also Hoffnung hatte, sie zu sehen, so befand er sich für ihrer Thüre. Ob nun schon die Frau von Moncenigo allein war, als er sich bey ihr melden ließ, so nahm sie doch keinen Anstand, ihn kommen zu lassen. Die ersten Unterredungen waren ziemlich allgemein, und giengen fast bloß über das, was man neulich gesagt und gemacht habe, endlich aber wuste es der Printz herumzudrehen, daß er auf sich kommen konte. Da that er nun eine so galante und sinnreiche Liebes-Erklärung, daß eine jede andere, als die Frau von Moncenigo, davon würde gerührt worden seyn. Sie hörete ihn mit aller Gelassenheit an, und ließ ihn mit aller Freyheit dasjenige vorbringen, was ihm seine neue Leidenschaft in den Mund legte, sie antwortete auch nicht eher, bis er völlig ausgeredet hatte. „Alsdenn aber antwortete sie mit einer gantz reitzenden Munterkeit; ich habe mit grosser Aufmercksamkeit die schöne Dinge angehört, welche sie mir vorzusagen die Güte haben wollen. Ich verhalte ihnen nicht, daß mir die Einrichtung ihrer Rede, und die fliessende Art, mit welcher sie sich in unsrer Sprache ausgedrücket, recht wohl gefallen. Ich bin ihnen auch für die guten Meynungen, die sie von mir hegen, noch mehr, als ich sagen kan, verbunden. Weil ich aber darauf weder antworten kan, noch will, so bitte ich sie, verwandeln sie dieselbe in eine Hochachtung, und alsdann, versichre ich, werde ich mich nicht undanckbar finden lassen. Ey, Madame, (schrye der Printz,) sie verdienen, daß man andere Gedancken „ Fallen sie mir nicht in die Rede, (versetzte sie,) ich habe sie alles vorbringen lassen, was ihnen beliebt hat; erlauben sie mir nun auch zu sprechen. Bis hieher, den Himmel sey es gedanckt, ist meine Tugend noch nicht in Versuchung geführt worden. Viele Manns-Bilder haben mir schon gesagt, daß sie mich liebten, aber ihre Rede hat mich weder gerührt noch erzürnt. Dann ich bin vollkommen der Meynung, daß man tugendhaft seyn kan, ohne murrisch zu werden. Ich habe nichts auf ihre Einbildungen gegeben, und sie haben mich also mit ihrer Liebe verschont. Weil ich nun fest entschlossen bin, mich eben so gegen sie aufzuführen; so hoffe ich, sie werden es eben so, wie jene, machen, und damit können sie mir ihre Gewogenheit am besten bezeugen. Ich nehme mir die Freyheit, ihnen zu sagen, daß ihnen dieses allein übrig bleibt. Dann mit einem Wort: Was können sie begehren? Ich bin nicht mehr ledig, und wann ich es auch noch wäre, so begreiffe ich es allzuwohl, daß mein Glück so groß nicht sey, daß ich mir einbilden dürffte, eine Fürstin zu werden, aber das sehe ich noch mehr, daß meine Tugend allzuhochmüthig ist, als daß ich eine Buhlerin abgeben solte. Nun urtheilen Eure Durchl. selbst, ob ich wohl itzo, da ich an einen Ehemann verheyrathet bin, den ich liebe, und hochachte, ja der vor mich die zärteste Liebe heget, ob ich wohl ohne Schande in fremder Glut entbrennen kan? Nein: Printz! nichts soll mich von der Schuldigkeit abbringen, damit ich meinem Liebsten, und mir selbst, verpflichtet bin. Ich will, wo es möglich ist, dero Hochachtung verdienen, und das kan nicht geschehen, als wann ich meine Tugend erhalte. Ich halte sie vor viel zu edelmüthig, als daß sie eine Person lieben solten, die sie nicht hochachten können. Was würde mir also übrig bleiben, ihre gute Meynungen entgegen zu setzen. Ich würde mich an dem vortrefflichsten Ehemanne versündigen, ihre Hochachtung und folglich auch hernach ihre Liebe verliehren, und ich würde also in der Schande meiner Schwachheit stecken bleiben. Sie fuhr weiter fort, ich sage itzt Euer Durchl. dasjenige, was ihnen manche kaum nach etlichen Jahren gesagt hätte, ich werde wenigstens das Vergnügen haben, daß ich sie nicht mit einer vernichteten Hoffnung betrogen. Glauben sie mir, (setzte sie mit Lächlen hinzu,) verliehren sie ihre Zeit nicht bey mir, es giebt hier weit schöneres Frauenzimmrr, als ich bin, und die werden sichs nicht übel gefallen lassen, wann sie diese Zuneigung zu ihnen wahrnehmen werden. Da können sie vielleicht glücklicher seyn.„

Der Printz hörte der Fr. von Moncenigo mit grösster

ster Ungedult zu. Die Ehrerbietung, so er vor sie hegte, hatte ihn in Stillschweigen erhalten. Als sie aber aufhörete zu sprechen, so machte er sich gefaßt, ihre Gründe zu widerlegen. Er sagte ihr alles vor, was er glaubte, das sie bewegen könne, endlich warff er sich ihr zu Füssen. „Das ist zu viel, Printz, (sagte die Frau von Moncenigo, indem sie ihn zugleich aufhub,) bis hieher hab ich alles, was sie mir vorgesagt, für verliebten Schertz aufgenommen, aber nun sehe ich wohl, sie wollen Ernst aus der Sache machen, und daher muß ich auch ernstlich mit ihnen reden. Ich bitte sie, reden sie mir nichts mehr von Liebe, wo sie nicht wollen, daß ich von ihnen gehen und sie allein lassen soll. Ich sage nochmahl, suchen sie andere Gelegenheit, dann ich kan und will solchen Vortrag nicht annehmen. Wollen sie nicht abstehen, so werde ich, wiewohl mit Verdruß, mich, so lange sie hier sind, auf das Land begeben müssen. Dies aber wird dem Herrn von Moncenigo gar nicht angenehm seyn, und ich getraue mir zu behaupten, daß die Ehrerbietigkeit und die grosse Liebe, die er vor Euer Durchl. träget, noch wohl werth wären, daß sie ihm diesen Verdruß nicht machen.„

Diese Rede, die sie mit einer edlen Ernsthaftigkeit ablegte, war vermögend die gantze Galanterie des Printzen zu verwirren. Er sahe wohl, daß hier nichts zu thun sey, aber sogleich konte er sich nicht entschliessen, von demjenigen abzustehen, das er sich zu erlangen so fest eingebildet hatte. Er wolte fortfahren, seine verliebte Gedancken zu erkennen zu geben, allein die Frau von Moncenigo that, als wann sie ihn nicht verstünde, sie that zwo oder drey Fragen an ihn, die ihn völlig aus der Ordnung brachten. Zu seinem guten Glück kam Gesellschaft, welches ihm Zeit gab, sich wieder zu besinnen. Man fragte ihn, ob er ein Spiel Milchiade mitmachen wolle, er nahm es zwar an, allein er spielte mit so grosser Verstreuung, daß er selbst nicht wuste, was er machte, da indessen die Frau von Moncenigo gantz aufgeräumt war, welches ihn denn gar um alle Hoffnung brachte. So bald das Spiel aus war, so wolte ihm zwar der Herr von Moncenigo beym Abend-Essen behalten, aber er gab vor, er habe Briefe zu schreiben, darum müsse er nach Hause gehen.

Als er aus seiner Gondol stieg, so überreichte ihn sein erster Gondolier ein Hand-Briefgen. Der Printz merckte bald, was es zu bedeuten hatte, er nahm es, und las es unten an der Treppe. In demselben war ihm ein Sammel-Platz um Mitternacht bestimmt, und er ward dahin eingeladen, doch so, daß er allein erscheinen solle. Man meldete ihm zugleich, sein Gondolier werde ihm alles nöthige sagen, daß er in die Arme einer Person gelangen möge, welche sich zu behaupten unterstünde, daß sie seiner würdig sey. Dem Printzen waren solche Begebenheiten angenehm, und jetzo suchte er ohne das den Verdruß zu vertreiben, den ihn sein mißlungner Anschlag bey der Frau von Moncenigo verursachte, darum nahm er sogleich die Einladung an, er überließ sich der Anführung seines Gondoliers vollkommen, als für dessen Treue einer der vornehmsten Venetianischen Kauffleute ihm Burgschaft geleistet hatte. Mitternacht war nicht mehr weit, und also durffte keine Zeit verlohren werden: Er that einen Mantel an, steckte ein paar Sack-Pistolen zu sich, und setzte sich in die Gondol, ohne zu wissen, wo man ihn hinführen würde. Nachdem der Gondel seinen Cameraden überlassen, so setzte er sich zu ihm, und sagte: „Eure Durchl. sind wohl ein schöner Printz, und verdienen gewiß eine hübsche Liebste. Ich will ihnen jetzo eine schaffen, die eine Dame von gros

grossem Herkommen ist, und ihres gleichen an Schönheit nicht hat. Sie ist nur 18. Jahr alt, und hat noch keinen Menschen, als sie, lieb gehabt. „ Der Printz lachte über diesen Eingang seiner Rede, forschte mit grossem Fleiß nach dem Nahmen der Dame, wie das Briefgen, das sie ihm geschrieben habe, in seine Hände gekommen, und woher er, Gondolier, sie kenne. Allein dieser Mann vergnügte die Neugierigkeit des Printzen sehr schlecht, „was den Nahmen der Dame betrifft, (antwortete er,) so ist mir verbothen, ihn zu sagen, und nichts in der Welt kan mich bewegen, ein Geheimniß zu offenbahren, das mir vertraut worden. Das Briefgen ist mir diesen Morgen in der Kirche gegeben worden, wo ich die Messe gehöret. Eine alte Frau mit einem langen Regen-Tuch umhüllet, kam zu mir, gab mir ein Zeichen, ich gieng ihr nach, sie führte mich in eine abgelegene Strasse, da gab sie mir das Briefgen, das ich ihnen übergeben, und sagte mir, ihre Frau habe sie lieb, und wolle sie gern sprechen. Ich bin mit ihr eins worden, daß ich sie um Mitternacht unter die Fenster des Hauses dieser Dame fahren solle, sie wolle an demselben seyn, um eine Leiter von Stricken anzumachen, welche ich ihr zuwerffen solle: Sie solten alsdann nur diese Leiter hinan steigen, und die Alte wolle sie in die Kammer ihrer Frau führen. Wann dieselbe in dem Hause wären, so solte ich fortfahren, bis um 3. Uhr des Morgens, da solle ich wieder kommen, und sie abholen, sie sollen alsdenn die Leiter wieder hinab in die Gondol steigen, und ich solle sie nach Hause führen.„

Dem Printz kam diese Verordnung, die man ohne sein Wissen gemacht, ziemlich artig vor, nur schien ihm die Ausführung etwas gefährlich. Er erinnerte sich an die Begebenheit, die ihm zu Madrit begegnet, und dis Andencken machte ihn Anfangs so zaghaft, daß er einige Minuten in Nachsinnen saß, ob er nach Hause kehren solle. Der Gondolier merckte seinen Zweifelmuth, fieng also aufs neue an zu reden, und sagte, er solle nichts fürchten, er wolle gut davor seyn, daß ihm nichts widriges begegnen solte; Er könne sich gantz sicher auf ihn verlassen, er wisse zu leben, und sey ohne allen Betrug. Der Printz, der keine Furchtsamkeit kannte, wurde beynahe über seinen Gondolier zornig, daß er ihn in diesem Verdacht habe. Er bedeutete ihm, daß er keinesweges aus Furcht in Zweifel stehe, ob er den Vorschlag eingehen solle, aber er stehe nur in Gedancken, ob auch das Frauenzimmer so viel Mühe werth sey. Der Gondolier verhieß sich des Teufels, wo sie nicht die schönste Dame in gantz Venedig wäre. Weil endlich die Gründe, die er vorbrachte, dem Printzen wichtig schienen, und er sich von Natur nicht viel pflegte bitten zu lassen, so befahl er ihm, er solle ihn nur an den bestimmten Ort bringen.

Nach verschiedenen hin und her Fahren hielt endlich die Gondel in einem engen Canal still. Die Anstalten waren so schön gemacht, daß die Leiter sogleich geworffen war. Der Printz stieg hinan, und als er zum Fenster hinein kam, so fühlte er, daß ihn jemand bey der Hand ergriff, und hörte, daß man zu ihm sprach: „Sorgen sie vor nichts, allerschönster Herr, sie sind hier in völliger Sicherheit, folgen sie mir nur nach, ich will sie jetzt glücklich machen.„ Er vernahm, daß es eine Weibs-Person sey, die mit ihm rede. Sie führte ihn durch verschiedene finstre Kammern, endlich aber kam er an eine Thüre, durch die er in einen grossen prächtigen und hellen Saal eingieng. Nach diesem kam er in ein kostbar ausgeziertes Gemach und endlich in ein Cabinet, welches an Vortrefflichkeit jenem nichts nachgab. Seine Begleiterin sagte hierauf: Sie bäte, ihr zu erlauben, daß sie ihn eine Zeitlang

allein lasse, um ihrer Frau Nachricht zu geben. Sie gieng hinaus, und sogleich darauf kam eine Dame, deren Schönheit, edle Stellung, und ausserordentlicher Pracht ihn gantz entzückten, ja er glaubte beynahe, er lebte zur Zeit der Zauberinnen. „Es kan nicht anders seyn, (sprach er bey sich selber,) das muß eine vornehme Person seyn, ihre Gestalt ist zu edel, und ihr Aufzug viel zu prächtig.„ Er grüßte sie mit grosser Ehrerbietung. Die Dame nahm ihn bey der Hand, führte ihn zu einem Sopa, und bat ihn, sich darauf nieder zu lassen, „was ich mit ihnen vornehme, (sagte sie zu ihm, mit sittsam niedergeschlagenen Augen,) giebt ihnen meine Gedancken hinlänglich zu verstehen, entlassen sie mich also der Pflicht, ihnen eine Bekänntniß derjenigen Gemüths-Bewegung zu thun, welche ich schon über einen Monat zu unterdrücken gesucht, bedauren sie also eine Unglückliche, die fast vor Schaam, über ihre gegenwärtige Unternehmung vergehet, die aber ohnfehlbar gestorben wäre, wann sie sich das Vergnügen, mit ihnen zu sprechen, länger versagt hätte.„ Der Printz nahm sie bey der Hand, küßte sie mit vieler Bewegung, und nachdem er für die Güte, die sie ihm erzeigte, gedancket hatte, so versicherte er sie, daß er diese Nacht unter die vergnügtesten seines Lebens zehle, und er halte sich jetzo für den beglücktesten Menschen.

In der That gedachte er in diesem Augenblick, so wie er es sagte, denn durch diese unbekannte Schöne hatte er die Frau von Moncenigo völlig vergessen, so reitzend angenehm kam sie ihm vor. Er konte sich nicht vorstellen, wie sie ihm Zeit seines drey monatlichen Aufenthalts zu Venedig habe verborgen bleiben können, und wie er so glücklich gewesen, daß sie verliebte Zuneigung zu ihm fassen sollen. Die Dame machte ihm diese Geheimnisse deutlich, sie gab ihm einen kurtzen Begriff von ihrem Lebens-Lauff, indem

dem sie sagte: „Ihre Eltern hätten sie sehr jung und wider ihren Willen an den Nobile N -- einen alten abgelebten Mann verheyrathet, der habe sie sechs Jahre lang in äusserstem Zwang und halber Sclaverey gehalten, nun sey er seit zween Monaten todt, und habe er ein grosses Vermögen hinterlassen, was sie aber höher, als alle Reichthümer, schätze, sey dieses, daß sie nunmehro über sich selbst zu gebieten habe. Der Gebrauch, daß die Wittwen in den 3. ersten Monaten nicht ausgehen dürffen, sey Ursach, daß sie zu Hause geblieben, und sich nicht in den Gesellschaften einfinden können. Ich gehe nicht aus, (fuhr sie fort,) als wenn ich in die Kirche gehe. Da habe ich sie vor vier Wochen das erste mahl gesehen. Seit der Zeit hat mir Dero Bild beständig vor Augen geschwebet. Ich habe mich unmöglich mehr des Vergnügens enthalten können, Sie zu sehen, und ich habe mich also entschlossen, an Sie zu schreiben, um Sie zu bitten, mir diese Freude zu machen. Ubrigens vergeben sie mir die Umstände, die ich erwählet habe, sie zu mir zu bringen. Ich wolte ihnen weder meinen Nahmen noch Wohnung bekannt machen, bis ich versichert sey, daß ihnen meine Person nicht unangenehm wäre. Ich sehe aber, daß ich so glücklich bin, und mir schmeicheln kan, sie werden zuweilen wieder kommen, also werden alle diese Umstände ferner nicht nöthig seyn, und sie sollen zu befehlen haben, so oft sie wieder zu kommen belieben.„ Der Printz bedanckte sich gegen seine schöne Wittwe für alle Höflichkeiten, die ihre gegenwärtige Rede in Ansehung seiner erhalten, er betheurete, daß er es lebendig erkenne, und sie ewig davor lieben wolle. Die Wittwe glaubte es, dann man glaubte leicht, was man sehnlich wünschet, und der Printz machte sich ihre Leichtgläubigkeit zu nutze. Er wolte noch nicht fort, als die Vertraute kam, und ihme Nachricht gab, daß seine Gondoliers auf ihn warteten, er bat vielmehr, ihm zu erlauben, daß er die Stelle des Verstorbenen einnehmen dürffte. Anfangs wegerte sie sich ein wenig, allein die Liebe ward bald grösser, als ihre Vernunft und Tugend,

 und

und also gab sie sich drein. Die Alte schickte den Gondolier wieder fort, und sagte, er solle nur nicht wieder kommen. In der That war es nicht unrecht, dann die beyden Verliebten fanden so viele Reitzung in ihrem Umgang, daß sie drey gantzer Tage beysammen blieben. Die Alte brachte das Essen, und der Printz bediente sich des weissen Zeugs des Verstorbenen.

Indem er nun solchergestalt seinen Lüsten nachhieng, wurden seine Sachsen äusserster massen beunruhiget, weil sie nicht wusten, wo er hingekommen. Der Herr von Vitzthum wolte die Gondoliers in Verhaft nehmen lassen, um von ihnen heraus zu bringen, wo sie ihn hingefahren hätten. Der erste, der bey dieser Gelegenheit den Mercurius vorgestellt, versicherte ihn, er habe nicht Ursach sich sorgsame Gedancken zu machen, er sey an einem guten Orte. Er erbot sich, in dem Pallaste als ein Gefangener zu bleiben, und man solle ihn der Obrigkeit übergeben, wann der Printz nicht diesen Abend käme. Dieß geschah den andern Tag, als der Printz weg kommen war. Der Herr von Vitzthum nahm ihm beym Worte. Anfangs lachte, tantzte und trunck der Gondolier; als aber der Tag verstrich, ohne daß der Printz zum Vorschein kam; so ward er für Bestürtzung halb unsinnig. Er schrye ohn Unterlaß: jo sono ingannato, jo sono tradito. Ich bin betrogen, ich bin verrathen. Endlich kam der Printz zu seinem guten Glück, indem der Herr von Vitzthum schon im Begriff war, ihn in Arrest setzen zu lassen. Der Gondolier ward so voller Freuden, daß er seiner selbst vergaß, dem Printzen an den Hals sprang, und ihm beynahe für Liebe die Kehle zugedrückt hätte. Der Printz ließ ihm zehen Sechinen geben, und das war eine kräftige Linderung der Unruhe, die sein Aussenbleiben erreget.

Nach der Zeit besuchte der Printz seine Wittwe öffentlich, und gantz Venedig erfuhr seine Neigung zu ihr. Die Frau von Moncenigo war froh, daß er andre Verbindungen eingegangen, und schertzte zuweilen über seine Unbeständigkeit. Der Printz sagte zwar zu ihr, er sey so flatterhaft nicht, als sie wohl glaube, er verehre sie allezeit, und die Wittwe sehe er nur als eine vertraute Freundin an, bey der er nur die Gedancken, die sein Hertz gegen sie hege, ausschütte: Allein, die Frau von Moncenigo antwortete: „Ich kan es leiden, wann Ihro Durchleucht mich Zeit Lebens auf itzige Weise lieben wollen, wann sie sich nur begnügen lassen, daß sie ihre Gemüths-Bewegung, bey ihren vertrauten Freundin, ausschütten können.„

Indessen aber liebte der Printz seine Wittwe in der That, und glaubte auch, daß er von ihr geliebet werde. Aber wer will die Weiber erforschen! Indem sie den Printzen die lebendigste und zärtlichste Liebe bezeugete; so betrog sie ihn doch. Einsmahls kam der Printz zu einer ungewöhnlichen Stunde zu ihr. Das Gesinde sahe ihn als den Herrn des Hauses an, meldeten ihn also nicht, und er gieng gerade auf das Zimmer der Wittwe zu. Auf der Treppe begegnete ihm die alte Cammer-Frau, welche, da sie ihn sah, zurück fuhr, und ihn bat, diesmahl nicht zu ihrer Frau zu gehen, dann sie befände sich nicht wohl, und ruhe also. Weil aber die Alte so heftig erschrocken, so nahm dieses der Printz als ein Anzeigen der Untreue seiner Wittwe auf,

auf, der eilte also sie zu ertappen. Aber was war das für ein Anblick, als er sie in den Armen eines Dominicaner-Münchs antraff. Der Printz kam diesen beyden Verliebten gantz nahe, ehe sie ihn gewahr wurden. Die Wittwe, welche ihn zuerst sah, machte ein lautes Geschrey. Dieses und die Gewalt, die sie anwendete, den Mönch los zu werden, machten, daß er vom Ruh-Bettgen auf die Erde fiel. Als die Dame auffstund, so verwickelte sie sich mit dem Fuß in ihren Rock, daß sie auf den Pfaffen fiel, welcher Zufall sie dann noch verwirrter machte. Indem sie sich aber aufzuhelffen bemühet waren, gab der Printz der Wittwe die nachdrücklichsten Verweise. Der Pfaff war vollkommen vergnügt, daß er seinen Huth und Mantel ergriffen, und also fortkommen konte, wiewohl er die Hosen mit beyden Händen tragen muste. Der Printz verfolgte ihn, und belohnte ihn, mit einigen Stockschlägen: Der Pfaff schrye entsetzlich, er sey ein Priester, und wann er ihn schlüge, so würde er in den Bann gethan werden. Je mehr er schrye, je nachdrücklicher schlug der Printz zu. Weil nun dies heilige Haupt keine Gondol antraff, in die es springen konte, so setzte er in den Canal, und würde wahrhaftig ersoffen seyn, wann ihm nicht einer von dem Gesinde der Dame zu Hülffe gekommen wäre.

Durch diese lustige Scene, welche sich schön auf das Italiänische Theatrum geschickt hätte, ward dem Umgang des Printzen mit der Wittwe ein Ende gemacht. Sie ward beschämt darüber, daß sie in ein Closter gieng, aus dem sie niemahls wieder heraus kommen. Daselbst hat sie in grosser Heiligkeit gelebt, und ist vor wenigen Jahren darin gestorben.

Aus

Aus Verdruß wegen der Untreue dieser Buhlerin, machte sich der Printz mit der Trompettia, einer berühmten Buhl-Dirne, bekannt. Alle Abende speiste er nebst der vornehmsten Venetianischen Jugend bey ihr. Diese junge Leute wurden insgesamt von dem unordentlichen Leben kranck, dem Printzen allein fehlte nichts. Ob er aber gleich hier einen Don Quichote in Galanterie vorstellte, wie er selbst zu sagen pflegte, so hatte er kein besonderes Glück. Er bekam verschiedene Briefgen, welche ihn auf gewisse Sammel-Plätze beschieden, er gieng auch hin, aber er fand, daß es meistens solche Schwestern waren, die ihm den Beutel zu fegen trachteten.

Als er nach Venedig zurück kam, so machte er sich einige Zeit mit der Bürgerschaft bekannt. Sein getreuer Gondolier war ihn trefflich behülfflich darzu, und er machte ihm allerhand Vortheile aus. Einsmahls brachte derselbe dem Printzen ein Billet, das in der vollkommenen Schreib-Art der Clelie abgefaßt war. Man bat den Printzen darum, einer Unglücklichen zu Hülffe zu eilen, welche noch aus Liebe zu ihm, sterben müsse. Die Person, die es verfasset, schrieb unter andern: „ man wolle ihn nur deswegen sprechen, daß man Gelegenheit habe, ihm zu sagen, man verehre ihn. Dieses sey die einige Schwachheit, deren die, so ihn erwarte, fähig sey, wenn es erst ausgemacht wäre, daß es eine Schwachheit heisse, einen Gott anzubeten. „ Die Roman-Schreib-Art dieses Briefes machte den Printzen begierig, seine Verfasserin zu kennen. Er gab zur Antwort: er wolle an bestimmten Ort erscheinen. Er vernahm von seinen Gondolier, daß es die Frau eines Kauffmanns, Nahmens Matthäi sey, die ihn er-

 war-

warte, sie wohne in der Krämer-Gasse, und diesmahl sey es nicht nöthig, zum Fenster hinein zu steigen. Die Schöne hatte sich mit dem Gondolier verglichen, daß ihre Haus-Thüre offen stehen solte, und sie würde Se. Durchl. daselbst erwarten. Allein alle diese Anstalten schlugen fehl. Mein Herr Matthäi, der nach Padua verreisen sollen, blieb wegen einiger Geschäften zu Venedig, und also die Thüre des Hauses verschlossen. Die Frau Matthäi war an einem Fenster, und entschuldigte sich sehr bey dem Printzen, daß sie ihr Wort nicht halten könne, und versprach, so bald ihr Mann verreist seyn würde, so wolle sie es Jhro Durchl. zu wissen thun. Der Printz muste also unverrichter Sachen abziehen, und war ziemlich verdrießlich darüber, weil er sich so viel Mühe gegeben.

Einige Tage giengen vorbey, ohne daß er das geringste von der Matthäi vernahm. Als er aber einsmahls frühe noch im Bette lag, so meldete man eine Weibs-Person bey ihm an, die ihren Nahmen nicht sagen wolle, und die ihr Gesichte mit einem Schleuer bedeckt habe. Er befahl sie herein zu lassen, und sagte zu seinen Leuten, ihn allein zu lassen. Wie die Unbekannte hinein kam, so entschuldigte sich der Printz, daß er sie mit so wenig Ceremonien empfange, bat er sie, sich nieder zu lassen, und zu berichten, wo er dienen können. Als das Frauenzimmer Platz genommen, so fieng sie an zu seufftzen, und mit leiser Stimme zu sprechen: „Jhro Durchleucht haben vor einigen Tagen die Mühe über sich genommen, zu mir zu kommen; dazumahl habe ich die Ehre nicht annehmen können, und also wolte ich um Entschuldigung gebeten haben, und, wo es möglich ist, den damahligen Fehler verbessern.„ An dieser Anrede erkannte der Printz, daß es die Frau Matthäi sey. Er bezeugte ihr sein Vergnügen, und seine Erkänntlichkeit, daß sie sich so geneigt gegen ihn bezeugen wolle, er bat sie, den Schleuer von sich zu legen, und ihm die Lust nicht zu versagen, sie ansehen zu können. Allein er verwunderte sich nicht wenig, als die Frau Matthäi versetzte, sie könne sich keinesweges entschliessen, ihren Schleuer abzuthun, es würde sich nicht schicken, mit entblößtem Gesicht bey einer im Bette liegenden Manns-Person zu erscheinen, er solle sie in ihrem Hause zu sehen bekommen, wann sie erst überzeugt wäre, daß er sie liebe, allein das könne nicht in einem Tage geschehen. Der Printz mochte sie bitten wie er wolte, er bekam allezeit dieselbige Antwort. Sie blieb zwo Stunden bey ihm, und führte eine ziemliche Menge Stellen aus dem Tasso an, endlich beredete sie sich mit dem Printzen, daß er folgende Nacht zu ihr komme, und damit gieng sie davon.

Er traff sie mit umhüllten Angesicht an, eben wie sie zu ihm gekommen war. Sie führte ihn in einen niedrigen Saal, der mit schönen Schildereyen ausgezieret war, und in welchen man einige Erfrischungen mit grosser Nettigkeit zurecht gestellt. Die Frau Matthäi bezeugte eine grosse Freude, ihn zu sehen, sie sagte ihm ein Sonnet her, das sie auf ihn gemacht zu haben vorgab. Allein der Printz konte nicht von ihr erhalten, daß sie ihren Schleyer weg that. Weil nun diese Weise zu lieben ihm gar nicht anstand, er auch auf die Gedancken gerieth, hinter diesem Eigensinn müsse wohl ein besondres Geheimniß verborgen stecken,

cken, das der Frau Matthäi eben nicht allzuvortheilhaft seyn werde, so ward er gantz kaltsinnig, so, daß es auch die Frau Matthäi merckte. Sie entsetzte sich darüber: „Ich sehe schon, (sprach sie mit schwacher Stimme,) ich muß ihrem Willen nachgeben. Nun so sehen sie mich dann an, (fuhr sie fort, indem sie zugleich ihren Schleyer wegthat,) und nun thun sie den endlichen Ausspruch, ob ich leben oder sterben soll.„ Der Printz erstaunte über die Schönheit der Frau Matthäi, und suchte auch nicht einmahl, seine Verwunderung zu verbergen. Sie sahe die Würckung ihrer Reitzungen mit vielen Vergnügen, und konte sich selbst nicht mehr in Schrancken halten, sondern fiel den Printzen um den Hals, nennte ihn ihren Caro, ihren Angelo, mit einem Worte, der Roman kam schleuniger zum Ende, als sie willens gewesen, und der Printz vermuthet hatte.

Zwey Monat, nemlich so lange der Ehemann in Terra firma sich aufhielt, währten die Besuche des Printzen; allein die Schwürigkeiten, die er nachgehends antraff, und seine natürliche Unbeständigkeit, machten endlich, daß er ihrem Umgang absagte, und die Signora Matthæi mit einer Nonne, in dem Closter zu * *, in welches lauter Adelich Frauenzimmer aufgenommen wird, das denn einer grossen Freyheit geniesset, verwechselte. Der Printz sahe sich genöthiget, sein Liebes-Werck nach den Regeln einzurichten. Diese Nonne ließ ihn das gantze Land der Zärtlichkeit *) durchlauffen, ehe sie ihn zur Haupt-Stadt

*) Dieses zielt auf den Roman der Frantzösischen Scuderi Cleri genannt, in welchem die Art zu lieben unter dem Bilde einer Wanderung durch das Land der Zärtlichkeit (le Pays de Tendre) vorgetragen wird.

Stadt *) Genuß führete. Als diese Liebes-Streiche gespielet wurden, brachte er gantze Tage in der Kirche * * an der Thüre des Sprech-Saals zu. Dazumahl meynte schon gantz Venedig, er sey Catholisch worden, und die Pfaffen redeten von seiner Bekehrung, als von einer gewissen und wunderbahren Sache. Die Andächtigen bewunderten die Güte der Vorsicht, daß sie dergestalt ein verirrtes Schaaf in den Schooß der Kirche zurück geführt habe. Es hätte wenig gefehlt, so wäre die Nonne gar unter die Heiligen in der Littaney gesetzet worden. Die Welt-Leute, die nicht so wie der Pöbel gedachten, wusten schon, woran es gelegen war. Der Printz aber bekümmerte sich nicht wenig drum, was man davon rede, er gieng immer nach seinem Wege, und suchte nur, sein Vergnügen zu befördern. Dergestalt brachte er, zu Venedig von jedermann geliebt, geehrt, und hochgeachtet, die Zeit zu. Die Galanterie hält da niemand vor ein Laster, und den Printzen entschuldigte man noch dazu mit seiner Jugend.

Endlich reiste er aus dieser Stadt, um Italien zu durchwandern. Die erste Stadt, wo er sich ein wenig aufhielt, war Bologna. Der dasige Adel, der sich allezeit eine besondere Mühe giebt, die Fremden höflich zu unterhalten, erwieß ihm gantz besondere Ehre. Der Legat, welches der Cardinal Buoncompagno †) war,

*) So hat es der Verfasserin gefallen die Haupt-Stadt zu nennen. Was von diesem Romain, so wohl als auch der abgeschmackten Schreib-Art, desselben zu halten sey, kan aus dem Boileau nicht unbekannt seyn.

†) Dieser Cardinal war ein Vaters-Bruder des Cardinals Buoncompagno, Ertz-Bischoffs von Bologna, in dessen

war, gab ihm zu Ehren ein herrliches Gast-Gebot, aber ungeachtet dieser Höflichkeiten, hielt sich der Printz doch nicht lange zu Bologna auf. Er erhub sich nach Florentz, wo er dem Groß-Hertzog Cosmum II. besuchte, und errichtete eine sehr vertraute Freundschaft mit dem Groß-Printzen, der die Schwester des verstorbenen Churfürsten von Bayern und Cölln geheyrathet hatte. Der Printz war äusserst vergnügt, diese Printzeßin zu sehen. Sie war die Zierde des Toscanischen Hofes, ihre Höflichkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit brachten ihr die Bewunderung gantz Italiens zuwegen. Sie war eine Liebhaberin von Lustbarkeiten und Pracht, ihr Gemahl und sie waren äusserst beschäftiget, dem Printzen von Sachsen allerhand Vergnügen zu machen, bey dem er seine Geschicklichkeit, und sie ihren Staat konten sehen lassen. Man brachte gleich alles zu Wercke, was sich vortrefflichen bey Balletten und Comödien aufführen läßt, der Groß-Hertzog aber hielt diese Lustbarkeiten für allzugemein, und wolte eines das mehreres Aufsehen machen solte. Er entschloß sich also ein Caroussel anzustellen, bey dem alle Leute von Herkommen zu Florentz solten zugelassen werden, und das gantze Volck zuschauen solte. Der Printz, der seines gleichen in dieser Art Ubungen nicht viel hatte, fiel mit Freuden dem Groß-Hertzogen bey, und es ward also beschlossen, es solten vier Qvadrillen seyn, welche die vier Monarchien vorstellen, und deren Anführer der Printz von Sachsen, der Groß-Printz,

Hände der Chur-Printz von Sachsen, itziger Churfürst und gecrönter König in Pohlen, sein Catholisch Glaubens-Bekänntniß abgelegt.

Printz, die Hertzoge von Mantua und Guastalla seyn solten. Es solten vier Maitres de Camp dabey seyn, nun die Befehle zu geben, und die Ritter, die sich am besten halten würden, solten einen Preiß bekommen, dessen Werth dem Ausspruch der Ritter frey stehen solle. Alle Ritter so wohl die Florentinischen als Fremden solten ihren Adel vor einen Wappen-Herold beweisen, und wo sie es nicht können, solten sie nicht zugelassen werden.

Als die Anstalten dergestalt gemacht waren, so beschäftigten sich die Printzen und Herren mit der Nothwendigkeiten ihres Staates, und ihren Ziffern und Devisen etwas galanter einzuverleiben, daß eine Absicht auf die Personen hatte, die sie liebeten.

Endlich brach der Tag des Caroussels an. Der Groß-Hertzog, der Cardinal von Medicis sein Bruder, und die Groß-Printzeßin, welche von ihrem Frauenzimmer begleitet wurde, erhub sich in die Galerien, und auf die Schau-Gerüste, die man vor sie gemacht hatte. Die vier Häupter erschienen mit ihren Qvadrillen. Ihnen folgte eine Menge Pferde und Bedienten, die einen so prächtigen Aufzug machten, als man wohl niemahls in Florentz gesehen hatte. Der Printz führete die Perser, er hatte keine andere Farbe als weiß und blau, welches die Leib-Farbe der Groß-Printzeßin war, die er hiemit beehren wolte, indem er keine Buhlerin in Florentz gesucht.

Niemahls hat man so grosse Geschicklichkeit sehen lassen, als der Printz hier bewieß. Wiewohl der Groß-Printz der beste Reuter in gantz Italien war, so wuste man doch nicht, wem man den Vorzug lassen

sen solte. Der Printz hatte was angenehmes in seinem gantzen Thun, daß ihm jedermann geneigt ward; Das sämtliche Frauenzimmer bezeugte eine grosse Freude, nachdem er seine Schrancken glücklich vollbracht. Er bekam den ersten Preiß, und er hätte sie insgesamt erhalten können, wann er nicht befürchtet hätte, die andern Ritter möchten gar zu zornig werden.

Der Hertzog von Mantua sahe mit gröster Ungedult, daß der Printz von Sachsen so grosse Vortheile erhielt, und er ließ sich einiger Worte vernehmen, die sein Mißvergnügen zu erkennen gaben. Den andern Tag brachte man dieselbe, welches ziemlich unverständig war, dem Printzen zu Gehör, welcher sogleich willens ward, sich deswegen Rechenschaft geben zu lassen. Er schrieb also dem Hertzog ein Briefgen, in welchem er ihn auf einen Duell forderte, und demselben die Wahl überließ, mit welchen Waffen es geschehen solle. *) Rose, ein Edelmann von der Cammer des Printzen, bestellte diese Herausforderung. Der Hertzog von Mantua war niemahls willens gewesen, sich durch grosse Tapfferkeit unsterblich zu machen, und darum zitterte und bebete er, als er dieses Briefgen durchlaß. Er sagte zu Rosen, „er wisse gar nicht, worinn er den Printzen mißfallen müsse, und ehe er sich schlagen wolle, lieber würde er bey Ihro Durchl. alle ersinnliche Entschuldigung ablegen.„ Rose antwortete, „er halte davor, sein Herr werde sich begnügen lassen, wenn Ihro Durchl. ihm eine schriftliche Erklärung mitgeben wolten, in welcher sie erkännten, daß der Durchlauchtigste Printz von Sachsen Sie zu einem Duell gefordert; Sie aber seine Tapf-

*) Er ist als General-Lieutenant in Sächsischen Diensten gestorben.

Tapfferkeit gescheuet hätten, daß sie es nicht wagen wollen, sich mit einem so Helden-müthigen Printzen zu schlagen.„ Der Hertzog von Mantua fiel Rosen um den Hals, danckte ihm tausendmahl, daß er ihm ein Mittel an Händen geben wollen, dem Duell zu entkommen. Er schrieb gleich ein Briefgen, das bis auf den mindesten Umstand mit Rosens Vorschrift einstimmig war, und nachdem er es unterschrieben hatte, so versiegelte er es mit seinem Petschaft. Als der Printz dis Briefgen las, so zuckte er die Achsel, und sagte zu Rosen: Ist es möglich, daß ein Fürst so niederträchtig seyn, und solche Erklärung von sich geben kan. Weil aber indeß der Hertzog von Mantua besorgte, der Printz möchte damit noch nicht zufrieden seyn, so nahm er insgeheim die Post, und verbarg sich in die Haupt-Stadt seiner Länder.

Wenige Tage nach dieser Begebenheit verließ der Printz Florentz, und war äusserst vergnügt über die Ehre, die man ihm angethan hatte. Weil er nun daselbst vom Groß-Hertzog frey gehalten worden, so machte er an die Minister und übrige Bedienten dieses Herrn überaus prächtige Geschencke. Er hielt sich einige Tage zu Siena auf, woselbst ihm eine Gelegenheit vorstieß, welche seiner Großmuth rühmlich war, und ihm die Hochachtung aller dasigen braven Leute zuzog. Sie bestehet darin.

Es hatte, als er sich noch zu Florentz aufhielt, ein Abt von Siena bürtig, von einer seiner Anverwandtinnen, als der schönsten Jungfer in Italien, mit ihm gesprochen, und hatte sich anheischig gemacht, wenn er durch Siena reisen würde, so wolle er sie ihm zeigen. Als der Printz sich in dieser Stadt befand, so

so forderte er vom Abten, er solle sein Wort halten. Der Abt führete ihn noch denselben Abend in die Haupt-Kirche, wo seine Base einen Salus beywohnete. Der Printz fand, daß die junge Person in der That schön sey, und bat den Abten inständigst, er solle ihm Gelegenheit schaffen, allein mit ihr zu sprechen. Dieser dienstfertige Geistliche gab zur Antwort, das, was er begehre, sey zwar nicht gantz und gar unmöglich zu erlangen, allein, es würde so wohl Geld als Mühe genug kosten. Der Printz antwortete, was die Mühe beträffe, so wolle er ihn davor sorgen lassen, was aber die Ausgaben anlange, so solle ihm keine reuen, und wenn er nur zu seinem Zweck gelange, so wolle er so viel geben, als man verlangen werde. Als der Pfaffe eine so weitläufftige Vollmacht hatte, so zog er zu Felde, er begab sich zur Mutter dieser jungen Person, die er weit gefälliger fand, als er sich eingebildet hätte. Dieses Weib versprach ihre Tochter für 1000. Pistolen, die ihr baar müsten ausgezahlet werden, hinzugeben.

Als die Sache also eingerichtet war, so redete sie mit ihrer Tochter, die aber ihrem Verlangen gantz zuwider war. Ausser dem Abscheu für Beschimpfung, war sie noch durch die Liebe zu einem jungen Menschen, der ihr die Ehe versprochen, zurück gehalten, den ihr aber die Mutter nicht erlauben wollen. Sie warff sich ihrer Mutter zu Fusse, und bat sie inbrünstig, ihr keine That zuzumuthen, die sie in Schaam und Schande stürtzen würde. Die Mutter blieb unbeweglich, und sagte, wenn sie ihr nicht gehorsam seyn würde, so wolle sie sie Lebenslang in ein Closter stecken. Diese Drohung machte dem Mägd-

gen angst, alleine ihre Verzweifflung gab ihr ein Mittel an die Hand, sich für allem Schimpff zu bewahren. Sie verbarg ihrer Mutter, was sie vor hatte; und indem sie sich stelle als ergebe sie sich ihrem Willen, so sagte sie zu ihr, der Printz von Sachsen könne sich nur einfinden.

Der Abt, der diese Antwort zu hinterbringen über sich genommen, führete den Printzen zu seiner Base. Die Mutter nahm ihn sehr vortheilhafft auf, die Tochter aber hatte die Augen niedergeschlagen und sprach nicht ein Wort. Diese frostige Aufnahme kam dem Printzen nicht fremde vor, er schrieb sie der Gegenwart der Mutter, und den letzten Kräfften einer unterdrückten Tugend zu. Er brannte für Ungedult sich allein bey ihr zu befinden, und sogleich gieng der Abt und die Mutter davon. Allein, wie sehr verwunderte er sich nicht, als diese junge Person ihm mit Thränen zu Fusse fiele, dieselbe umfassete, und ihn mit weinender Stimme bat, sich einer unglücklichen Tochter zu erbarmen, die eine grausame Mutter ihrem schändlichen Geitz aufopfferte. „Printz! sagte sie, ich bin in ihrer Gewalt, und kan auf nichts mehr, als auf ihre Großmuth meine Hoffnung setzen. Die flehe ich an, und glaube, sie ist eben so groß, als Dero Geschlecht. Um GOttes willen mißbrauchen sie sich der elenden Umstände nicht, in welche mich meine Mutter setzet„ Der Printz ward über den Zustand dieses Mägdgen gerührt, hub sie von der Erden auf, und sagte zu ihr: „Fürchte nichts, meine Tochter, das sey ferne, daß ich mir die Gewalt, die mir deine Mutter gegeben, zu Nutzen machen solte: Gegentheils will ich dich selbst wider diese Mutter beschützen: Sage du mir nun, was ich disfalls thun muß.„

O humöglich kan ein vom Todes-Urtheil Begnadigter

digter so freudig seyn, als dieses tugendhafte Mägdgen. Sie fiel dem Printzen von neuem zu Fusse; aber sie konte kein Wort fürbringen, sie hielte seine Knye umfaßt, und schien ihn gleichsam als ihren Schutz-Engel anzubeten. Der Printz hube sie wieder auf, und nachdem er ihr ein wenig Zeit gelassen sich zu fassen, so bat er sie, sie solle ihm doch sagen, wie sie habe ihre Einwilligung geben können, sie allein bey ihm zu lassen, da sie ihm doch nicht zu Willen seyn wollen. Sie beschrieb ihm hierauf gantz genau, was zwischen ihr und ihrer Mutter vorgegangen, und verhelte ihm auch nicht, wie die Besorgniß eines Liebsten, der ihr angenehm sey, verlustig zu werden, sie bewogen habe, sich dem Willen ihrer Mutter so weit zu unterwerffen. Printz, (sagte sie,) ich machte mir Hoffnung, mein Elend werde sie rühren, und wo ich mich hier betrogen hätte, so sehen sie hier, (fuhr sie fort, indem sie ihm zugleich einen Dolch wieß,) dieses hätte mich schon vor der Schande bewahren sollen; diesen Dolch hätte ich mir gleich in die Brust gestossen.

Der Printz ward gantz bestürtzt und eingenommen, als er so viel Muth bey einer Person von siebzehen Jahren antraff. Ich bewundere, (sagte er zu ihr,) „ich bewundere, meine Tochter, eure Schönheit, und verehre eure Tugend. Ich bin erfreuet, daß ich im Stande bin, eure Glückseligkeit befördern zu können. Ja ich will es bey eurer Mutter zuwegen bringen, daß sie ihre Einwilligung zu eurer Heyrath mit dem, dem ihr euch versprochen habt, geben soll, und daß ihr von meiner Hochachtung gewiß werdet, so erlaubet, daß ich euch eine jährliche Pension, von 1000. Rthlr. auf Lebenslang anweise.„ Die junge Weibs-Person empfand eine lebendige Freude, über das großmüthige Verfahren des Printzen, und versicherte ihn, daß sie sowohl,

wohl, als ihr Liebster, eine ewige Erkänntlichkeit hegen würden, „wolte doch, (sagte sie,) der Himmel ihnen den Ruhm der höchsten Schicksale gewähren.„ Der Printz antwortete, er sey vor ihren guten Wünschen verbunden. Er bat sie, ihre Mutter zu ruffen, und ihn mit ihr allein zu lassen.

Nachdem diese Frau gekommen war, so verwieß er ihr erst ziemlich heftig, daß sie ihrer Tochter mit solcher Gewalt zugesetzt. Nachgehends sagte er ihr, daß wenn sie von ihm verlange, er solle ihr die bewusten Pistolen auszahlen lassen, so müsse sie ihn die Verehligung ihrer Tochter willigen. Und als er ihr einige Unentschlossenheit anmerckte, so sagte er ihr ferner: „Ihr müsset meinen Willen vollziehen, oder ihr müßt euch entschliessen, euch in ein Closter zu begeben. Dies will ich mir, als eine Gewogenheit vom Groß-Hertzog ausbitten, und ich kan gewiß glauben, er werde mir dieselbe schon zustehen. Denn ich sage noch einmahl, ich werde nicht zugeben, daß eure Tochter bey euch wohnen bleibe.„ Das Wort Closter erschrack die Mutter so sehr, als der Tochter entsetzlich gewesen. Sie willigte also in das Begehren des Printzen, man ließ den jungen Menschen und den Notarium holen, der Ehe-Vertrag ward angerichtet, und sogleich unterzeichnet. Der Printz bezahlte die 1000. Pistolen an die Mutter, und der Tochter versicherte er die Pension.

Als die Sache solchergestalt geendiget war, so verreisete der Printz nach Rom. Er kam in diese Haupt-Stadt der Welt, zu einer Zeit, da die Andacht und Neugierde die Fremden von allen Enden herbey locken. Anton Pignatelli saß damahls auf dem Stuhl Petri unter dem Nahmen, Innocentius der XII. Der

Printz machte diesem Pabst seine Aufwartung, und ob es wohl unter dem Nahmen eines Grafen von Meissen geschahe, so erwieß ihm doch dieser Pabst eben die Ehre, die man regierenden Printzen anzuthun pflegt. Er besprach sich lange Zeit mit ihm von seinen Reisen, von dem Zustand des Spanischen Hofes, und von dem elenden Zustand, in welchen sich die Catholische Kirche in Sachsen befinde. Der Heil. Vater empfahl ihm ihre Glaubens-Verwandten, und der Printz versprach ihm, sie in allem, wo er könne, zu beschützen. Der Pabst, der hierüber gantz Freuden-voll ward, umarmte ihn, und sagte zu ihm, eben im Prophetischen Geiste: „GOtt wird ihre Tugend vergelten, er wird sie wieder in den Schooß der Kirche bringen, und sie werden einst die höchsten Schicksale erleben.

Bey allen Ceremonien der Heil. Woche hatte der Pabst die Geneigtheit besondere Befehle zu geben, daß der Printz eine gelegene Stelle bekame. Er machte ihm kostbare Verehrungen, und alle Tage sendete er einen Cameriro d'honore, um sich wegen des Zustandes des Printzen zu unterrichten. Den Frohnleichnams-Tag gab einsmahls der Pabst dem Printzen, den er an einem Fenster des Pallastes Occaramboni wahrnahm, die Benediction des Heil. Sacraments. Gantz Rom ärgerte sich über dieses Vornehmen des Heil. Vaters, und Pasquinus hatte gar den Einfall: Der Pabst sey Lutherisch, und der Printz von Sachsen Catholisch worden.

Die Cardinäle folgten endlich dem Beyspiel des Heil. Vaters, gaben etwas von ihrem murrischen Ceremoniel nach, und erwiesen dem Printzen allerhand Höflichkeiten. Ja der gantze Adel richteee sich nach ihnen, und war nicht weniger beschäftiget ihn mit allerley Lustbarkeiten zu ergötzen. Ein jeder beehrte ihn immer aus Nacheiferung gegen den andern, und zu Frescati, Tivoli und Albano waren beständig Gesellschaften.

Unter allen Familien zu Rom war keine, die ihm grössere Höflichkeiten bezeugte, als das Haus Colonna, und er gieng auch fleißiger zu ihnen als allen übrigen. Die Frau Connetable *) war zwar keine Schönheit, aber sie hatte was erhabnes an sich, und einen ausbündigen Verstand, der ihr mehr Verehrer zuzog, als denen insgesamt, die die Natur mit mehreren Reitzungen begabt hatte. Sie wuste ihre Liebhaber vortrefflich zu erhalten, und indem sie denselbigen allen gleich begegnete, so erhielt sie jeden in gleicher Hoffnung. Ihr Haus stund allen vornehmen Leuten beyderley Geschlechts offen. Man spührte in demselbigen noch einiger massen das freye Wesen, das die Connetable Maria Mancini darinn eingeführet hatte. Es war oft Concert daselbst, man spielte starck, und sehr oft wurden Festins darinn gegeben, an denen gantz Rom Theil nahm. Der Printz von Sachsen brachte gemeiniglich die Abend-Zeit in demselbigen zu, er fand ein unendliches Vergnügen in dem Umgang der Connetable, und diese Printzeßin bewunderte die Scharffsinnigkeit und den Verstand des Printzen nicht weniger. Sie entschlug sich alle Liebhaber, um sich mit ihm allein zu unterhalten, die Zeit ward ihr überall lang, wo der Printz nicht war, und

*) Sie war aus dem Hause Pamphili.

und sie konte ihre Gedancken von ihm so schlecht bemeistern, daß es der Connetabile merckte. Seine Eifersucht ließ das nicht zu, daß er erlauben solte, daß sich seine Gemahlin in Rom aufhalten solte, so lang der Printz da wäre, er gab vor, daß er wegen Dinge von äusserster Wichtigkeit sich in das Königreich Neapel begeben müsse, die Frau Connetabile muste ihn begleiten, und er verbarg sich also mit ihr, auf einem seiner Güter.

Der Printz konte die Abreise der Connetabile leicht überwinden, denn er hegte lauter Hochachtung vor sie. Sein Hertz hieng vielmehr an die Madame Monti, welches die gröste Schönheit Roms war. Der Printz entdeckte ihr seine Wünsche, er ward erhört, und wie man spricht, so ist ihn sein Sieg nicht einmahl theuer zu stehen kommen. Allein seine Liebe für dieselbe erlosch eben so bald, als sie entstanden. Der geringe Verstand der Madame Monti machte, daß er sie verließ.

Das freye Hertze des Printzen fiel indeß von einer Schöne auf die andere, und nichts konte ihn beständig machen. Er machte sich den Stillstand zu nutze, den ihm die Liebe zustund, und besahe indeß die alten und neuen Seltenheiten, die Rom im Uberflusse aufweiset. Damahls erlangte er den vortrefflichen Geschmack in der Mahler- und Bau-Kunst, die Kenntniß der Alterthümer, und die Fähigkeit von allen schönen Sachen geschickt zu urtheilen.

Als er hier seiner Forsch-Begierde ein Gnügen geleistet, so reisete er nach Neapel, hielt sich aber daselbst nur so lang auf, als es nothwendig war, eine Stadt zu besehen, die ihre Seltenheit und schöne Lage so sehr

sehr als diese unterscheidet, und so berühmt macht. Er schiffte nach Sicilien, und ob er schon mit gutem Winde abgesegelt war, so stunde er doch ein grausames Ungewitter aus. Es währete fünff Tage, und die Schiff-Leute verlohren endlich Rath und Muth, und die Reisenden alle Hoffnung. Der Steuermann wuste sich nicht mehr zu helffen, war gantz ermüdet, und von Furcht und Schrecken niedergeschlagen, verließ daher das Ruder, und ließ das Schiff dem freyen Willen der stürmenden Winde. Als der Printz die Unordnung sah, die sich unter dem Schiff-Volck ausgebreitet, nahm er das Steuer-Ruder, und nachdem er einen gantzen Tag und eine gantze Nacht die Pflichten des Steuermanns versehen, so hatte er das Glück, das Schiff zu erhalten, und in Palermo einzulauffen.

Er hielte sich nur kurtze Zeit in dieser Haupt-Stadt auf, wie in Sicilien überhaupt; doch aber besah er die vornehmsten Städte. Seine Neugierde trieb ihn so weit, daß er sich an den Berg Ætna erhub, an jenes Trauermahl des Riesen Typhon, und die Höle, in der Vulcan seine Feuer-Esse aufgerichtet. Nachgehends war er zu Messina, wo er sich wieder einschiffete, um durch die Meer-Enge zu gehen, und kam glücklich nach Reggio. Er durchstrich Calabrien, besahe Neapel noch einmahl, und kam nach Rom zurück. Daselbst besuchte er den Pabst noch etliche mahl, und darauf reisete er nach Venedig. Er war vergnügt, daß er sich wieder da befinden solte, und alles war froh, da man ihn wieder sah. Er hatte sich vorgenommen, sich noch eine Zeitlang daselbst aufzuhalten: Als er aber vernahm, daß Ludwig der XIV. den Kay-

Kayser Leopold und das Reich mit Krieg überzogen, so entsagte er den Venetianischen Lustbarkeiten, und dachte sich nunmehr auch Ruhm zu erwerben. Er begab sich zur Armee am Rhein, und zeigte daselbst den Heldenmuth, den er niemahls abgelegt, und seine Feinde bewundern müssen.

Als der Feld-Zug zu Ende gebracht war, so wolte der Printz nach Italien zurück gehen, allein die Churfürstin, seine Mutter,*) und der Churfürst sein Bruder, baten ihn so inständig nach Sachsen zurück zu gehen, daß er ihnen dieses Vergnügen nicht abschlagen konte. Er nahm seinen Weg über Nürnberg und Bareith, und in dieser letztern Stadt ward er von dem Marggrafen von Brandenburg aufgehalten, der ihn sehr prächtig empfieng. An diesem Hofe sahe er die Printzeßin Eberhardina, die Tochter des Marggrafen. Die Schönheit dieser Printzeßin schien ihm alle diejenigen zu übertreffen, die er auf seinen Reisen gesehen. Er ward auch weit verliebter in sie, als er in alle seine Buhlerinnen gewesen, und weil er bloß, nichts fremdes mehr zu lieben, so suchte er sich den Besitz von ihr zu versichern, welches ihm als die gröste Glückseligkeit vorkam.

In der That war die Printzeßin von Bareith eine derjenigen Personen, die man ohne Verwunderung nicht ansehen kan. Die Weisse ihrer Haut, und ihrer blonten Haare machten ihr ein so herrliches Ansehen, dergleichen nur an ihr allein zu finden. Alle ihre Züge waren ordentlich, und ihr Gesicht, und ihre Person

*) Anna, Printzeßin, Tochter Friedrich III. Königs in Dänemarck.

Person voller Annehmlichkeit und Reitzung. Sie hatte einen sittsamen und bescheidenen Verstand, welches ihren Umgang beliebt machte. Man konte ihr nichts vorrücken, als sie thue vor eine Person von funffzehen Jahren gar zu ernsthaft.

Der Printz von Sachsen befliß sich, ihr zu gefallen, und als er glaubte, daß ihr seine Bemühung nicht mißfalle, so bot er ihr die Ehe an. Die Printzeßin antwortete, sie stehe unter dem Befehl ihrer Eltern, und ohne ihre Einwilligung würde sie keine Wahl treffen; sondern von ihren Händen wolle sie den Gemahl annehmen, den sie ihr darbieten würden. Der Printz begab sich also zu dem Marggrafen, und begehrte seine Printzeßin zur Gemahlin. Sie ward ihm versprochen, die Verlobung gieng vor sich, und bald darauf ward das Beylager, mit allem Pracht und Ceremonien, die bey solchen Gelegenheiten üblich sind, gefeyert.

Der Printz brachte seine Gemahlin nach Dreßden, wo sie von der Churfürstlichen Mutter und dem Churfürsten mit allen Merckmahlen der Zärtlichkeit aufgenommen wurden. Verschiedene Monate lang waren bey Hofe nichts als Festins und Freuden-Bezeugungen. Die Sachsen, die ohne das, den Printzen mehr, als den Churfürsten liebeten, bestrebeten sich recht ernstlich, ihre Neigungen an den Tag zu legen, um ihr Vergnügen über seine Wiederkunft zu erkennen zu geben.

Alle diese öffentliche Freudens-Bezeugungen verkehrten sich bald in Traurigkeit. Die Fräulein von Neitsch, welche der Churfürst noch immer mit gantz ausserordentlicher Heftigkeit liebte, bekam die Pocken

cken und starb. Der Churfürst gerieth in solche Verzweiflung, daß ihn niemand besänftigen konte. Man konte ihn nicht einmahl von dem erblaßten Cörper wegreissen, er umfaßte dieselbe, und sagte ihr noch allerhand bewegliche Dinge. Er wünschte sich den Tod, um aus einem Leben zu kommen, das ihm seit dem Tode seiner Neitschin verhaßt sey.

Jedermann glaubte, das gantz entsetzliche Klagen des Churfürsten habe eine übernatürliche Ursache, und weil die Gerichte in Sachsen nicht einig sind mit dem Parlement zu Paris, wo man keine Zaubereyen glaubt, zweifelten sie gar nicht, die Fräulein Neitsch müsse Zauber-Künste angewendet haben, damit sie geliebt würde. Es gieng damahls das Gerüchte, man habe unter ihren lincken Arme ein Tüchlein gefunden, das in Blut gedaucht, und in welches ein Papier mit Charactern beschrieben, gewickelt gewesen, und als man dieses weggethan, so sey der Churfürst still worden, und habe die gleichsam verlohrne Vernunft wieder bekommen. Ich kan zwar nicht wissen, ob alles wahr ist: Aber es ist doch gewiß, daß der Eigensinn des Churfürsten, nach welchem er nicht von seiner Geliebten lassen wollen, die Ursache gewesen, daß er fünff Tage hernach auch die Pocken bekommen, und davon ist er den siebenden Tag gestorben. Seine Unterthanen hätten ihn vielleicht mehr bedauret, wann ein andrer, als der Printz Friedrich August zur Regierung gekommen wäre.

Man kan sich leicht einbilden, in welchen Zustand die Gräfin von Rochlitz, Mutter der Fräul. Neitsch gerathen sey. Der Printz erlaubte ihr nicht, den Churfürsten in seiner Kranckheit zu besuchen, und schickte zu

zu ihr, mit Befehl, das Petschaft dieses Printzen, und die Edelsteine, die sie in Verwahrung hätte, heraus zu geben. Sie fragte, ob der Churfürst tod sey, und als man sagte nein, so sagte sie, „wohlan, so habe ich auch keinen Herrn, und kein Mensch soll mich zwingen, dasjenige heraus zu geben, was sein Vertrauen in meine Hände gegeben „ So bald nun Johann Georg der IV. den Geist aufgegeben, ließ der Churfürst Friedrich August die Madame von Rochlitz in Verhaft nehmen, und ihr den Proceß machen. Sie war nicht so unglücklich, daß sie ihr End-Urtheil erlebet, welches den Tag ihres Todes gefället ward. Nach demselben ward sie verdammt, sie solle geschleifft, nachgehends gehenckt, und ihr Leib ohne Begräbniß gelassen werden. Allein der Churfürst vernichtigte dieses Urtheil, und erlaubte ihren Freunden, daß sie sie begraben möchten. Er sagte, er wolle seine Regierung nicht gern mit einer Beleidigung einer vornehmen Familie anfangen.

Die Gelangung Friedrich Augusts zur Chur gab dem gantzen Sächsischen Hofe eine andre Gestalt. Dieser Printz gab die Befehlshabung bey der Armee dem Feld-Marschall von Schöning. Das Finantz-Wesen und die Siegel dem Herrn von Beichling. Den Herrn von Hauchwitz ernennete er zum Ober-Marschall, die Bedienten seines Bruders danckte er alle ab, und behielt niemand, als wer schon seinem Herrn Vater gedient hatte.

Der Leichen-Dienst des Churfürsten gieng mit ausserordentlichen Pracht vor sich, und sein Leichnam ward zu Torgau in die Churfürstliche Gruft beygesetzt. Friedrich August wohnete allen Leichen-Ceremo-

cken und starb. Der Churfürst gerieth in solche Verzweiflung, daß ihn niemand besänftigen konte. Man konte ihn nicht einmahl von dem erblaßten Cörper wegreissen, er umfaßte dieselbe, und sagte ihr noch allerhand bewegliche Dinge. Er wünschte sich den Tod, um aus einem Leben zu kommen, das ihm seit dem Tode seiner Neitschin verhaßt sey.

Jedermann glaubte, das gantz entsetzliche Klagen des Churfürsten habe eine übernatürliche Ursache, und weil die Gerichte in Sachsen nicht einig sind mit dem Parlement zu Paris, wo man keine Zaubereyen glaubt, zweifelten sie gar nicht, die Fräulein Neitsch müsse Zauber-Künste angewendet haben, damit sie geliebt würde. Es gieng damahls das Gerüchte, man habe unter ihren lincken Arme ein Tüchlein gefunden, das in Blut gedaucht, und in welches ein Papier mit Charactern beschrieben, gewickelt gewesen, und als man dieses weggethan, so sey der Churfürst still worden, und habe die gleichsam verlohrne Vernunft wieder bekommen. Ich kan zwar nicht wissen, ob alles wahr ist: Aber es ist doch gewiß, daß der Eigensinn des Churfürsten, nach welchem er nicht von seiner Geliebten lassen wollen, die Ursache gewesen, daß er fünff Tage hernach auch die Pocken bekommen, und davon ist er den siebenden Tag gestorben. Seine Unterthanen hätten ihn vielleicht mehr bedauret, wann ein andrer, als der Printz Friedrich August zur Regierung gekommen wäre.

Man kan sich leicht einbilden, in welchen Zustand die Gräfin von Rochlitz, Mutter der Fräul. Neitsch gerathen sey. Der Printz erlaubte ihr nicht, den Churfürsten in seiner Kranckheit zu besuchen, und schickte zu

zu ihr, mit Befehl, das Petschaft dieses Printzen, und die Edelsteine, die sie in Verwahrung hätte, heraus zu geben. Sie fragte, ob der Churfürst tod sey, und als man sagte nein, so sagte sie, „wohlan, so habe ich auch keinen Herrn, und kein Mensch soll mich zwingen, dasjenige heraus zu geben, was sein Vertrauen in meine Hände gegeben „ So bald nun Johann Georg der IV. den Geist aufgegeben, ließ der Churfürst Friedrich August die Madame von Rochlitz in Verhaft nehmen, und ihr den Proceß machen. Sie war nicht so unglücklich, daß sie ihr End-Urtheil erlebet, welches den Tag ihres Todes gefället ward. Nach demselben ward sie verdammt, sie solle geschleifft, nachgehends gehenckt, und ihr Leib ohne Begräbniß gelassen werden. Allein der Churfürst vernichtigte dieses Urtheil, und erlaubte ihren Freunden, daß sie sie begraben möchten. Er sagte, er wolle seine Regierung nicht gern mit einer Beleidigung einer vornehmen Familie anfangen.

Die Gelangung Friedrich Augusts zur Chur gab dem gantzen Sächsischen Hofe eine andre Gestalt. Dieser Printz gab die Befehlshabung bey der Armee dem Feld-Marschall von Schöning. Das Finantz-Wesen und die Siegel dem Herrn von Beichling. Den Herrn von Hauchwitz ernennete er zum Ober-Marschall, die Bedienten seines Bruders danckte er alle ab, und behielt niemand, als wer schon seinem Herrn Vater gedient hatte.

Der Leichen-Dienst des Churfürsten gieng mit ausserordentlichen Pracht vor sich, und sein Leichnam ward zu Torgau in die Churfürstliche Gruft beygesetzt. Friedrich August wohnete allen Leichen-Ceremo-

monien bey, und schien bey dem Verlust seines Bruders empfindlicher, als diejenige zu seyn pflegen, welche das Erbschaffts-Recht zur höchsten Gewalt beruffet.

Der neue Chur-Fürst lebte in vollkommen guten Vernehmen mit der Churfürstin, seiner Gemahlin. Er ward von ihr, und sie von ihm eintzig und allein geliebet. Die Hof-Leute zweiffelten keines weges, sie werde endlich den unbeständigen Augustum beständig, gemacht haben, und dieser Herr selbsten stund in den Gedancken, er habe nunmehr der Galanterie Abschied gegeben. Der Ausgang hat gewiesen, daß sie sich betrogen, und daß sein Hertz der Beständigkeit keines weges gewidmet sey.

Die Mutter des Churfürsten, welche den Titul Königl. Hoheit führete, weil sie eine Tochter Friedrich des III. Königs in Dännemarck war, hatte unter ihrem Frauenzimmer eine junge Person, Nahmens Fräulein von Kessel. Dieses Fräulein war diejenige, die eine Ursache ward, daß der junge Chur-Fürst dem Eyde, den er seiner Gemahlin geschworen hatte, Einbruch that. Die Cantzlerin Friese erregte diese neue Leidenschafft, indem sie den Churfürsten vermochte, daß er die Fräulein von Kessel zu kennen verlangte, weil sie ihm so viel Gutes von ihrem Verstand und ihren Verdiensten vorbrachte. Diese gute und tugendhaffte Dame that das aus keinem andern Grunde, als aus mitleidiger Liebe, um der Fräulein von Kessel eine jährliche Pension zuwegen zu bringen, weil sie von keinen reichen Eltern war, und mit dem Gehalt einer Staats-Fräulein nicht auskommen konte. Es ist zwar an dem, daß sie auch noch

noch vorher schon dem Churfürsten gefallen, aber er hatte noch nicht mit ihr gesprochen.

Als er einsmahls die Churfürstin seine Mutter besuchte, so hielt er sich im Vorgemach bey der Fräulein von Kessel auf, und sprach lange Zeit mit ihr. Er ward dergestalt über ihren Verstand entzückt, daß er diesen Augenblick in sie verliebt ward. Er blieb nur eine kurtze Zeit bey der Churfürstin. Den andern Tag kam er wieder, und das einen gantzen Monat lang, welches dann machte, daß die Hof-Leute auf die Gedancken geriethen, er müsse seine Mutter über die wichtigsten Dinge um Rath fragen. Dieses tugendhaffte Frauenzimmer hatte die Liebe des Churfürsten zu ihr gemercket, weil sie aber keine Neigung hatte, sich einzulassen, so vermied sie ihn mit allem Fleiß. Der Churfürst, der kein Freund war, viel Zeit zu verlieren, schrieb ihr folgendes Brieffgen.

So hoch ich auch die Empfehlungen der Madame von Friese zu achten pflege, so bitte ich sie gleichwohl, sie schreiben denselben keinesweges die zwey tausend Rthlr. Pension zu, davon ich ihnen hier die Anweisung beygelegt. Ihnen selbst sind sie dis Zeugniß meiner Hochachtung schuldig. Ich bitte sie versichert zu seyn, daß dieses nicht das eintzige ist, daß ich ihnen Gutes erzeigen will. Sie vermeyden mich dahero nicht mehr so sehr, wie bisher, und versagen mir das angenehme Vergnügen nicht mehr sie zu sprechen, vielleicht, wenn sie mich näher kennen, werden sie mir auch ihre Gewogenheit nicht mißgönnen, deren Erlangung meine eintzige Glückseligkeit ausmacht.

Die Fräulein von Kessel hielt sich verbunden, auf dieses Brieffgen nicht zu antworten. Sie trug also dem von Vitzthum, der es ihr überbracht, auf, dem Churfürsten zu sagen! Sie erkenne dieses mit der lebendigsten Danckbarkeit, und würde nicht ermangeln,

ken, ihm für die grosse Gnade unterthänigst zu dancken. Vitzthum bat sie vergebens um ein paar Zeilen Antwort, sie lehnete es ab, indem sie sagte: sie glaube, es sey weit ehrerbietiger dem Churfürsten mündlichen Danck zu sagen.

Noch selbigen Abend, als der Churfürst seiner Gewohnheit nach, seine Frau Mutter besuchte, gieng ihm die Fräulein von Kessel entgegen, und sagte zu ihm: „ Ihro Churfürstl. Durchl. haben mir eine solche Probe Dero Großmuth gegeben, daß ich keine Worte zu finden weiß, meine Erkänntlichkeit auszudrücken. Sie erlauben also, daß ich dieselbe in einem ehrerbietigen Stillschweigen zusammen fasse, und mich damit begnüge, daß ich wünsche, Sie müssen noch lange Zeit ein Grund der Bewunderung für diejenigen seyn, die sich ihnen nahen, und eine Lust ihrer getreuesten Unterthanen ... Was ich in Ansehung ihrer gethan habe, Mademoiselle, (sagte der Churfürst,) ist so wenig, daß sie gar nichts davon erwehnen dürffen. Ich bitte, sie nehmen es an, als von einer Person, die ihnen gerne alles dasjenige erzeigen will, was sie verdienen, und die die höchste Gewalt nur deswegen etwas achtet, weil sie sie in den Stand setzt, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen. „ Weil die Churfürstin eben herzu kam, so konte der Churfürst das Gespräch nicht fortsetzen, indem er die Meynungen seines Hertzens entdeckte.

Zween Tage verstrichen, ehe er einen günstigen Augenblick ausmachen konte, um sie insgeheim in demselben zu sprechen. Er sahe sie allezeit bey der Churfürstin seiner Mutter, und je mehr er sie ansahe, je verliebter war er. Diese beyden Tage kamen ihm so lange vor, als hundert Jahr. Seine Ungedult war Ursache, daß er den Herrn von Beichling (in den er damahls sein gantzes Vertrauen setzte,) wegen der Mittel zu Rathe zog, durch welche er und die Person, vor die er so viel Zärtlichkeit hegete, allein mit einander zu reden kommen könnten. Beichling war froh, als er das Vertrauen des Churfürsten sah, und forschte daher so fleißig nach, daß er erfuhr, die Fräulein von Kessel würde sich einige Tage auf dem Land-Gut der Frau von Friese, welches zwo Meilein von Dreßden lag, aufhalten. Der Churfürst gieng sogleich auf die Jagd, und zwar in einen Wald, der an der Frau von Friese Land-Gut stieß, er that darauf, als hätte er sich nebst dem Herrn von Beichling verirrt und kam unvermerckt nahe an das Haus, wo sich Madam Friese, und die Fräulein von Kessel befand und siehe, eben als wenn ihm ein unvermutheter Zufall zum Glück gereichen solte, so begegnete er seiner Schönen, als sie in einem langen Gang spatzierte. So bald er sie sahe, sprang er vom Pferd, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden, bewillkommte er sie und fragte sehr artig: ob sie nicht befürchte, daß ein junger Ritter sie zu entführen sich unterstehen solte. Sie antwortete, solche Begebenheit haben sie nicht am allerwenigsten aber in Sachsen zu vermuthen wo die Unterthanen, so weit ihr regierender Landes-Vater, Feinde aller Gewaltthätigkeiten seyn. Je mehr sie nun der Churfürst hörete, je mehr wolte er sie hören. Er fragte nach der Frau von Friese, und erfuhr, daß sie allein wäre.

Als sie sich dem Hause näherter, so sahe die Frau von Friese zum Fenster herhaus, und verwunderte sich nicht wenig, als sie die Fräulein von Kessel bey dem Churfürsten sahe. Sie gieng ihnen eiligst entgegen, und bat den Churfürsten, ihr Haus mit seiner Gegenwart zu beehren. Dieser Herr unterredete sich mit seiner

seiner Geliebten währender Zeit, als der Herr von Friese unterhielt, oder Beichling die Frau von Friese unterhielt, oder aber diese die nöthige Befehle stellete, um die Collation zurecht zu machen, damit sie dem Churfürsten aufwarten wolte. Die Blicke der Fräulein von Kessel machten ihm mehr Vergnügungen, als ihre Worte, weil sie alle ihre Reden mit solcher Bescheidenheit begleitet, daß ihr auch der Churfürst verwieß, wie sie so unempfindlich sey. Sie lehnte diesen Verweiß mit nichts ab, als mit der Ehrerbietung, die sie vor Ihro Churfürstl. Durchl. hege.

„Ey, sprach der Churfürst, ihre Ehrerbietung würde mir gantz wohl gefallen, wann ich so gleichgültig wäre, wie Sie. Ihr Hertz ist es, Mademoiselle, das ich suche, und so lange sie mir dessen zärtliche Liebe versagen, werde ich mich vor unglücklich achten. Heißt das sie beleidigen, anbetens-würdige Kessel, wenn man ihnen sagt, daß ihre Verdienste mich nöthigen, nur ihnen zu Gefallen zu leben, und wann sie wollen, so sollen sie in meiner Liebe einen aufrichtigen Liebhaber, und demüthigen und ehrerbietigen Herrn haben. Wahrhaftig, Gnädigster Herr, (sprach die Fräulein von Kessel,) ich kan mir nicht einbilden, daß Ihro Churfürstl. Durchl. in Ernste sprechen. Ich schwere ihnen ja, (erwiederte der Churfürst, indem er zugleich vor ihr niederfiel,) meine Worte sind nichts als Ausdrücke der wahren Gedancken meines Hertzens. Die Fräul. von Kessel hub ihn sogleich auf, und sagte: Um GOttes willen, Ihro Durchleucht, stehen sie auf! Was würde die Frau von Friese gedencken, wann sie dieselbe zu meinen Füssen sähe. Sie würde dencken, daß ich sie verehre, (erwiederte der Churfürst,) und vielleicht würde sie mich mehr bedauren als sie ; ; Ey, gnädigster Herr, (antwortete sie, indem sie gantz roth ward.) Könten sie in meiner Brust lesen, so würden sie mein Hertz von lebendiger Erkänntlichkeit erfüllet sehen, und ; ; „

Weil in diesem Augenblick die Frau von Friese ins Zimmer trat, so fieng der Churfürst an zu reden, aber von lauter Mittel-Dingen. Weil er aber befürch-

fürchtete, sie möchte das Vergnügen zu viel mercken, das er aus dieser Unterredung schöpffe, so bezwang er sich, und nahm Abschied vom Frauenzimmer, und als er zu einem Hauffen Hof-Leute getreten, so konte er sich nicht enthalten hundert mahl von der Fräulein von Kessel, und zwar als einem Meister-Stück der Natur zu reden. Und in der That, man muste auch ohne alles Vorurtheil gestehen, daß sie höchst-liebenswürdig gewesen. Sie war groß, bräunlicht, sie hatte Augen voller Feuer und Langsamkeit zugleich, und überaus viel Verstand, wiewohl sie etwas melancholisches an sich hatte.

Drey Tage, nachdem die Fräulein von Kessel nach Hofe zurück gekommen, hielt der Churfürst eine Unterredung mit ihr, in welcher er ihr alles sagte, was eine zarte und brünstige Liebe einer Manns-Person eingeben kan, die eben so groß an Verstand ist, als ihre Gemüths-Bewegungen hefftig sind. Die Ernsthafftigkeit der Fräulein Kessel gab hier nach, sie gestund, ihr Hertz sey empfindlich. Der frohe Churfürst glaubte, er könne ein Bekänntniß nicht genug bezahlen, daß seine Glückseligkeit so vollkommen mache. So bald er von ihr gegangen, sandte er ihr vor 60000. Rthlr. Diamanten, unterschiedene Stücke Stoffen, und mit einem Worte, einen überaus prächtigen Hausrath. Das erwarb ihm denn eine Gunst, welche Verliebte vollkommen glücklich zu machen pflegt.

Die Fräulein von Kessel bat ihn, ihren Umgang geheim zu halten, und bekannte ihm, daß sie die Empfindlichkeit der beyden Churfürstinnen fürchte. Er wolte sie zwar von seiner Mutter wegnehmen, allein sie wolte

wolte nicht. Da er sich denn solchergestalt bezwingen, und sie nur verstohlner Weise besuchen muste, welches nur die Lust desto annehmlicher machte. Unterdessen empfand die junge Churfürstin, weil sie merckte, daß sie der Churfürst nicht mehr so sehr achte, einen tödtlichen Verdruß. Sie verbarg ihn sehr lange, weil sie nicht wuste, wem sie es zuschreiben solte. Als aber einst des Churfürsten Geburts-Fest gefeyert ward, so sahe sie die Fräulein von Kessel in Königlichem Schmuck, und gantz mit Diamanten besäet zum Churfürsten gehen. Sie konnte sich leicht einbilden, daß ihr dieser Staat vom Churfürsten kommen müsse; und weil sie nun ihre Eifersucht nicht besiegen konte, so fragte sie, wer ihr diß alles geschenckt habe. Die Fräulein von Kessel ward über diese Frage ziemlich verwirrt, und wuste nicht, was sie antworten solle. Ihre Bestürtzung vermehrte den Verdacht der Churfürstin, „ich sehe schon, (sagte sie darauf,) wo ihr dis alles her habt, aber ihr seyd ziemlich frech, daß ihr mir damit vor die Augen kommen möget.„ Hierauf ließ sie dieselbe stehen, verfügte sich zu der Churfürstin ihrer Schwieger-Mutter, und erzehlte ihr ihren Zweiffel und ihren Verdruß. Die beyde Fürstinnen beschlossen die Fräulein von Kessel vorzunehmen. Sie liessen sie holen, und nachdem sie ihr so lange zugesetzt, bis sie gestanden, daß sie der Churfürst liebe, so gaben sie ihr einen ungemein harten Ausputzer, und die Churfürstliche Mutter drohete ihr gar, sie wolle sie in ein Zucht-Haus stecken. Die gute Fräulein gieng mit thränenden Augen und verzweiffelten Hertzen von ihnen. In diesem Zustand begegnete sie dem Churfürsten, der sich sehr emsig nach der Ursache ihrer Betrübniß erkundigte. Sie sagte

gerade zu, daß sie die Churfürstinnen so übel angelassen hätten. Der ergrimmte Churfüst gieng so gleich zu diesen beyden Princeßinnen, und sagte ihnen mit einer Löwen-gleichen Wuth: „Alle Welt sucht mich zu beleidigen, aber ich will schon schaffen, daß man diejenige ehre, die ich liebe.„ Ein hefftiger Verdruß nahm beyde Churfürstinnen ein, und sie fiengen an zu weinen, sonderlich die Junge wolte verzweifflen; sie sahe ihn also zärtlich und unter tausend Thränen an, da sie sprach: „wie, mein Herr, wollen sie mir ins Gesichte sagen, daß sie eine andere als mich lieben.„ Der Churfürst sahe sie mit einer Ernsthafftigkeit, die der Verachtung sehr nahe kam, eine Zeitlang an, und sagte endlich: „Sie machen ein ziemliches Gewäsche, Madame, ich weiß nicht, wer es ihnen in den Mund leget, fuhr er fort, indem er zugleich seine Mutter ansahe,) man würde klüger handeln, wenn man sich um etwas anders bekümmerte.„ Bey diesen Worten wolte er hinausgehen, allein die junge Churfürstin hielt ihn auf, und nachdem sie vor ihm einen Fußfall gethan, so sagte sie zu ihm: „Ach mein Herr, schencken sie mir Dero Freundschaft wieder, oder gewähren sie mir den Tod. Ich liebe sie und will sie allezeit lieben. , , , Erbarmen sie sich doch über ihre Gemahlin, (sagte zugleich die Churfürstliche Mutter.) Sie verfluchten so oft die Liebe ihres seligen Bruders gegen die Neitschin, wollen sie ihn nun nachahmen, indem sie die Kesselin lieben?„ Der Churfürst ließ sich durch diesen Vorwurff bewegen, hub die Churfürstin auf, fiel ihr mit den Worten um den Hals, „ja Madame, ich liebe sie allezeit, und bereue, daß ich ihnen Verdruß gemacht. Sagen sie nur, was ich zu ihrer Genugthuung thun soll. Die Kesselin verheyrathen, (versetzte die Churfürstin,) und sie auf ewig vom Hofe entfernen. Wohlan, (antwortete der erschrockene Churfürst,) ich muß ihnen zu Willen leben. Man suche ihr nur einen Mann, ich kenne keinen vor sie. Die Churfürstliche Mutter sagte, sie wolle schon einen finden.„ Der Churfürst

schwieg still und begab sich in sein Gemach, und seine Augen stunden voll Wassers.

Gleich darauf befahl, er seine Kutschen zurecht zu machen, und reisete nach Moritzburg, nahm aber niemand mit als Beichling und Vitzthum, seine beyden Lieblinge. Ehe er noch abreisete, schrieb er an die Fräulein von Kessel. Er bat sie um Verzeihung, daß er sie verlasse und ersuchte sie hoch und theuer, den Ehegatten anzunehmen, den ihr die Churfürstinnen ausmachen würden. Das ist das eintzige Mittel, „schrieb er, das sie für den Verfolgungen dieser beyden Fürstinnen sichern kan.„ Die Fräulein von Kessel war bald des Todes, da sie diesen Briefflaß. „Ey der Verräther, ey der Meineydige, (schrye sie,) ja ich will mich verheyrathen, aber allein an den, der so viel Hertzhaftigkeit besitzt, dem Verräther den Dolch ins Hertz zu stossen.„ Da sie dieses gesprochen, fiel sie in Ohnmacht. Ihre Cammer-Frauen ermunterten sie mit vieler Sorgfalt und Mühe. Die Frau von Friese kam sie zu besuchen, als sie eben zu sich selbst kam. Diese willige Dame tröstete sie so gut sie konte, sie erinnerte sie ihrer vorigen Tugend. an die Religion und ihre Ehre. Die Fräulein von Kessel gab sich auf diese Vorstellungen, und wann sie schon das Unrecht, daß ihr der Churfürst anthat, nicht verschmertzen konte, so brachte sie es doch so weit, daß sie keine Empfindlichkeit öffentlich bezeugete. Sie ließ also die alte Churfürstin dur die Frau von Einsiedel um die Erlaubniß bitten, sich von Hofe weg begeben zu dürffen. Sie erhielt dieselbe sehr leicht. Die Frau von Friese, die sie in ihrer Ungnade nicht verließ, nahm sie zu sich.

Den Tag darauf liessen ihr die Churfürstinnen unterschiedene Parthien vorschlagen. Die Fräulein Kessel aber antworte: sie habe keine Wahl anzustellen, und sie wolle denjenigen zum Manne annehmen, den ihr der Churfürst ernennen würde. Die geschäfftigten Churfürstinnen sendeten den Herrn von Miltitz zu demselben, und liessen zu bitten, den Gemahl der Fräulein Kessel zu ernennen. Allein der Churfürst antwortete, er werde diese Wahl niemahls anstellen. Die Churfürstinnen möchten sich begnügen lassen, daß er sie gewähren lasse, sie würde ihm aber ein Vergnügen machen, wenn sie der Fräulein Kessel keine Gewalt anthäten.

Die Churfürstinnen, die mit dieser Antwort sehr schlecht zufrieden waren, wusten gar nicht, was sie anfangen solten. Endlich begab sich die alte Churfürstin zur Frau von Friese, und nachdem sie die Fräulein von Kessel vor sich kommen lassen, sagte sie: „Mademoiselle, ihr wisset, daß ich euch jederzeit vor meinen übrigen Fräulein unterschieden, und wie oft ich euch gesagt, daß ich nichts mehr wünschete, als daß ich euch in einen guten Stand setzen möchte. Seit der Zeit habt ihr mir Ursach zu Mißvergnügen gegeben, ich will dieselbe wohl vergessen, allein ich fordre von euch, daß ihr euch einen Mann erwählet, es mag seyn wer es will, es liegt nichts dran. Ich habe euch verschiedene gute Parthien vorgeschlagen, ihr habt sie ausgeschlagen; wißt ihr andere, ich lasse mirs gefallen, aber sprecht, Mademoiselle, ich gehe nicht von euch, bis ihr mir eine schlüßliche Antwort gegeben. Macht euch keine Einbildung, als werde euch mein Sohn in Schutz nehmen. Nein, er hat euch auf ewig abgesagt; Glaubt mir und zeiget dem gantzen Hof, daß wenn ihr euch vom Wege der Tugend verlohren habt, ihr ihn wieder zu finden wißt. Die Churfürstin meine Schwieger-Tochter und ich wollen euch beyde wieder gewogen seyn, und wir wollen uns nicht nur begnügen, daß wir das Geschehene vergessen wollen, sondern wir wollen noch demjenigen, den ihr zum Manne erwählet, sein Glück befördern helffen.

Die Fräulein von Kessel, die während der Rede der Churfürstin gantz stumm, und gleichsam steinern geworden, fieng endlich an zu reden, und sagte mit verzagter Stimme, daß sie diejenigen, die man ihr zu Männern vorschlüge, so wenig kenne, daß sie nicht wisse wen sie erwählen solle. Sie wolle aber einen erwählen. Nur bäte sie, man solle ihr einen Monat Bedenck-Zeit lassen. Die Churfürstin befürchtete, sie möchte den Churfürsten beleidigen, wo sie es abschlüge, stund es also zu und sagte: „Ich willfahre euch euer Begehren, aber wann diese Zeit verstrichen, und ihr wolt mich länger aufhalten, so bedenckt, daß ich schon Mittel finden will, euch euren Eigensinn zu brechen.

Der zugestandene Termin lieff bereits zu Ende, ohne daß sie noch über ihre Wahl einig gewesen. Sie hoffte noch immer, als eine andere Penelope, auf die Wiederkehrung ihres geliebten Ulisses. Sie schmeichelte sich, daß der Churfürst, der sich allezeit, wiewohl mit tödlichem Verdruß, im Moritzburg eingeschlossen hielt, endlich wieder zu ihr kommen, und sie von der Tyranney der Churfürstinnen befreyen würde. Die Frau von Friese, welche sahe, daß sie sich mit diesen Gedancken gantz einnehmen ließ, fieng endlich an, einen Versuch zu thun, ob sie die Fräulein von dieser gefährlichen Gemüths-Wunde heilen könne. Sie mahlte ihr das lächerliche und abscheuliche ihrer Leidenschafft so lebendig ab, sie machte ihr so eine vortheilhaffte Abschilderung von dem Herr von Hauchwitz, der in Churfürstl. Diensten Feld-Marschall war, daß sie sie endlich dahin brachte, ihn als ihren Gemahl anzunehmen. Die Frau von Friese brachte diese Zeitung stehendes Fusses den beyden Churfürstinnen, welche sich so sehr darüber erfreuten, als über eine Nachricht, daß der Churfürst einen Sieg befochten hätte.

Die Churfürstliche Mutter hielt ihr die Hochzeit, und überhäuffte die junge Vermählte mit Geschencke und Liebkosungen. Wenige Tage darauf führete der Herr von Hauchwitz seine Liebste nach Wittenberg, wovon er Stadthalter war. Er gieng so wohl mit ihr um, daß er ihre Liebe erhielt, und sie des Churfürsten vergaß. Kurtz nach der Abreise der Frau von Hauchwitz kam der Churfürst nach Dreßden. Man sahe ihn den Gram an den Augen an, doch warff er den Churfürstinnen nichts vor. Endlich bezwang die Zeit, die alles besieget, seine Liebe, er vergaß seine Geliebte, und erhielt seine Freyheit.

Doch es währete nicht gar zu lang; Es war gleichsam so ins Buch der Schicksale geschrieben, daß das Hertze Friedrich Augusts niemahls von Leidenschafften befreyt seyn solte. Eine junge Schönheit, die aus dem entfernten Norden gekommen war, setzte es wieder in neue Unruhe. Diese war Aurora, Gräfin von Königsmarck, welche, nebst ihrem vornehmen Herkommen, auch einen herrlichen Verstand und alle mögliche Annehmlichkeiten aufweisen konte. Die Gestalt und Grösse ihres Leibes war mittelmässig und ungezwungen. Die Züge ihres Gesichtes hatten eine Zärtlichkeit und Ordnung, die gantz unvergleichlich war. Ihre wohlgesetzte Zähne waren so weiß wie Perlen. Ihre Augen waren schwartz, hell, voller Feuer und Annehmlichkeit. Ihre eben so gefärbte Haare erhuben den Pracht ihrer Gesichts-Farbe ungemein, wo man ohne die geringste Kunst der vor-

vortrefflichste Fleisch-Farbe sehen konte. Ihr Busen, ihre Arme, ihre Hände übertraffen an Weisse alle andere. Mit einem Worte, es schien, als wenn sich die Natur ihr zum Vortheil vollkommen erschöpfft hätte. Mit diesen Vollkommenheiten ihres Cörpers verband sie viele Geschicklichkeiten, überaus gefällige Lebens-Arten, eine kleine Schertzhafftigkeit, eine Gabe geschickt zu spötteln, glückliche Einfälle, und eine Fertigkeit die verschiedene Gemüths-Beschaffenheit lebhafft abzuschildern, und das lächerliche anzuzeigen, besondere Begriffe und Ausdrücke derselben, viele Höfflichkeit, eine Großmuth und eine Eigennützlosigkeit, die wenig ihres gleichen hat, ein wohlthätiges Hertze, das jedem Gefälligkeiten zu erweisen, aber niemahls zu schaden bereit war, ohne Galle, ohne Rache, das entweder die Beleidigungen vergaß oder verachtete, demüthig, sittsam, und gantz nicht einbildisch auf ihre ausserordentliche Vorzüge. Sie redete Frantzösisch, Italiänisch und Teutsch wie Schwedisch, sie verstande so gar Latein, und machte die artigsten Verse. Sie war eine Liebhaberin der Music, von Schau-Spielen, von Pracht und Lustbarkeiten; sie zeichnete vollkommen, verstund die Geschichte, die Erd-Beschreibung, und war in den Erdichtungen bewandert; kurtz, es fehlte ihr nichts, was zu den zierlichen Wissenschafften gehöret. Bey solchen herrlichen Eigenschafften war es ja wohl kein Wunder, daß sie das Hertze Friedrichs Augusti gefangen bekam. Dieser Herr liebte sie sogleich mit ungemeiner Hefftigkeit, und seitdem seine Leichtsinnigkeit sie verlassen, so behielt er ihr doch eine besondere Hochachtung bey, und unter seinen Buhlerinnen ist sie

sie diejenige, für welche er noch Gewogenheit übrig zu haben bezeuget hat.

Die junge Gräfin von Königsmarck war mit ihren beyden Schwestern der Frau Gräfin von Löwenhaupt und der Frau Gräfin von Steinbock aus Schweden gegangen. Sie kamen nach Teutschland, um die Verlassenschafft ihres einzigen Bruders, der vor einigen Monaten zu Hannover gestorben war, zu haben. Derselbe hatte ansehnliche Summen nach ••• in Verwahrung gegeben, und zwar denen •• dasigen Kauff-Leuten. Weil nun die Schrifften des Grafen nach seinem Tode weggenommen wurden, so konnten seine Schwestern diese Niederlage nicht anders beweisen, als daß ihnen ihr Bruder öffters davon gesagt und geschrieben hätte. Als sie höreten, daß er tod sey, so forderten sie ihre Gelder. Die •• erfuhren, daß sie den Schein nicht in Händen hätten, den sie dem seeligen Grafen gegeben, und leugneten, daß sie etwas weiters von ihm hätten, als für 40000. Rthlr. Diamanten, welche sie den Gräfinnen zuzustellen versprochen, wenn sie den Tod des Grafen, und daß er ohne Testament gestorben, beweisen würden. Einer aber ihrer Bedienten verrieth sie, und gab den Gräfinnen Nachricht, daß die •• viermahl hundert tausend Thaler hätten, die dem Grafen von Königsmarck zugehöreten. Die drey Schwestern wendeten sich an die Obrigkeit zu •••; allein das Ansehen des •• die mit den meisten Gliedern der Regierung in Blut-Freundschafft stunden, überzog die gerechte Sache. Weil nun die Gräfinnen, wichtiger Ursachen wegen, sich nicht an die Directoren des Nieder-Sächsischen Crayses wenden durfften, so giengen

gen

vortrefflichste Fleisch-Farbe sehen konte. Ihr Busen, ihre Arme, ihre Hände übertraffen an Weisse alle andere. Mit einem Worte, es schien, als wenn sich die Natur ihr zum Vortheil vollkommen erschöpfft hätte. Mit diesen Vollkommenheiten ihres Cörpers verband sie viele Geschicklichkeiten, überaus gefällige Lebens-Arten, eine kleine Schertzhafftigkeit, eine Gabe geschickt zu spötteln, glückliche Einfälle, und eine Fertigkeit die verschiedene Gemüths-Beschaffenheit lebhafft abzuschildern, und das lächerliche anzuzeigen, besondere Begriffe und Ausdrücke derselben, viele Höfflichkeit, eine Großmuth und eine Eigennützlosigkeit, die wenig ihres gleichen hat, ein wohlthätiges Hertze, das jedem Gefälligkeiten zu erweisen, aber niemahls zu schaden bereit war, ohne Galle, ohne Rache, das entweder die Beleidigungen vergaß oder verachtete, demüthig, sittsam, und gantz nicht einbildisch auf ihre ausserordentliche Vorzüge. Sie redete Frantzösisch, Italiänisch und Teutsch wie Schwedisch, sie verstande so gar Latein, und machte die artigsten Verse. Sie war eine Liebhaberin der Music, von Schau-Spielen, von Pracht und Lustbarkeiten; sie zeichnete vollkommen, verstund die Geschichte, die Erd-Beschreibung, und war in den Erdichtungen bewandert; kurtz, es fehlte ihr nichts, was zu den zierlichen Wissenschafften gehöret. Bey solchen herrlichen Eigenschafften war es ja wohl kein Wunder, daß sie das Hertze Friedrichs Augusti gefangen bekam. Dieser Herr liebte sie sogleich mit ungemeiner Hefftigkeit, und seitdem seine Leichtsinnigkeit sie verlassen, so behielt er ihr doch eine besondere Hochachtung bey, und unter seinen Buhlerinnen ist sie

sie diejenige, für welche er noch Gewogenheit übrig zu haben bezeuget hat.

Die junge Gräfin von Königsmarck war mit ihren beyden Schwestern der Frau Gräfin von Löwenhaupt und der Frau Gräfin von Steinbock aus Schweden gegangen. Sie kamen nach Teutschland, um die Verlassenschafft ihres einzigen Bruders, der vor einigen Monaten zu Hannover gestorben war, zu haben. Derselbe hatte ansehnliche Summen nach ••• in Verwahrung gegeben, und zwar denen •• dasigen Kauff-Leuten. Weil nun die Schrifften des Grafen nach seinem Tode weggenommen wurden, so konnten seine Schwestern diese Niederlage nicht anders beweisen, als daß ihnen ihr Bruder öffters davon gesagt und geschrieben hätte. Als sie höreten, daß er tod sey, so forderten sie ihre Gelder. Die •• erfuhren, daß sie den Schein nicht in Händen hätten, den sie dem seeligen Grafen gegeben, und leugneten, daß sie etwas weiters von ihm hätten, als für 40000. Rthlr. Diamanten, welche sie den Gräfinnen zuzustellen versprochen, wenn sie den Tod des Grafen, und daß er ohne Testament gestorben, beweisen würden. Einer aber ihrer Bedienten verrieth sie, und gab den Gräfinnen Nachricht, daß die •• viermahl hundert tausend Thaler hätten, die dem Grafen von Königsmarck zugehöreten. Die drey Schwestern wendeten sich an die Obrigkeit zu •••; allein das Ansehen des •• die mit den meisten Gliedern der Regierung in Blut-Freundschafft stunden, überzog die gerechte Sache. Weil nun die Gräfinnen, wichtiger Ursachen wegen, sich nicht an die Directoren des Nieder-Sächsischen Crayses wenden durfften, so giengen

gen sie nach Dreßden, und wolten den Schutz der jungen Churfürsten anruffen. Sie hatten nachdrückliche Empfehlungs-Schreiben vom dem König und der Königin von Dännemarck, an die alte Churfürstin bey sich. Diese Printzeßin empfieng sie mit aller Leutseligkeit, die man sich vorstellen kan. Sie erkannte wohl die Seltenheiten dieser drey Schwestern überhaupt, allein sie begriff auch, daß Aurora, die jüngste, den grossen Vorzug verdiente. Sie warff also eben so wohl, als die junge Churfürstin eine Freundschafft auf sie, welche einer zärtlichen Liebe gleich sahe.

Der Churfüst war auf der Messe zu Leipzig, als die drey Gräfinnen zu Dreßden ankamen. Bey seiner Wiederkunfft hielt er sich mit der Jagd in der Nachbarschafft zu Meissen auf, daß also mehr als ein Monat verstrich, ehe sie demselben ihre Klagen vortragen konten. Als er nach Dreßden zurück gekommen, führte sie die Churfürstin seine Mutter vor ihn, sagende: „Sehen sie, mein Sohn, das sind drey Schwestern aus dem Hause Königsmarck, die ich ihnen vorstelle, und die hieher gekommen sind, ihre Hülffe anzuruffen. Sie sind derselben würdig, so wohl in Ansehung ihrer Verdienste, als ihres Geschlechtes. Ich nehme Theil an ihrem Anliegen, und bitte nichts zu versäumen, das ihrem Vergnügen dienen kan.„

In der That fand sich der Churfürst über die Schönheit der drey Gräfinnen betreten, allein seine Augen blieben gleich an Auroren hangen. Er bewillkommte sie zuerst, daher sie denn auch in ihrem, und ihrer Schwestern Nahmen das Wort führete. „Hier sehen Eure Durchleucht drey Schwestern des Grafen von Königsmarck, den Dieselbe mit Dero Gnade beehret haben, und der die Ehre gehabt, Dieselbe auf einem Theile Dero Reisen zu begleiten. Wir kommen, Gnädigster Herr, sie unterthänigst zu bitten,

bitten, uns Recht verschaffen zu helffen, gegen „ Kauff-Leute, die sich unterstehen, uns die Capitalien zu enthalten, die unser unglücklicher Bruder ihnen anvertrauet hat. Sie überschütten jede mit Dero Gnade, die sich ihnen nahen, und wissen gar nicht, was abschlagen ist. Was dürffen wir uns also nicht getrösten, die wir von dem Ende der Erden kommen, Sie um Hülffe zu bitten. Sie versichern sich, Mademoiselle, (antwortete der Churfürst,) daß ich ihnen Recht verschaffen will, und so ich unglücklich gnug bin, nichts auszurichten, so will ich suchen, dasjenige zu ersetzen, woran ihnen der Rath zu „ Unrecht thun wird. Indessen seyn sie so gütig, und halten sich mit ihren Frauen Schwestern an meinem Hofe auf. Ich werde befehlen, daß sie nach Dero Verdienste bedienet werden, und meine Hof-Leute sollen von mir lernen, wie sehr man sie verehren müsse.„

Weil die junge Churfürstin diesen Augenblick ins Zimmer trat, so nahm diese besondere Unterredung ein Ende. Der Churfürst machte noch den Frauen Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock einige Höfflichkeiten, und alsdenn nahm jeder Theil an ihrem Umgang. Jedermann bewunderte den Verstand, den die schöne Aurora sehen ließ, und wo sie sich hinwendete, da hörete sie sich loben. Sie nahm solche Lob-Sprüche mit einer so edlen Bescheidenheit an, daß es schien, als habe sie nichts davon gehöret. Was den Churfürsten anlangt, so war er von ihrer Schönheit und dem sittsamen Wesen, das er in ihrem Bezeugen beobachtet, dermassen gerühret, daß er von dem Augenblick an die hefftigste Zuneigung zu ihr zu tragen anfieng.

Seine Sehnsucht, ihr seine Liebe zu erklären, war ausserordentlich. Gleich den andern Tag stattete er einen Besuch bey den Gräfinnen ab, aber er konte nicht mit Auroren allein zu sprechen kommen, indem ihre Schestern, die Gräfinnen von Löwenhaupt

und

und Steinbock zugegen waren. Seine Blicke ermangelten indeß nicht, seine Meynung zu entdecken, und Aurora merckte den Eindurck, den sie in das Hertz Friedrich Augusts gemacht hatte. Die Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock nahmen es auch wahr, und spöttelten zuweilen ihre Schwester darüber, nachdem der Churfürst wieder weg war. „Man vergleicht uns hier den dreyen Gratien, (sagte die Gräfin von Steinbock im Schertze,) und vielleicht ist dis Gleichniß so uneben nicht. Allein wir suchen doch hier keinen Preiß der Schönheit, und der Paris, der sein Urtheil davon fället, solte wenigstens warten, bis wir ihm darum ersuchten.„ Aurora konte diese Rede ohne einige Schaamröthe nicht anhören, sie schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. „Ihr werdet roth, meine Schwester, (fuhr die Gräfin Steinbock auf eben die Art fort,) Ihr seyd demüthiger als Venus, und wolt keinen Triumph über eure Erhöhung und unsere Erniedrigung anstellen. Allein wenn ihr auch etwas stoltz darüber würdet, so zweifle ich, ob die Frau Schwester von Löwenhaupt und ich so viel Verdruß daraus schöpffen würden, als jene beyden Göttinnen ‥ ‥ O deswegen nicht, (antwortete die Gräfin von Löwenhaupt,) ich versichere euch, meine liebe Schwester, daß ich keinen Wettstreit der Schönheit mit euch eingehe, und wann mir ein Paris den Apffel, zu eurem Nachtheil anböte, so würde ich sehr üble Gedancken von seiner Unterscheidungs-Kraft und seinem Geschmacke bekommen. ‥ ‥ Um des Himmels willen, Frau Schwestern, (versetzte die Mademoiselle Königsmarck,) laßt die Allegorie fahren Was habe ich euch gethan, daß ihr gegen mich zu Felde ziehet. Von was vor einem Paris sprecht ihr, und was hab ich denn vor Vortheile erhalten? ‥ wie? (sagte die Frau von Löwenhaupt,) ist das nicht gnug vor euch, daß wir euch ohne Eifersucht nachstehen wollen, ihr wollt uns noch nöthigen, euch denjenigen zu nennen, der euch einen so mercklichen Vorzug vor uns giebt. Nein, nein, meine Schwester! so weit erstreckt sich unsre Gütigkeit nicht, wir können ihn nicht nennen, ohne ihn zu loben, und die lobt man nicht gerne, die uns herunter setzen. Wahrhaftig, ich werde mich erzür-

erzürnen, (antwortete die Gräfin von Königsmarck,) und indem ich alsdann beyseite setzte, daß ihr älter seyd, so werde ich euch ein Stillschweigen auflegen. ‥ Wann ihr zornig werdet, meine Schwester, (erwiederte die Gräfin von Steinbock,) so werdet ihr freylich machen, daß wir stillschweigen, aber das könnt ihr uns doch nicht wehren, daß wir dencken, ihr werdet so wohl als wir selbst bemerckt haben, wie sehr euch der Churfürst uns vorziehet. Ich sehe nicht, woran ich das beobachten können, (antwortete die Fräulein von Königsmarck,) mich deucht, dieser Printz hat uns alle gleich höflich aufgenommen. Das ist wahr, (versetzte die Gräfin von Löwenhaupt,) aber er hat uns nicht alle gleich angesehen. Ihr seyd geschickter, Anmerckungen zu machen, (antwortete die Gräfin von Königsmarck mit einer ernsthaften Mine, die gnug zu erkennen gab, daß ihr dis Gespräche nicht anstehe,) und weil ihr verheyrathet seyd, und eure Männer verliebt gewesen, so verstehet ihr die Sprache der Augen. Ich aber, die ich niemahls verliebt gewesen, mercke nicht, daß man mich liebe, es sey denn, daß man mirs sage.„

Ein Besuch, der zu den Gräfinnen kam, endigte ihre Unterredung. Den Abend giengen sie zur alten Churfürstin zum Circul. Der Churfüst kam auch dahin, und nachdem er einige Worte mit den Churfürstinnen gesprochen, nahete er sich zur Gräfin von Königsmarck, und indem er sich seinen hefftigen Leidenschafften überließ, sagte er zu ihr: „Ich weiß nicht, Mademoiselle, ob das sie beleidigen heißt, wann ich ihnen sage, daß ich wegen ihrer Verdienste mich genöthiget sehe, künftig nur vor sie zu leben, und daß ich der unglücklichste Mensch wäre, woferne meine Verehrung, meine Bemühung, und meine Bezeugungen meiner Hochachtung ihnen unangenehm seyn solten. ‥ Ich bildete mir bey meiner hiesigen Ankunft ein, (antwortete sie,) ich solte nur Dero Großmuth zu erheben Gelegenheit finden, und ich glaubte nicht, daß mich Dero Gnade schaamroth machen solte. Ich bitte also unterthänigst, solche Reden zu vermeiden, die nur meine Erkänntlichkeit verringern und die hohe Verehrung, die ich vor Dero Person hege, vermindern.„

Nach-

Nachdem sie gesprochen, rieff sie ihre Schwester Löwenhaupt, die nicht weit von ihr war, „der Churfürst fragt mich, (sagte sie,) von Dingen, die den Schwedischen Hof betreffen, und darauf könnt ihr besser als ich antworten.„ Die Verwirrung und Bestürtzung des Churfürsten übersteigt allen Ausdruck, weil er es aber gleichwohl zu verbergen gedachte, so that er zwey oder drey Fragen an die Frau von Löwenhaupt, ehe er sie verließ.

Als er aber in seinem Gemach allein, und nur Beichling, sein Liebling, bey ihm war, so sagte er: „Ja wenn jemahls ein Mensch zu beklagen gewesen, so bin ichs. Ich verehre eine Undanckbare, die mich hasset, ja vielleicht gar verachtet, und ich fühle, daß ich nicht aufhören kan, sie zu liben.„ Der Herr von Beichling sahe die ungemeine Regung seines Herrn, er befriedigte ihn wieder wegen seiner Furcht, und sprach mit aller Freymüthigkeit, deren er sich in seiner Reden zu bedienen pflegte. „Solten sie, Gnädigster Herr! alle Hoffnung sincken lassen, weil ein vornehmes Frauenzimmer sich nicht gleich, so bald sie sprechen, ergeben will? Nein, die Fräulein von Königsmarck ist nicht zu tadeln, sie hat ihnen geantwortet, wie es einem Fräulein ihres Herkommens zukömmt. Dis war das eintzige Mittel, um sie dahin zu bringen, daß sie eine Hochachtung mit ihrer Liebe verbinden müssen. Was würden sie gesagt haben, wenn sie sich gleich auf Dero Anrede ergeben hätte. Sie würden sie verachtet haben, und vielleicht liebten sie dieselbe nicht mehr. „ „ Nein, (schrye der Churfürst,) ich hätte sie noch mehr geliebet, wenn es anderst möglich gewesen. Aber suche du mir nur solche eine Grausame nicht zu rechtfertigen, zeige mir vielmehr die Mittel, sie empfindlich zu machen.„

Hierauf berathschlagte sich der Herr und der Vertraute mit einander. Der Entschluß ihrer Unterredung war, der Churfürst solle an die junge Gräfin schreiben, und der Herr von Beichling das Briefgen überbringen.

Gleich

Gleich den andern Tag ward die Sache ausgeführet. Der Herr von Beichling gieng zu den Gräfinnen, zu der Stunde, da er wuste, daß die vornehmsten Personen des Hofes da wären. Weil nun die Gnade, in der er bey dem Churfürsten stund, die Ursache war, daß ihm alles wich, so war es ihm leicht, sich zu der Fräulein von Königsmarcks zu gesellen. Er unterhielt sie ziemlich lange Zeit von gleichgültigen Dingen; Unvermerckt kam er mit ihr von Poesien zu reden. Ich habe bereits angemerckt, daß sie eine Liebhaberin von Versen war, und daß sie selbst welche machte. Der Herr von Beichling stund in gleichen Umständen, er sagte ihr eine Ode von seiner Arbeit vor, und als er sahe, daß sie mit Begierde zuhörete, so sagte er zu ihr, er möchte ihr gar zu gerne einige Verse weisen, die er auf die Liebe des Churfürsten und der Fräulein von Kessel verfertiget hätte, diß aber sey eine Sache, die er ihr nur unter vier Augen sagen könne. Sogleich stund sie auf, und begab sich mit ihm in einen Ercker. Als er ihr aber einige Verse vorgesagt, die er würcklich auf diese Begebenheit gemacht hatte, nahm er Gelegenheit mit ihr von der Neigung des Churfürsten gegen sie zu reden, und machte ihr ein so lebendig und unbewegliches Bild davon, daß die Fräulein von Königsmarck dadurch erweicht schien. Der Herr von Beichling erwählte diesen glücklichen Augenblick ihr das Brieffgen zu überreichen. Sie nahm es an, steckte es in ihre Tasche, und sagte, er könne auf Antwort warten. Sie begab sich darauf wieder zur übrigen Gesellschafft, allein einige Minuten hernach gieng sie in ihr Zimmer, und laß daselbst das Brieffgen des Churfürsten, das in diesen Worten abgefaßt war;

Brieff-

Brieffgen.

Mademoiselle!

Wofern ihnen meine Unruhe bekannt wäre; so bin ich versichert, sie würden sich, ob sie gleich mich noch so sehr hasseten, durch dero gütiges Hertze bezwungen sehen, sich über mich zu erbarmen. Wahrhaftig, Mademoiselle! man kan nicht empfindlicher gerühret werden, als ich, daß ich mir die Freyheit genommen ihnen zu entdecken, daß ich sie anbete. Erlauben sie mir, daß ich meine Fehler zu dero Füssen aussöhnen mag, und weil sie meinen Tod suchen, so versagen sie mir nur den Trost nicht, daß ich mein Urtheil von dero Munde vernehmen mag. Der Zustand, in dem ich mich befinde, verstattet mir nicht, ihnen mehrers zu sagen. Glauben sie nur in diesem Stücke Beichlingen, dieser ist mein ander Ich; er wird ihnen sagen, daß mein Tod und Leben in dero Händen stehe.

Die Fräulein von Königsmarck fand sich nach Uberlesung dieses Brieffes sehr betreten; Sie wuste nicht, was sie anfangen, und ob sie sich liebreich oder ernsthafft bezeigen solle. Doch eine mißliche Regung, die sie wieder ihren Willen dahin riß, war der Antrieb folgender Antwort:

Antwort.

Gnädigster Herr!

Es schickt sich so wenig für geringe Personen regierenden Printzen zu beurtheilen, daß ich nicht weiß, wie ich mich in Ansehung Euer Churfürstl. Durchl. verhalten soll. Man verurtheilet diejenigen nicht leicht, die man hoch achtet, und noch weniger begehret man ihren Tod. Urtheilen sie also selbst, Gnädigster Herr! ob ich den Ihrigen begehren soll, ich, die ich mit der Hochachtung, noch Erkänntlichkeit und Ehrerbietung, verknüpffe.

Als sie dies Brieffgen fertig gemacht, kam sie in das Zimmer zurück, wo sich der Herr von Beichling befand, und indem sie es ihm zustellete, sagte sie: Hier sind die Verse, die sie gefodert, ich bitte, sie niemand zu

zu zeigen. Kaum hatte sie dieses gethan, so stiegen ihr tausend unruhige Gedancken auf. Weil ihr nun die Gesellschafft zuwider ward, so stellete sie sich unpaß, begab sich in ihr Zimmer, und legte sich auf ihr Bette, wo sie ihr itziges Unternehmen überlegte, und es sich als ein Laster verwieß. „Ich bin überwunden und von einer Neignng besiegt, die mich wider meinen Willen lencket, (rieff sie aus,) alle meine Entschlüsse sind fruchtlos. Ach ich habe mich nicht enthalten können, ein Hand-Briefgen anzunehmen und darauf zu antworten, wie werde ich Stärcke gnug behaupten, meine Zärtlichkeit zu verbergen. Ich muß mich von hier mit Gewalt weg begeben, ich muß nach Schweden zurück kehren, und wann meine Schwestern darauf bestehen, es zu hintertreiben, oder die Ursachen davon zu wissen, so muß ich sie ihnen entdecken. In diesem Vorsatz beharrete sie, und den Rest des Tages, und die Nacht über, brachte sie mit Bestreitung einer Leidenschaft zu, die sie nicht beherrschen konte.„

Indem sie sich nun dermassen bekümmerte, war der Churfürst nicht viel ruhiger. Das Briffgen der Fräulein von Königsmarck that ihm kein Genügen, das Wort Ehrerbietung, womit sie geschlossen, war ihm anstößig. „Dies ist die Ehrerbietung, (sagte er zu Beichling,) die sie meinem Stande schuldig zu seyn glaubt, die sie bewogen mein Schreiben anzunehmen, und die mir diese kaltsinnige Antwort zuwegen bringt.„ Kurtz darauf nahm er das Brieffgen, küßte es tausendfältig, weil es von den Händen der Fräulein von Königsmarck kam. Nachdem man sich nun lange Zeit gequälet hatte, erhielt Beichling so viel, daß er sich befriedigen solte, bis etwa den andern Tag, und daß er alsdann den Bescheid selbst einholen solte, den er erwarten müsse.

Den andern Tag nun ließ die Fräulein von Königsmarck, so bald sie erfahren, daß ihre Schwestern aufgestanden, dieselbige zu sich bitten. Sie sagte

sagte zu ihnen, sie befinde sich so übel in Dreßden, daß sie bäte, unverzüglich abzureisen, und überdiß sey ihre Gegenwart hier überflüßig. Der Churfürst könne weiter nichts thun, als bey dem Kayser eine Vorbitte einzulegen, daß er den Rath von •• dahin anhalte, ihnen wegen der Treulosigkeit der •• Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock wurden sehr bestürtzt über das Begehren ihrer Schwester, sie sagten ihr auch; Sie könnten sich nicht einbilden, daß die Erhaltung ihrer Gesundheit die Ursache seyn solle, daß sie von Dreßden abreisen wolte, sie sey ja niemahls kranck gewesen, und drangen sonst in sie, die wahre Ursache dieses schleunigen Entschlusses zu entdecken. „ Solte es nicht vielmehr darum geschehen, geliebteste Schwester, (sagte ihr die Gräfin von Steinbock, daß ich und die Frau Schwester vor einiger Zeit recht gerathen, und daß ihr die Gegenwart des Churfürsten scheuet. „

Die Fräulein von Königsmarck wolte antworten, sie wolte ein offenhertziges Bekänntniß von dem Zustand ihres Hertzens ablegen, allein eine Fluth heisser Thränen hemmete ihre Stimme, und ihre Verwirrung redete allein gnug für sie. Ihre Schwestern bezeugten, daß sie an ihre Beunruhigung aufrichtigst Antheil nähmen. Sie wiederholten also ihr Ersuchen, ihnen den Grund ihrer Leiden zu entdecken. „ Nöthiget mich doch nicht, (antwortete sie,) euch eine Sache zu sagen, welche zu bekennen, ich nicht Kraft genug habe, ob ich es auch schon willens bin. Bedenckt aber, daß die Klugheit nicht zuläßt, daß eine Frauens-Person von meinem Alter, und die selbst acht auf sich geben muß, sich mitten in diesem Hofe der Gefahr bloß stelle. „ Die Frau von Steinbock, welche über den Zustand, indem sie ihre Schwester sahe, ein empfindliches Mitleiden empfand, sagte, daß sie bereit sey sogleich abzureisen, und bat sie ihre Unruhe zu verbergen. „ Laßt uns, (sagte sie,) wo es möglich ist, die Hochachtung erhalten, die man uns hier schencken wollen. „ Die Frau von Löwenhaupt aber schwieg gantz still. Ihr Hertz war nicht ruhiger, als das Hertz der Fräulein von Königsmarck. Die Vorstellung, den Sächsischen Hof zu verlassen, jagte ihr tausend Angst ein. Sie hatte sich in ein genaues Verständniß mit dem Fürsten von Fürstenberg eingelassen, welcher, nach dem Churfürsten die liebens-würdigste Manns-Person des gantzen Hofes war. Er war groß, und wohl gewachsen, und hatte ungemein vortreffliche Lebens-Arten an sich. Keiner übertraff ihn an Galanterie und Welt-Geschicklichkeit, er hatte einen scharffsinnigen Verstand, und wuste sich unvergleichlich auszudrücken. Er hatte die glückliche Gabe, einem alles einzureden, was er wolle, kurtz, er wäre vollkommen gewesen, wann er mehr Redlichkeit besessen, und wenn er seiner Liebe gewissenhaffter gewesen.

Als er die drey Gräfinnen das erste mahl gesehen, hatte er gleich eine Neigung zu der Fräulein von Königsmarck, allein seine Scharffsichtigkeit zeigte ihm bald, daß der Churfürst von den Reitzungen derselben gleichfalls eingenommen sey. Er war ein viel zu guter Hof-Mann, als daß er sich zum Neben-Buhler seines Herrn aufwerffen sollen; die Vernunfft hieß ihn abstehen. Weil nun eben damahls keine Frau bey Hofe war, zu der er seine Neigung fühlte, so wandte er sich an die Frau Gräfin von Löwenhaupt. Sie erkannte seine Vorzüge, und die festeste Verbindung verknüpffte ihre Hertzen gar bald. Diese ihre Liebe war nun noch in ihrem Anfang, als die Fräulein

lein von Königsmarck nach Schweden zurück dachte. Die Frau von Löwenhaupt nahm keinen Anstand, ihre Einwilligung zu geben, sie versprach ihren Schwestern, würcklich mit ihnen zu reisen, allein, sie war nicht allein Willens selbst zu bleiben, sondern es auch dahin zu bringen, daß sie auch bleiben solten. Die Fräulein von Königsmarck ward etwas ruhiger, seit dem ihr ihre Schwestern versprochen, sie nach Schweden zurück zu führen. Sie stund auf, und den gantzen Tag gieng sie nicht vollkommen angezogen, wie eine Person, die sich nicht wohl befunden. Die Traurigkeit, die man ihr ansahe, gab ihr ein langsames Wesen, daß ihre Annemlichkeit gar nicht verringerte.

Den gantzen Tag über empfingen die Gräfinnen, wie gewöhnlich, den Besuch von Jedermann, der bey Hofe galant seyn wolte. Der Churfürst kam des Abends auch zu ihnen. Als er aber eben kam, so war die Fräulein von Königsmarck auf Seite gegangen, einen Brieff zu schreiben. Er stund in Gedancken, sie vermeyde seine Gegenwart, und er gerieth darüber in solche Bestürtzung, daß er kaum mit den Damen redete. Die Frau von Löwenhaupt merckte sogleich, was in seinem Gemüthe vorgieng; sie nahete also zu ihm gantz gemach: „ Man meydet sie, Gnädigster Herr! allein man würde sie nicht vermeyden, wenn man sie hassete. „ Diese wenige Worte bliesen gleichsam dem Churfürsten eine Hoffnung ein. „ Wie, Madame, (antwortete er,) solten sie Nachricht haben, was ich vor Pein ausstehe? Gnädigster Herr, (versetzte sie,) machen sie sich nur keine vergebliche Mühe. Sie werden geliebet, glauben sie mir, und ich will ihnen nach allen Kräften dienen. „ Die Fräulein von Königsmarck kam so eben ins Zimmer. Ihre Gegenwart, und das was ihm die Gegenwart, und das,

das, was ihm die Frau von Löwenhaupt gesagt, verursachten bey dem Churfürsten solche Freude, daß ihm dieselbe jedermann ansehen konnte. Die Fräulein von Königsmarck wuste nicht, daß dieser Printz gekommen sey, und schien also erschrocken, da sie ihn sahe, sie ward roth, schlug die Augen nieder, und grüßte ihn, ohne daß sie ihn anzusehen getraute. „ Sie sind ja so schön, Mademoiselle, (sprach der Churfürst, da er sie bewillkommte,) daß ich mir nicht einbilden kan, daß die Unruhe, die man mir über Dero Unpäßlichkeit gemacht hat, gegründet gewesen. Ich glaube, sie haben ihre Freunde erforschen wollen. Solte ich wohl auf diesen Fall so glücklich seyn, daß sie mich in die Zahl derselben aufgenommen hätten? Ich getraue mich zu versichern, daß die Unruhe, die nur das Gerüchte von Dero Unpäßlichkeit bey mir erreget „ Ich weiß allzuwohl, Gnädigster Herr, (antwortete die Fräulein von Königsmarck,) wie viel ich denselben schuldig bin, Sie unter die Zahl meiner Freunde zu rechnen, Sie, die ich als einen grossen Potentaten unterthänig verehren, und als den Beschützer meines Hauses hoch achten muß. Ich nehme es indessen mit der schuldigsten Erkänntlichkeit auf, daß Euer Churfürstl. Durchl. an meiner Unpäßlichkeit Theil nehmen wollen. „

Weil alle, die zugegen waren, wusten, daß der Churfürst sich gern mit dem Frauenzimmer allein unterredete, und wenn es gleich solche waren, in die er sich nicht verliebt hatte, so hatte sich jedermann aus Ehrfurcht auf die Seite gemacht. Der Fürst von Fürstenberg sprach mit der Frau von Löwenhaupt, und der Cantzler Beichling unterredete sich mit der Gräfin Steinbock von ihren Streitigkeiten mit den „ Als sich die beyden Verliebten in solchen Umständen sahen, daß sie offenhertzig mit einander reden konten, so machten sie sich dieselben zu Nutz. Der Churfürst drückte sie so nachdrücklich aus, daß die Fräulein von Königsmarck ohnmöglich bey dem Entschluß bleiben

ben konte, ihm ihre Neigung zu verheelen. Sie sagten sich einander tausend Dinge, die eins um das andere reitzeten, und endlich kamen sie mit einander überein, daß sie sich Lebenslang lieben wolten. Die Fräulein von Königsmarck bat sich bey dem Churfürsten aus, daß sie ihr Verständniß geheim halten wolten, sonderlich für der Gräfin von Steinbock, als für deren strengen Tugend sie sich scheuete. Der Churfürst erzehlte ihr, was ihm die Frau von Löwenhaupt gesagt habe, und sie wurden einig dieselbe zur Vertrauten in ihren Liebes-Werck anzunehmen. Endlich giengen beyde sehr vergnügt von einander, weil sie sich gesprochen hatten.

Ehe noch der Churfürst weg gieng, sprach er die Frau von Löwenhaupt, und erzehlte ihr, wie weit er mit ihr gekommen sey, und bat sie, auf seinem Vortheil bedacht zu seyn, und die Fräulein von Königsmarck dahin zu bewegen, daß sie erlauben möge, daß er der gantzen Welt zeigen könne, wie sehr er sie verehre. Sie versicherte ihn, daß sie ihm ihre Dienste beständig beybehalten wolle, und so gieng er vollkommen vergnügt von ihr.

Die Frau von Löwenhaupt arbeitete so kräfftig vor den Churfürsten, daß sie alle Furcht und allen Zweiffel bey der Fräulein von Königsmarck verdrang. Sie machte dem Churfürsten den Fortgang ihrer Handlungen bekannt, und in einer Zusammenkunfft mit ihm eröffnete sie ihm, daß sein Sieg gewiß sey, allein sie wisse nicht, wie er die Fräulein von Königsmarck könne zu sprechen bekommen, daß die Frau Gräfin von Steinbock nichts davon erfahren solle. Der Churfürst, dem es niemahls an Auswegen

gen in seinen Liebes-Verwirrungen gefehlet hat, sagte, sie müste nur machen, daß ihre Schwestern mit nach Maritzburg giengen, da wolle er der Fräulein von Königsmarck schon ein solches Zimmer anweisen, daß er mit ihr sprechen, und die Gräfin von Steinbeck es nicht gewahr werden könnte. Die Frau von Löwenhaupt fiel diesem Verschlag bey, sie sprach davon mit der Fräulein von Königsmarck, welche Anfangs einige Schwürigkeiten machte, endlich aber dem Anhalten ihrer Schwester und des Churfürsten nachgab, welcher sie eben zu besuchen kam, als sie von der Reise nach Moritzburg sprachen.

Niemahls hat der Churfürst vergnügter geschienen, als da er die Einwilligung seiner Schönen zu seiner Abreise erhielt. In dieser Zusammenkunfft geschah es, daß sie sich eine ewige Liebe schwuren, und das Gespräch mit der Fräulein von Königsmarck hatte so süsse Reitzungen bey dem Churfürsten, daß er, so lang es währete, sich beständig bestrebte, dieser liebens-werthen Person die theureste Versicherungen der zartesten Liebe zu erneuren. Sie giengen endlich von einander, und ein zärtliches Lebewohl die Fräulein von Königsmarck ihrem Geliebten das gesagt hatte, setzte ihn in die feurigste Liebe.

Die Frau von Steinbock mißbilligte sehr, daß ihre Schwestern dem Churfürsten versprochen hatten, nach Moritzburg zu kommen. Sie stellete ihnen die Ungelegenheit vor, die ihnen diese Reise machen würde, dabey die Churfürstinnen nicht Gesellschafft leisten würden. „So lange, (sagte sie zu der Fräulein von Königsmarck,) als ich davor hielte, daß ihr die Leidenschaft des Churfürsten gegen euch mit der Kaltsinnigkeit ansehet, die ihr eurer Geburt und Tugend schuldig seyd, so habe ich nichts davon,

von mit euch geredet, ich habe mich auf eure Weisheit verlassen, aber jetzt, da ich gewahr werde, daß ihr die Strenge beyseite setzet, die ihr euch sonst vorgeschrieben, so halte ich davor, meine Schwester! ich muß euch vor der gefährlichen Höhe warnen, von der ihr euch zu stürtzen im Begriff seyd. Ihr habt euren freyen Willen, ich habe keine Gewalt über euch, doch lebe ich der Hoffnung, eure Tugend wird einige über euch behaupten, ich beschwöre euch, ihr nicht zu widerstehen. Gedenckt, was ihr euch selber schuldig seyd, und überleget, daß ihr den guten Ruff verlieren werdet, den ihr mit so vielem Rechte erhalten. Macht euch, meine Schwester, starck und behertzt. Laßt uns weg reisen, folget mir nach Schweden. Scheuet euch nicht einen so strengen und schweren Entschluß zu fassen, so schrecklich er euch Anfangs vorkommt, so wird er euch künftig allezeit angenehmer seyn, als die Zufälle, die einige Galanterie nach sich ziehet.,,

Die Fräulein von Königsmarck floß, so zu reden, in Thränen, sie antwortete der Frau Gräfin von Steinbock nichts, allein sie umarmete sie aufs zärtlichste, und verschloß sich in ihr Zimmer. Die Frau von Löwenhaupt folgte ihr dahin nach, und diese schädliche Schwester wuste alle Regungen der Tugend, die die Frau von Steinbock in ihr aufgeweckt hatte, vollkommen zu bestreiten und besiegen. Sie stellte ihr den Churfürsten demüthig, ehrerbietig und verliebt vor, sie bildete ihr auch die Verzweifflung ab, in die er gerathen, wann sie ihn verlassen würde; und wie gerechte Ursache er zu klagen hätte, wenn sie, da sie ihm versprochen hätte, nach Moritzburg zu kommen, ihr Wort nicht halten wolle. ,, Dies ist eine Geschicklichkeit, (sagte sie,) die wir der Großmuth, mit der er sich für uns ins Mittel schlägt, schuldig sind. Die Frau von Steinbock gedenckt gewiß nicht hieran, und ich will mich bemühen, sie auf meine Seite zu bringen.,, Die Fräulein von Königsmarck, die sich nicht mehr beherrschen konte, und an welcher die Lieben ihre vollkommene Herrschafft ausließ, bestritte die Gründe ihrer Schwester gar schlecht, und gab endlich ihre Einwilligung, nach Moritzburg zu reisen.

Als die Frau von Steinbock den Entschluß ihrer Schwester sahe, betrübte sie sich hefftig darüber, und weil sie denselben nicht mehr hintertreiben konnte, so schützte sie eine Kranckheit vor, um nicht mitreisen zu dürffen.

Ehe der Churfürst nach Moritzburg verreisete, sandte er der Fräulein von Königsmarck ein überaus reiches Kleid, und eine Garnitur Diamanten, die ungemein prächtig war. Die Frauen von Löwenhaupt und Steinbock wurden nicht vergessen. Ihre Geschencke waren kostbar, wiewohl sie bey weitem nicht an diejenigen reichten, die ihrer Schwester bestimmt waren.

Die Fräulein von Königsmarck und die Gräfin von Löwenhaupt verreisten in Begleitung des schönsten Hof-Frauenzimmers in Amazonen-Kleidung einige Stunden nach dem Churfürsten, der ihnen zu Gefallen die ausserordentlichste Lustbarkeiten anstellte. Als sie in den Wald bey Moritzburg fuhren, wurden sie einen prächtigen Pallast gewahr. Da nun ihre Kutsche still hielt, damit sie die Kostbarkeit dieses Gebäudes recht in Augenschein nehmen könten, so sahen sie die Thüre desselben mit einmahl auffspringen, Diana, mit ihren Nymphen umgeben, stellete sich vor ihre Augen. Sie redete die Fräulein von Königsmarck an, und indem sie den Nahmen Aurora anspielte, so lud sie dieselbe, eben, als wann sie diese Göttin wäre, ein in ihren Pallast zu kommen, und die Ehren Bezeugung der Wald-Gottheiten anzunehmen.

Nachdem diese Damen ausgestiegen, führete sie Diana in einen mit Gemählden geschmückten Saal, welche die vornehmsten Thaten dieser Göttinnen vorstelleten. Den Tod des zärtlichen Endimion, die Bestrafung des verwegenen Acteon fand man daselbst mit unglaublicher Kunst gemahlt. Diana befahl ihren Nymphen Auroram und ihr Gefolge zu bewirthen, und zugleich sahe man aus der Erde eine mit den niedlichsten Speisen gedeckte Tafel hervor kommen. Als die Damen Platz genommen, so erhub sich das Gethöne der Hautbois, der Pfeiffen und der Schallmayen. Der Gott Pan kam zu gleicher Zeit herzu, und hatte ein Gefolge von Frauen und andern Wald-Göttern bey sich; Dies war der Churfürst und die allerschönsten Manns-Personen seines Hofes. Diana, welche die Frau von Beichling vorstellete, lud den Pan ein zu der schönen Aurora zu setzen. Ey wie viel artige Sachen sagte ihr dieser Gott vor, wie viel Bemühung, sie zu bedienen, wie viel Sorgfalt, ihr zu gefallen, und sie von seiner Liebe zu überzeugen, zeigte er nicht! Mehr als hundert mahl sagten sie zu einander: O wie bist du so liebens-werth, o wie sehr liebe ich dich, ich will dich ewig lieben.

Als endlich das Gastgebot geendigt war, so hörte man ein grosses Getöse der Hunde und Jagdhörner. Die Damen wusten nicht, was das war, und lieffen also gantz bestürtzt ans Fenster, und sahen einen Hirsch vorbey rennen, den die Jäger verfolgten. So gleich stunden gantz fertige Pferde und offene Jagd-Wagen vor diejenigen, die nicht reiten wolten, bereitet. Der Hirsch, der nicht aus den aufgespannten Tüchern heraus konte, ward gezwungen, sich in einen Weyher zu stür-

tzen, der bey Moritzburg war. Die Hunde verfolgten ihn in demselben, und als das Frauenzimmer an das Ufer gekommen war, so fanden sie Gondoln, die sie auf eine mitten im Weiher gelegene Insul brachten, sie kamen auf dieselbe, als der Hirsch starb, und sahen also die Hunde ihren verdienten Braten verzehren.

An einem Ende der Insul war ein prächtiges Türckisches Zelt aufgeschlagen. Sie giengen in dasselbige hinein, und fanden, daß seine inwendige Verzierung und Auskleidungen auf Türckisch waren. Als sie die Schönheit derselben bewunderten, sahen sie vier und zwantzig junge Türcken zu ihnen kommen, welche unvergleichlich gekleidet waren, und ihnen allerhand Erquickungen in silbernen Körben darboten. Einige Augenblicke hernach sahe man alle hohe Bediente des Seraglio aus einem andern Zelte heraus kommen. Mitten unter ihnen erschien der Groß-Sultan, welcher von Edelsteinen blitzte. Dieses war der Churfürst, der sich zu den Damen verfügte, und nachdem er der Fräulein von Königsmarck ein sehr kostbar gesticktes Schnupfftuch zugeworffen, so setzte er sich neben sie auf einen Sopha. Man gab dem sämtlichen Frauenzimmer viereckigte Küssen, und so bald sie sich gesetzt, so kamen verschiedene Täntzerinnen hinein, die sich einige Zeit mit ihren Sprüngen, Stellungen, und Türckischen Täntzen belustigten. Als sie endlich aufstunden, gab der Churfürst der Fräulein von Königsmarck die Hand, und führete sie in ihre Gondol. Der Churfürst, die Frau von Löwenhaupt, und der Fürst von Fürstenberg giengen mit in dieselbige. Das übrige Frauenzimmer nahmen die Cavaliers, die sich vor sie schickten, in ihre Gondoln. Dergestalt fuhr man

man einige Zeit unter der vortrefflichst-übereinstimmenden Music auf dem Wasser spatzieren. Nachdem nun die Geschellschafft ausgestiegen war, setzte sich der Churfürst mit der Fräulein von Königsmarck in eine offene Kutsche. Sie waren mit den Janitscharen und den grossen Bedienten des Seraglio zu Pferd umgeben. Das Frauenzimmer folgte in verschiedenen Kutschen, und solcher gestalt kam man auf dem Schloß Moritzburg an.

Der Churfürst führete die Fräulein von Königsmarck in das ihr bestimmte Zimmer, dessen Auszierung überaus prächtig war Die Erfindung der Zierrathen des Bettes war besonders unvergleichlich angegeben. Der Umhang desselben war von Auror-Farbenen Damast mit Silber gestickt. Darauf waren in unterschiedenen Abtheilungen die Liebe der Aurora und Titans abgeschildert. Einige Liebes-Götter unterstützten die Vorhänge nach Art der Blumen-Cräntze, und schienen gleichsam Mohn-Köpffe, Rosen und Anemonen über diesen vortreffliche Bette zu streuen. „ Hier, Mademoiselle, sind sie in der That die oberste Gebieterin, (sprach der Churfürst,) und aus dem Groß Sultan, den ich vorstellete, werde ich Dero Sclave. Ach, (sagte die Fräulein von Königsmarck,) sie mögen sich bey mir einfinden, unter welcherley Umständen es ihnen beliebt, so sind sie allezeit Liebens-würdig in meinen Augen. „ Der Churfürst küßte ihr hiermit die Hand, und ließ sie allein, damit sie Zeit haben möge, sich anders anzukleiden, und selbst desgleichen zu thun. Die Fräulein von Königsmarck that das Kleid an, das ihr der Churfürst verehret hatte, und niemahls ist sie schöner in die Augen gefallen. Der Churfürst seines Ortes kleidete sich mit aller Sorgfalt an, die eine Manns-Person anwenden kan, so einem Frauenzimmer zu gefallen sucht, und sein Kleid war mit Diamanten und Perlen wie besäet. Als er nun erfuhr, daß die Fräulein von Königsmarck angezogen war, so verfügte er sich zu ihr, und bezeugte ein unendliches Wohlgefallen, daß sie sich solchergestalt geputzt hatte. Er führte sie darauf in die Comödie, wo Psyche mit ihren Annemlichkeiten vorgestellet ward.

Nach der Comödie speiste man zu Nacht. Die Fräulein von Königsmarck fand, indem sie sich zu Tische setzte, einen Strauß von Diamanten, Rubinen, Smaragden auf ihrem Teller, welches denn das Zeichen war, daß sie als die Königin des Balls zu betrachten sey, der nach der Tafel solte gehalten werden. Sie eröffnete demselben würcklich mit dem Churfürsten, und beyde zogen jedermanns Blicke und Bewunderung auf sich, und man ward nicht müde sie anzusehen; alle Domen wünscheten sich einen solchen Buhler als der Churfürst war, und eine jede Manns-Person verlangte eine solche Liebste, die der Fräulein von Königsmarck gleiche. Endlich ward dieser grosse Tag zum Vergnügen der beyden Verliebten beschlossen. Man sahe sie aus dem Saal, wo der Ball gegeben ward, verschwinden, allein niemand that, als wenn er sie vermisse, weil man wohl gedencken konnte, daß sie allein seyn wolten, und der Churfürst genoß die süssesten Reitzungen mit der Fräulein von Königsmarck, welche ihm die wesendlichste Kennzeichen ihrer Liebe gab.

Auf das Fest folgenten vierzehn Tage lang allerhand Arten von Spielen und Lustbarkeiten, man vergaß auch das Tantzen nicht, und die Fräulein von

Königsmarck erschien jederzeit ungemein, und unterschied sich von allen übrigen.

Indem man nun mit nichts als seinem Vergnügen zu Moritzburg beschäfftiget war, so faßte die Frau von Steinbock, welche mit der Aufführung ihrer Schwestern nicht zufrieden war, den Entschluß, von Dreßden weg zu reisen. Sie gab daher vor, deßhalb Befehl von ihrem Gemahl aus Schweden bekommen zu haben. Allein die Churfürstinnen sahen den wahren Bewegungs-Grund ihre Reise ein, und schätzten sie um deswillen desto höher. Sie schrieb einen Brieff an den Churfürsten, in welchem sie, ohne von ihren Schwestern ein Wort zu gedencken, sich vor die Gnade, die er ihr bezeuget habe bedanckete.

Weil nun dieser Herr keines weges zweiffelte, daß diese schleunige Abreise der Fräulein von Königsmarck empfindlich seyn würde, so verheelte er dieselbe vor ihr, setzte sich zu Pferd, und ritte in höchster Eil nach Dreßden, um wo es möglich wäre, die Frau von Steinbock auf andere Gedancken zu bringen. Allein seine Vorsicht war ohne Nutzen, denn er fand sie nicht mehr, weil sie eben abgereißt war, welches ihn aber dermassen betrübte, daß er vergaß die Churfürstinnen zu besuchen, und sogleich nach Moritzburg zurück gieng. Als die Fürstinnen vernahmen, der Churfürst sey in Dreßden gewesen, geriethen sie in den hefftigsten Zorn, daß er ihnen solche Kaltsinnigkeit bezeuget. Die junge Churfürstin weinte sehr darüber, und die Churfürstliche Mutter bezeugte, sie wolle sich solchen Beleidigungen nicht lange mehr bloß stellen, sondern sich nach Lichtenberg, den ihr bestimmten Wittwen-Sitz, begeben; ja sie gab würcklich Befehl, ihre Equipage einzupacken.

Die

Die Fräulein von Königsmarck ward über die Abreise der Frau von Steinbock hertzlich betrübt, allein diese ihre Betrübniß vermehrete sich nicht wenig, als sie hörete, was der Churfürst angefangen habe. Sie verwieß ihm sein Verfahren, und sagte ihm, daß die gröste Probe seiner Liebe zu ihr darinn bestehen solle, daß er vor die Churfürstin alle Hochachtung behalten solle, welche die Tugend dieser Fürstin verdiene; ja sie drohete ihm so gar, wenn er sich anders bezeugen wolle, sich aus seinen Ländern zu begeben, und damit der Verdruß der Churfürstin gelindert würde, so begehrete sie, er solle nach Dreßden zurück gehen, und sagte, sie wolle dieser Fürstin das Vergnügen ihn zu sehen keines weges geraubt wissen. Die Churfürstin, die von diesem Verfahren Nachricht bekam, ward darüber gantz entzückt, und verdoppelte ihre Hochachtung gegen die Fräulein von Königsmarck. Man kan sagen, daß die Liebste des Churfürsten sich dieser Hochachtung vortrefflich würdig gemacht, indem sie jederzeit vor die Churfürstin die ehrerbietigste Achtung beybehielt, und zu geschweigen, daß sie den Churfürsten gar nicht abhielt, die Churfürstin zu besuchen, so sagte sie offt zu ihm, der Verlust derselben, indem sie sein Hertz verliere, sey so groß, daß sie darüber empfindlich gerühret seyn müste, er könne ihr also diesen Verdruß nicht ersetzen, und freundlich genug mit ihr umgehen.

Als die Churfürstin von den guten Diensten benachrichtiget ward, die ihr die Fräulein von Königsmarck leistete, sahe dieselbe auf ihrer Seite die Gewogenheit, die sie genoß, ohne Eifersucht an, und sagte

te

te zuweilen; das ist mein Trost, daß ich eine Neben-Buhlerin habe, die eine Person von Verdienst ist. Die Churfürstliche Mutter aber, deren strenge Tugend sonst jederzeit einen Abscheu vor aller ausschweifenden Liebe gehabt, konnte selbst ihren Sohn nicht verdencken, daß er eine so Liebens würdige Person würcklich geliebet habe. Beyde Churfürstinnen besuchten sie, und giengen recht vertraulich mit ihr um. Die Hof-Bediente hegeten eine Ehrerbietigkeit vor ihr, die auf die reinste Hochachtung gegründet war, und die vermählte Frauenzimmer selbst konnten sie nicht hassen. Ihre Bescheidenheit, ihre Lieblichkeit, ihre Höfflichkeit legte sie niemahls ab, und jedermänniglich trug sie ihre Gunst entgegen, und kam den Nothwendigkeiten der Unglücklichen allzeit zuvor. Ihr Andencken wird noch von jedermann, der sie gekannt hat, verehret.

Nachdem der Churfürst zu Dreßden zurück gekommen, gab er der Fräulein von Königsmarck eine besondere Hof-Statt, und schenckte ihr kostbares Haus-Geräthe. Einige Zeit hernach würckte er bey denen Canonessen zu Quedlinburg, welches Printzessinnen und Gräfinnen sind, so viel aus, daß sie die Fräulein von Königsmarck zur Dechantin ihres Capituls erwählten. Diese Stelle gab ihr den Titul Madame. Der Churfürst speisete jeden Abend mit ihr, und gab die herrlichsten Festins an sie, an welchen denn der gantze Hof Theil nahm. Von allen Seiten kamen Fremde nach Dreßden, welche jederzeit voller Bewunderung, so wohl des Liebenden als der Geliebten, weg reiseten.

Das

Das Vergnügen der Fräulein von Königsmarck ward indes ein wenig durch die Abreise der Frau von Löwenhaupt unterbrochen, welche zwar lange Zeit ihrem Gemahl, der sie zurück forderte, widerstanden hatte, endlich aber abzureisen genöthiget ward. „Hier bin ich nun allein, (sagte die Frau von Königsmarck mit wehmüthiger Stellung zum Churfürsten.) Ihrentwegen entsage ich allem, was mir am liebsten ist. Ach wie unglücklich wäre ich, wenn Sie mich verstiessen. Nein, Madame, (rieff der Churfürst überlaut,) Sie haben nichts zu befahren, ich bin der Ihrige Zeit meines Lebens. Versichern sie sich dessen, und lassen sich die Vollkommenheiten, die mich eingenommen, und die ich nirgends als bey ihnen antreffe, die sicherste Gewehr über meine Treue leisten. Nirgends als bey ihnen werde ich den auserlesenen und vortrefflichen Verstand antreffen, der die Ursache ist, daß ich mich bey ihnen für den glückseligsten schätze. Hören sie also auf, solche fürchterliche Gedancken zu hegen, die mich betrüben und beleidigen. Ich verehre an ihnen, meine allerliebste Gräfin! nicht nur die vollkommenste Schönheit, sondern auch die edle Seele, den Witz, die Güte des Hertzens, kurtz, diese grosse Eigenschaften, die sie so hoch über alle Frauens, die ich kenne, erheben. Und wie unmöglich ist es doch, daß ich irgendswo finden kan = = O mein allerliebster Printz, wie sind sie doch so liebenswürdig, und wie sehr können Sie nicht ein Hertz überzeugen, das aus keinem andern Grunde furchtsam ist, als weil es allzu heftig liebet. Erhalten Sie diese Gedancken, sie sind der Grund meines Glückes und meiner Freude. Ja, ja, Allerliebster, dann so muß ich sie nennen, die Liebe verbannet allen Zwang, ich ziehe Dero Liebe ihrer Hoheit und ihrer Macht vor, und ich finde sie weit erhabener nach Dero Gemüths-Beschaffenheiten, als nach ihren Rang. Sie haben uneingeschränckt über mich, mein Hertz, und mein Leben zu gebieten.„ Unsere beyden Verliebten sagten einander noch hundert dergleichen, ja noch brünstigere Dinge vor, speiseten des

Abends

Abends zusammen, und giengen erstlich sehr spät in der Nacht von einander.

Sie brachten ihre Zeit so nützlich zu, daß nach neun Monaten die Fräulein von Königsmarck mit einem Sohn entbunden ward, welcher das wahre Ebenbild seines Vaters ist, dessen Minen, Stärcke, Lebens-Art und Weise zu gedencken, er noch jetzo aufweiset. Die Geburt ihres Kindes machte dem Churfürsten eine unaussprechliche Freude. Er nennete ihn MORITZ, zum steten Andencken, daß er zu Moritzburg dem ersten Triumph über seine Mutter erhalten. Nachgehends gab er ihm den Titul eines Grafen von Sachsen. Dieser ist derjenige, dessen Seltenheiten ihm die Hochachtung der Frantzosen erworben, bey welchen er als General, Lieutenant in Diensten stehet, und ein Infanterie-Regiment hat.

Der Churfürst kam fast seiner Geliebten während dem Wochen-Bette nicht von der Seite. Gantze Tage saß er auf ihrem Bette, und weil sie in den ersten Tagen sehr unpaß war, so ermahnte er die Aertzte unaufhörlich, sie wohl zu besorgen, und ihre gantze Kunst vor ihre Erhaltung anzuwenden. Sie mochten sich aber Mühe geben wie sie wolten, so konten sie gleichwohl nicht hindern, daß nicht der Frau von Königsmarcks ein beständiger Schweiß zurück geblieben, der eben keinen annehmlichen Geruch von sich gab, und den die stärckstens wohlriechenden Dinge nicht übertraffen. Diß Unglück betrübte die beyden Verliebten gleich Anfangs ungemein sehr, endlich erweckte es bey dem Churfürsten einen Abscheu, welcher verursachte, daß er sich nach und nach von der

der Gräfin loßmachte, bis er neue Verbindungen eingegangen, da er dann gäntzlich aufhörete als ein Buhler mit ihr zu leben; dann im übrigen besuchte er sie allezeit, und behielt eine ungemeine Hochachtung gegen sie.

Es geschah wenige Monate nach der Niederkunfft der Frau von Königsmarck, daß der Wienerische Hof dem Churfürsten das General-Commando der Kayserlichen Armee in Ungarn anbot. Der Printz, der bereits die Bande zu zerreissen anfieng die ihn an die Frau von Königsmarck knüpfften, und der auch sonst jederzeit den Trieb nach Ehre und Ruhm der Liebe zum Frauenzimmer vorgezogen, nahm das Anerbieten des Kaysers an. Er reisete zur Armee und führete dieselbe dermassen, daß man die gute Meynungen, die man von seiner Hertzhafftigkeit geheget, vollkommen erfüllet sahe.

Nach vollendetem Feld-Zug machte er dem Käyser seine Aufwartung, welcher ihn mit allen Ehren-Bezeugungen, die seinem Stande gebührten, aufnahm. Zu Wien geschah es also, daß dieser Uberwinder der Türcken sich nochmahls von der Liebe besiegen ließ. Die Gräfin von Esterle war die gefährliche Klippe, an welcher sich seine Freyheit zerschlug. Weil seine Augen und sein Hertz übereinstimmeten, so sahe er sie als das allervollkommenste, ja als ein Wunder der Natur an. Auf einem Ball, den der Römische König, des Kaysers ältester Printz, gab, sahe, er sie das erste mahl. Ihr Anblick hatte so viel Würckung bey ihm, daß er, ungeachtet der Unerschrockenheit, die man von ihm rühmte, gantz bestürtzt ward. Er fieng an

an mit ihr zu reden, allein er war so verwirrt, daß er nicht wuste, was er mit ihr sprechen solte; seine gantze Rede war ein Mischmasch verschiedener Redens-Arten, von denen die Frau Gräfin von Esterle gewiß nichts begriffen hätte, wo sie sich nicht auf das Gespräche der Augen verstanden. Sie laß in den Blicken des Churfürsten alles, was ihre Reitzungen in seinem Hertzen angerichtet hätten.

Weil sie nun ihren Ruhm keinesweges in einer strengen Tugend suchte, und nichts mehr wünschte, als es zu erkennen zu geben, so verfügte sie sich in einen Ercker. Der Churfürst gieng ihr nach. Sie fieng so gleich an, mit ihm von den Pracht dieses Festins zu sprechen, und er antwortete ihr nicht ein Wort. Sie gerieth auf die Gedancken, er befinde sich etwa nicht wohl, sie both ihm also Ungarisch Wasser dar und rieff ihm zu; „Gnädigster Herr, vernehmen sie mich, ja Madame, (antwortete er, indem er tieff seufftzete,) ich vernehme sie, und sehe sie auch sehr wohl. Es ist mir auch die Verbindlichkeit bekannt, die ich Dero Bereitwilligkeit mir zu Hülffe zu kommen schuldig bin. Allein das Ungarische Wasser kan mir nicht zurechte helffen. Sie haben wohl andre Artzneyen. Madame! haben sie die Güte, und brauchen nur selbige, und erlauben also, daß ich von ihnen meine Genesung erwarte, da in ihnen die Ursache meiner Pein zu finden ist. Ich weiß nicht, (antwortete sie lächlend,) mit welcher Kranckheit ich sie anstecken können, und ich glaube nicht eine böse Seuche an mir zu tragen. Uberdis sind mir wenige Hülffe-Mittel bekannt. Solte ich aber Dero Unpäßlichkeit wissen, ich wurde mit Vergnügen meine geringe Wissenschaft anwenden, ihnen eine Gesundheit herzustellen, die gantz Europa werth seyn muß. Gantz Europa mag mich aus der Acht lassen, Madame, (rieff der Churfürst,) wann sie nur an meinem Anliegen Theil nehmen, so dächte ich der glückseligste Mensch zu seyn. Ja,

schöne

schöne Gräfin, (fuhr er mit solcher Bewegung fort, aus der deutlich wahrzunehmen war, wie sehr er eingenommen sey,) meine gegenwärtige Kranckheit ist nichts anders, als die lebendigste und zärtlichste Zuneigung, die ich zu ihnen trage. Nichts kan mich davon befreyen, aber schaffen sie mir Erleichterung in meinem Leiden. Ich bitte sie deswegen um mein Leben, um es ihnen zu widmen, und sie als diejenige Person zu bewundern, die werth wäre, die auf der Welt am meisten verdienet „ Gnädigster Herr, (antwortete die Gräfin von Esterle,) ich habe ihnen bereits gesagt, daß ich alle mir bewuste Mittel anwenden wolle, ihnen ihre Genesung zu verschaffen. Ich binde mich viel zu sehr an mein gegebenes Wort, und bin ein allzugetreue Unterthanin des Kaysers, als daß ich nicht helffen solte, ihnen eine Gesundheit herzustellen, die ihm nicht anders als schätzbar seyn kan. Sie beruhigen sich also, und erlauben mir die Zeit, die nöthige Veranstaltungen zu überlegen.

Die Gräfin sprach mit solcher Emsigkeit, daß der Römische König, der sich eben zum Churfürsten begeben wolte, und nur noch einige Schritte von ihr war, als sie ihm gewahr ward. Sie blieb aber in einem Wesen, veränderte sich gar nicht, und sagte, eben als wenn sie dem Churfürsten antwortete: „Ich bin eine Liebhaberin der Music, besonders von Singen.„ Der Römische König blieb in der That auf der Meynung, als wenn sie von nichts anders geredet, er bat den Churfürsten in den nächsten Saal zu spatzieren, woselbst ein herrliches Abendmahl zugerichtet war. Die Tafel hatte die Gestalt eines Hufeisen, das innere blieb leer, und machte einen Wasser-Trog, in dessen Mitte Zephyr mit Floren erschien, denen die Liebes-Götter Blumen anboten. Die vier Ecken des Saals waren mit Spring-Brunnen ausgefüllt, aus welchen wohl-riechende Wasser sprangen, welches

 bey

bey dem Schein von tausend Wachs-Lichtern, die auf Wand Leuchtern mit Spiegeln, und grossen Arm-Leuchtern von Crystall stunden, ein vortrefliches Schauspiel gab. An einem Ende des Saals war ein Theater, auf dessen Vorhang Psyche in einem prächtigen Pallast, den ihr Cupido aufrichten lassen, vorgestellet war. Die Götter des Lachens, des Schertzens und der Lustbarkeiten schwärmten um sie her. Nichts war schöner und lieblicher als diese Göttin, mit einem Worte, sie war vollkommen so abgebildet, wie diejenige seyn muß, die den Gott der Liebe in Liebe entzünden soll. So bald sich der Römische König mit seiner Gemahlin niedergelassen, ward der Vorhang aufgezogen. Da eröffnete sich ein prächtiger Schau-Platz, der den Olympus vorstellete, wo alle Götter versammlet waren. Jupiter zeigte denselben das Bild des Churfürsten, und begehrte, man solle ihn noch bey seinem Leben in die Zahl der Götter aufnehmen. Alle Gottheiten gaben Jupitern Beyfall, und feyerten darauf mit Tantzen und Singen den gefaßten Entschluß.

Nach der Abend-Tafel begab sich der Hof ans Fenster, und sahe so lange, bis man die Tafel abhub, ein Feuer-Werck. Nach diesem gieng der Ball an, und diese prächtige Lustbarkeit endigte sich erstlich den andern Tag, als schon die Sonne aufgegangen war.

Der Churstfürst würde überaus vergnügt gewesen seyn, wenn er hätte ein Mittel finden können, daß er mit der Gräfin von Esterle angefangen, fort zu setzen, allein sie miede die Gelegenheit mit grosser Kunst,

Kunst, denn ob sie sich eben nicht lange Zeit suchen ließ, so ließ sie es doch so lange geschehen, daß man sie nicht verachten dürffte, wenn sie sich ergeben.

Zween Tage verstrichen, ehe sie der Churfürst wieder zu sehen bekam. Er traff sie endlich bey der Römischen Königin an, aber er konnte nicht mit ihr sprechen, indem sie sich immer von ihm entfernte. Als endlich der Römische König darzu kam, so schluge er der Königin und dem Churfürsten vor, a la Premiere zu spielen. Die Frau von Esterle spielete mit, und das Looß wieß ihr den Platz neben dem Churfürsten an. Der Printz nahm sich wohl in acht, keinen Augenblick zu verliehren, um der Gräfin gantz leise einige verliebte Worte zu sagen. Zu dem Ende stellete er sich als wann er Toback nehme, und brauchte öffters sein Schnupff-Tuch womit er den Mund bedeckte, wenn er mit ihr redete. Er sahe sie nicht an, aus Beysorge, der Herr Graf von Esterle, der, als Dienst-verrichtender Cammer-Heer, hinter dem Sessel des Königes stund, mögte sein Bemühen mercken. Unterdessen sagte er ihr auf solche Weise, er verehre sie, und verlange zu seiner Belohnung nichts, als die Erlaubniß sie mit der grösten Ehrerbietung zu bedienen, und diese seine Eigennutzlosigkeit verdiente ja wohl einige Güte. Wiewohl sie nun that, als wenn sie ihn nicht vernehme, so vernahm sie ihn doch gar zu wohl. Das Bestreben des Churfürsten, mit ihr zu sprechen, war so groß, daß ihn die Römische Königin zu verschiedenen mahlen anredete, ohne, daß er es gewahr ward. Die Gräfin war gantz eingenommen, so sehr

gefiel ihr, was ihr der Churfürst sagete, allein sie antwortete wenig, weil sie befürchtete, die Römische Königin und ihr Gemahl möchten es innen werden. Das wenige aber, das sie antwortete, war hinreichend, ihn zu belehren, daß er von ihrer Seite gar keine Hinderung finden solle, sich vollkommen glücklich zu wissen.

Der Churfürst, der gerne wissen wolte, woran er wäre, schrieb gleich den andern Tag an die Schöne, und sein Brieff enthielt alles, was ein brünstig verliebtes Hertz eingeben kan, zumahl wenn man sich nicht befürchten darff, unangenehm zu seyn. Weil er nun jederzeit lebhafft und zärtlich zu dencken gewohnt war, so drückte er seine Gedancken mit so auserlesenen, natürlichen und edlen Worten aus, das sein Witz nicht weniger als seine Person entzückt machte. Er wolte für Ungeduld vergehen, ehe sie ihm die Erlaubniß verstattete, sie insgeheim zu sprechen. Er bat sie darum, und damit seine Bitte ein desto grösseres Gewicht haben möge, so begleitete er seinen Brieff mit einem Ohr-Gehäng von 40000. Gulden am Werth. Der goldene Regen that dort keine so verführerische Würckungen von der Donau, als dieses Ohr-Gehänge bey der Gräfin von Esterle. Alle Gründe, die noch ihre Neigung, sich zu ergeben, bestritten hatten, verlohren die sämtliche Krafft, und gegen einen so großmüthigen Printzen unerkänntlich zu seyn, schien ihr der gröste Fehler, den sie begehen könne. Sie antworte ihm darauf in solchen Worten, die gewiß keine Auslegung bedurfften, und gab ihm Nachricht, daß sie ihn um acht Uhr Abends erwarten würde.

Der Churfürst versäumete seiner Seits die Stunde auch nicht. Er traff die Gräfin entkleidet auf einem Ruh-Bette von goldenen Stücke an, welches in einem Cabinet stund, wo man nichts als Gold-Gemählde und Spiegel von grosser Kostbarkeit sehen konnte; nichts anders, als wenn dieses der Aufenthalt der Mutter des Liebes-Gottes wäre. Die Frau von Esterle war in der That reitzend. Ihre Haare, welche die schönste blonde Farbe hatten, fielen Lockenweis auf ihre Schulter, und waren mit grünen Bändern geschmücket. Ihr Kleid war Rosen-Farbe, mit Silber und lebendigen Blumen. Eine kostbahre Spitze erhub die Schönheit ihres Busens nicht wenig; die Fleisch-Farbe, und die Weisse ihrer Haut vereinigten gleichsam Rosen und Lilien. Sie war in äusserster Bewegung von Furcht, oder vielleicht von Freude, über den Besuch des Churfürsten. Dieser Printz sahe sie mit einem Vergnügen an, das sich eben so wenig, als das übrige, das mit den beyden Verliebten vorgieng, beschreiben läßt. So viel ist gewiß, daß der Churfürst mit diesem Besuch so wohl zufrieden war, daß er zu Hause die Zeit mit den Gedancken über sie zubrachte.

Er hatte sich damit den Rest der Nacht beschäftiget, und fieng des Morgens an zu schlaffen, da man ihn benachrichtigte, der Römische König bäte ihn sehr in sein Zimmer zu kommen. Er stund so gleich auf, und säumete nicht, sich zu ihm zu verfügen. Allein, wie erstaunte er nicht, als er diesen Printzen, den er kurtz vorher vollkommen gesund verlassen hatte, itzo

im Bette bleich, niedergeschlagen, und wie einen auſſer sich selbst gebrachten Menschen, antraff. „Mein GOtt! was ist das, (schrye der Churfürst,) was ist Ew. Majestät begegnet? Die allerentsetzlichste Begebenheit, (antwortete der Römische König;) lassen sie sich ein klein wenig nieder, und wer weiß, sie sind nachgehends eben so furchtsam als ich. Nachdem sich der Churfürst bey ihm niedersetzte, nahm der König das Wort, und sagte: Diese Nacht habe ich die fürchterlichste Erscheinung gehabt, die vielleicht je ein Mensch gehabt hat. Zwey Stunden, nachdem ich mich gestern Abends schlaffen gelegt, hörete ich Jemand in mein Gemach kommen; Ich meynte, es sey einer meiner Cammerdiener, und machte daher meinen Vorhang nicht auf, sondern schmählete, daß man mich in der Ruhe stöhre. Urtheilen sie aber, wie ich muß erstaunt seyn? ich hörte ein entsetzliches Geschwirre mit Ketten, ich sahe ein gantz weisses Gespenste, welches mich mit gräßlicher Stimme anredete: Joseph, Römischer König! ich bin eine Seele, die die Straffe des Fegfeuers leiden muß. Ich bin zu dir gekommen, dir auf Befehl zu sagen, daß du im Begriff bist, dich durch deine Freundschaft mit dem Churfürsten von Sachsen in den Abgrund zu stürtzen. Entsage seiner Freundschaft, oder erwarte die ewige Verdammniß. Hier verdoppelte sich das Getöse der Ketten, und weil ich für Schrecken nicht reden konte, so sagte das Gespenste: Du antwortest nicht, Joseph? Solrest du unglücklich gnug seyn, dich GOtt zu widersetzen? und ist dir die Freundschaft eines Menschen angenehmer, als die Gnade GOttes, der du alles schuldig bist. Gehe hin, ich lasse dir Bedenck-Zeit, was du thun wilst. In dreyen Tagen will ich deine Antwort abholen, und wirst du fortfahren den Churfürsten zu besuchen, so ist dein und sein Verderben unvermeidlich. Als es diese Worte gesprochen, so verschwand das Gespenste, und ich gestehe, daß es mich in erstaunliche Unruhe gesetzt. Ich hatte nicht Kraft genug, meine Leute zu ruffen, und mein erster Cammerdiener traff mich halb entgeistert an. Jetzo finde ich wieder etwas Ruhe bey mir, weil ich mir vorgenommen mich zu bessern. Ich hoffe die Vergebung meiner Sünde zu erhalten. Nur vor sie, mein lieber Vetter, bin ich besorgt. Deswegen bitte ich sie, nehmen sie unsere allerheiligste Religion an, und erwerben sich also das ewige Leben.

Der Churfürst hatte den König aufmercksam angehöret, endlich aber fieng er auch an zu reden, und sagte: „Solten Ew. Majestät recht gewacht haben, und solte es nicht vielmehr eine Einbildung seyn, die bey Ew. Majestät einen so starcken Eindruck zurück gelassen. Der König versicherte ihn, er habe nicht geschlaffen, und was er ihm gesagt, sey gewiß kein Traum. Ich kan es dann nicht begreiffen, (versetzte der Churfürst,) dann in der That kan ich mir nicht weiß machen lassen, daß ein Geist kan mit Ketten geschlossen seyn. Unterdessen kan ich mir auch nicht einbilden, daß es so freche Leute geben solte, die Ew. Majestät einen solchen Streich spielen wolten. „ Darin haben sie recht, (sagte der König,) hat es wohl das mindeste Ansehen dazu? wer solte sich unterstehen, mich dergestalt zu betrügen? „ Bey allem dem, (sagte der Churfürst,) wer kan es wissen. Ew. Majestät haben Pfaffen, die geschickte, und solche Streiche zu spielen, fruchtbare Köpffe haben; Sie stehen bey diesem Hofe in grossen Ansehen, und bilden sich vielleicht ein, daß ich in der Unterredung, die ich die Ehre habe, mit Ew. Majestät zu unterhalten, von Religions-Sachen mit ihnen rede, und denselben ihre Betrügereyen verrathe. Ist es mir erlaubt, Sire, Ew. Majestät zu fragen, ob ihnen Dero Beicht-Vater niemahls Scrupel erregen wollen, daß sie mir die Ehre erzeigen, und mich lieben. Der König gestund ihm, daß ihm sein Beicht-Vater gedrohet habe, ihm die Absolution zu versagen, wenn er fortfahren würde, denselben zu besuchen. Nun, (rieff der Churfürst,) wann es so stehet, so wollen wir das Gespenst bald verrathen haben! Ich bitte sie, Gnädigster Herr, sie geruhen, daß ich es über mich nehme. Ich stehe davor, er soll nach Wunsch ausschlagen, wann nur Ew. Majestät sich auf mich verlassen wollen: Sie belieben fortzufahren, mich mit Dero gewöhnlichen Gnade zu tractiren, sagen aber niemand, daß sie mir die ihnen vorgefallene Begebenheit eröffnet. „ Der König versprach ein genaues Stillschweigen.

Damit

Damit der Churfürst destomehr versichert wäre, kam er ihm nicht von der Seite, und als es Zeit war schlafen zu gehen, gieng er in sein Zimmer, ließ sich auskleiden, und kam durch eine verborgene Thüre zum König.

Die dritte Nacht, als der Römische König und der Churfürst völlig wachten, hörten sie die Ketten raßlen, und eine Stimme, welche sprach: Joseph Römischer König! Mehr wolte der Churfürst nicht hören, sondern fuhr zum Bette heraus, ergriff das Gespenste, welches nunmehr noch ärger, als vorher der König, erschrack, und JEsus Maria rieff, auf die Knye fiel, um sein Leben bat, und bekannt, es sey ein Priester. Allein, der Churfürst ließ es schreyen, trug es ans Fenster, warff es hinunter, und sagte zu ihm: Fort mit dir ins Fegfeuer, von dannen du gekommen bist. Wiewohl nun das falsche Gespenst sehr hoch hinunter fiel, so war doch seine Stunde noch nicht kommen, es kam dißmahl loß mit einem Beinbruch. So sehr dasselbe Verlangen trug seinen Zufall zu verschweigen, so konte es doch die Schmertzen nicht ausstehen, es schrye um Hülffe. Die Wache kam herbey, und man sahe, daß es der Pater war, der allzeit mit dem Beicht-Vater des Römischen Königes gieng. Dieser Herr gerieth in einen brennenden Zorn, daß man sich unterstanden hatte, ihn dergestalt herum zu führen. Er schwur, er wolle dereinst alle Jesuiten aus seinen Ländern jagen. Nachgehends aber, als er erfuhr, aus wessen Anstifften es die

die Patres gethan, verzieh er ihnen, und verbot so gar von diesen Geschichten zu reden.

Währender Zeit nun, als diß bey Hofe vorfiel, konte der Churfürst die Gräfin nicht besuchen. Weil sie nun nicht wuste, warum der Churfürst nicht zu ihr kam, so meynte sie, er sey untreu worden. Ihre Ungeduld ließ ihr die Zeit nicht zu erwarten, bis sie Gelegenheit bekam ihn zu sprechen. Sie schrieb an ihn, und bath ihn zu ihr zu kommen. Weil der Churfürst kein gegringeres Verlangen hatte, sie zu sehen, so erhub er sich zu ihr. Sie war in der leichten Kleidung, die aber sehr kostbar war. Ihr Haupt-Putz war zwar nur schlecht weg aber doch artig, an den Arm-Bänden trug sie das Bildniß des Churfürsten. Als er ins Zimmer kam, spielte sie auf dem Clavier, und sang eine sehr traurige Arie. Da sie ihm sah, flossen ihre Augen voll Thränen, und sie blieb wie unbeweglich in ihrem Sessel sitzen. Der Churfürst erschrack, daß er sie in diesem Zustande sehen solte, fragte im Ernste um dessen Ursache. Wie, (antwortete sie seuffzend,) „Sie wollen mich noch um die Ursache meiner Thränen fragen; solte ihnen ihr Hertze nicht schon vorwerffen, daß sie schuld daran sind; Solte ich nicht weinen, wann ich mir vorstelle, daß mir eine andre vielleicht Dero Liebe geraubet, und daß die Augenblicke, die sie sich bey mir aufhalten, nur diejenigen Augenblicke sind, die sie jener entziehen, weil sie meynen, sie könten mich doch nicht so mit einem mahle vergessen?„

Der

Der Churfürst ward durch diesen Verweiß empfindlich gerühret, er warff sich daher zu ihren Füssen, küßte ihr die Hand, er schlug dieselbe fest in die seinige, küßte sie unzählige mahl, und befriedigte sie, indem er betheurete, daß er sie allein liebe. „Sie lieben mich, (sagte sie, indem sie ihn auf das zärtlichste anblickte,) und ich muß drey Tage warten, bis sie mir eine einige Versicherung davon geben.„ Der Churfürst erzehlte ihr den Zufall des Römischen Königs, und diese Erzehlung, nebst den vorigen Versicherungen seiner Liebe und Treue, räumeten die Gräfin wieder auf. Weil sie nun von Natur etwas hefftig war, so fiel sie ihm um den Hals, umarmte ihn, küßte ihn, und nennete ihn wol tausendmal ihren Lieben, ihren anbetens-würdigen Printz. Der Churfürst, der seinen Buhlerinnen niemahls etwas schuldig blieben, wann es auf Liebes-Bezeugungen ankam, gab der Gräfin sehr deutliche Merckmahle seiner Neigung. Sie konte sich nicht entschliessen, ihn fort zu lassen, und ob er wohl dem Römischen König versprochen hatte, mit ihm bey der Fräulein von Palfi, seiner Maitresse, zu Nacht zu speisen, so nöthigte sie ihn doch so lange, bis er seines Verspruchs ungeachtet mit ihr zu speisen, einwilligte. Der Churfürst verwilligte es mit dem Beding, daß sie auch diese Nacht beysammen bleiben wolten, und als es diese Dame nicht abschlug, so nahm er den Platz des Grafen von Esterle ein, als welcher nach Verordnung der Aertzte nicht bey seiner Frau schlieff.

Unsere

Unsere Verliebten hatten einander so viel beyzubringen, daß es Tag ward, ehe sie eingeschlaffen waren; endlich aber überliessen sie sich der Ruhe. Zehen Uhr des Morgens war es schon, als sie noch schlieffen, und ohnfehlbar wären sie so bald noch nicht aufgewacht, wann sie der Graf von Esterle nicht gestöhrt hätte. Dieser hatte seiner Liebsten etwas zu hinterbringen. Weil die Thüre nicht verriegelt war, so machte er sie gantz gemächlich mit einem Haupt-Schlüssel auf, und wolte das Vergnügen haben, sie im Bette zu überraschen. Aber wie sehr ward er nicht selbst bestürtzt, als er, da er zu Bette kam, den Churfürsten darin in den Armen der Gräfin schlaffen fand? O Meineydige, schrye - - Dieses Geschrey erweckte die Verliebten. Der Churfürst sprang so gleich aus dem Bette, und da er seinen Degen ergriff, so jagte er dem Grafen solchen schrecken ein, daß er die Flucht nahm, und unsere beyde Verliebte in grosser Verwirrung über diesen Zufall beysammen ließ.

Die Gräfin wolte verzweiffeln, und wuste nicht, wozu sie sich entschliessen solle. Sie fürchtete sich heftig für der Rache des Grafen. Der Churfürst fand ihre Muthmassungen gegründet, und sann daher auf Mittel, die Gräfin wider alles widrige in Sicherheit zu stellen; und er fand kein bequemers, als sie in das Haus seines Gesandten zu führen, welches das Völcker Recht zu einer sichern Frey-Stadt machte. Die Gräfin konte sich nicht so gleich dazu entschliessen, der Churfürst aber stellte ihr vor, weil ihr Verständniß demjenigen bekannt sey, der auf der Welt am allermindesten davon wissen solte, so habe sie nun nichts mehr an sich zu halten. Sie willigte endlich drein,

nahm

nahm ihr Juwelen-Kästlein zu sich, setzte sich mit dem Churfürsten in eine Mieth-Kutsche, und als sie dieser Printz zu seinem Gesandten führete, so empfahl er sie demselben, wie eine ihm überaus kostbahre Niederlage.

Indem nun die Frau von Esterle von ihrem Gemahl flohe, so befand sich dieser gebeugte Ehemann in dem Kayserlichen Vor-Zimmer, und machte in demselben, wie dort Vulcan, seinen Schimpff und seine Verzweiffelung bekannt. Seine Freunde trösteten ihn, indem sie ihm vorstelleten, er habe nicht Ursache sich so sehr zu betrüben. Sie führeten gleiche Beyspiele aus den Fabeln und Geschichten der alten und neuern Zeiten an. Amphitryon, sagten sie, war eben so erzürnt, wie er, da er die Treulosigkeit Alcmenens erfuhr, aber er besänftigte sich, als er erfuhr, daß er den Jupiter zum Neben-Buhler gehabt. Wie viele Ehemänner des alten Roms haben ihre Frauens den Kaysers abgetreten? In Franckreich überließ der Herr von Montespan die Seinige an Ludwig den XIV. und in Engelland, wo die Gewalt der Könige eingeschränckter ist, haben ja so viel Männer mit Geduld zugesehen, daß Carl der II. ihre Weiber besuchte. „ Alles was ihr mir hier vorsagt, ist wahr, und gut genug, (antwortete der Graf von Esterle auf eine ziemlich läppische Art,) aber Amphitryon ist einem Gott, und die andern sind ihren regierenden Printzen gewichen. Gut, (sagte der Graf von Martinitz, der nachgehends Kayserlicher Gesandter zu Rom gewesen,) damit dann der Herr Graf den benannten Ehmännern nachahmen kan, so nehme er Dienste bey dem Churfürsten von Sachsen, so kan derselbe mit seiner Gemahlin zu Bette gehen, daß kein Mensch etwas dagegen einwenden kan.„ Die gantze Versammlung fand diesen Vorschlag gut, und der elende Graf von Esterle hielt ihn so annehmlich, daß er auf der Stelle den Herrn von

von Beichling aufsuchte, und ihn bat, er möchte ihm doch Dienste bey dem Churfürsten verschaffen.

Dieser Printz erstaunte, als der Herr von Beichling solche Botschafft an ihm ausrichtete, und glaubte, er schwärme, allein dieser Günstling versicherte, daß er im Nahmen des Grafen von Esterle rede. Der Chur-Fürst schrieb sogleich ein Brieffgen an die Gräfin, um ihr diese neue Zeitung zu hinterbringen. Sie antwortete ihm darauf, und bat ihn, er solle den Herrn von Esterle nicht annehmen, sondern, ihn mit einer Pension, unter den Bedingungen, die sie ihm vorschreiben wolle, begnadigen. Der Churfürst ließ ihr darauf wissen, er stelle es ihr anheim, diese Sache einzurichten, und dem Grafen wolle er eine Pension von zwantzig tausend Gulden geben. Hierauf schloß die Gräfin folgenden Tractat mit ihrem Manne.

Sie solle ihr Zimmer wieder einnehmen können.

Er solle niemahls von dem vorgefallenen mit ihr sprechen.

Er solle seinem völligen Recht als Eh-Mann entsagen, und ihr niemahls beywohnen.

Sie solle ohne ihn reisen können, wohin sie wolle.

Er solle sie mit der Kutsche bey dem Sächsischen Gesandten, Herrn von Gerstorff, abholen, und in sein Haus führen.

Sie wolte noch als einen vorhergehenden Vergleichs-Articul gesetzt haben, daß ihr Mann in Gegenwart des Herrn und der Frau von Gersdorff ihr abbitte thun solle, daß er sich unterstanden, sie mit dem Churfürsten zu überfallen, und bloß aus Hochachtung gegen den

Herrn von Beichling stund sie von dieser Forderung ab. Dieser aber setzte zu den obigen Articuln hinzu: Daß der Herr von Esterle die Kinder, mit welcher seine Gemahlin niederkommen würde, unstreitig für die Seinigen erkennen solte, und es möchten Söhne oder Töchter seyn, so solten sie den Namen und das Wappen von Esterle führen. Der Vergleich ward von beyden Theilen unterzeichnet, und alle Articul vollzogen. Der Chur-Fürst theilete ihn dem Römischen Könige mit, der sich vielfältig darüber belustigte, und seit der Zeit sahe jederman die Gräfin von Esterle vor eine öffentliche Beyschläfferin des Churfürsten an.

Dieser Printz, der Römische König, die Fräulein von Palfi, und die Frau von Esterle speiseten öfters an einer viereckigten Tafel allein, und bey dieser Gelegenheit geschahe es, daß der König einsmahl dem Churfürsten einen schriftlichen Verspruch that, wann ihm GOtt Printzeßinnen beschehren würde, so solle die älteste dem Chur-Printzen zur Gemahlin gegeben werden, und dieses Hand-Briefgen ist auch Ursache, daß dieser Printz würcklich die älteste Josephinische Ertz-Hertzogin zum Nachtheil des Churfürsten von Bayern, der zugleich um dieselbe anhielt, erhalten.

Als die Zeitung von der neuen Liebe des Churfürsten zu Dreßden bekannt ward, so nahm die Frau von Königsmarck keinen Anstand ihre Stelle zu verlassen. Sie dachte zugleich auf ihren Abzug, aber auf einen rühmlichen Abzug, und einen solchen, wie er von einer so klugen und weisen Person, als sie war, zu erwarten stund. Anfangs meynte man, sie werde sich

sich entweder zu ihrem Capitul, oder nach Schweden zurück begeben. Allein man betrog sich, sie blieb am Hofe, und sahe den Churfürsten mit ihrer neuen Neben-Buhlerin ankommen. Sie machte dem Liebenden keine Vorwürfe, und erwieß der Geliebten die grösten Höflichkeiten. Dadurch behauptete sie sich ein Ansehen das hinlänglich war, die Hof-Schrantzen in der Ehrerbietigkeit gegen sie zu erhalten, welche sie alle beklagten, und ihren Fall mit Mißvernügen ansahen. Sie erfuhr, was keine Buhlerin noch erlebt hatte, daß sie in ihrem Unglück Freunde behielt, und nicht einen Feind antraf.

Die Frau von Esterle wuste die Kunst nicht wie sie, die öffentliche Liebe und Hochachtung an sich zu ziehen. Diese Geliebte war hochmüthig, rachgierig eben so wenig redlich in ihren Freundschafften, als in ihrer Liebe, ihr Vortheil galt ihr über alles; Sie hatte Liebhaber, deren einen sie allezeit dem andern aufopfferte, doch so, daß sie allezeit ihren Nutzen machte. Ihre Verschwendung war unendlich, und Friedrich August hat nie eine Maitresse gehabt, die ihn so viel gekostet.

Die Churfüstin sahe sie ohne darüber zu schmälen, ankommen, und als ihr die Frau von Brandstein zu erkennen gab, daß der Churfürst gerne sehe, wann sie die Frau von Esterle besuchen dörfte, so gab sie zur Antwort, der Churfürst habe zu befehlen, er könne mit bringen, wen er wolle. Ob aber zwar diese Fürstin sehr weißlich ihren Verdruß verbarg, so fassete sie doch von der Zeit an den Schluß, dem Churfürsten nicht mehr beyzuwohnen. Und das hat sie auch vestiglich gehalten, und wenn ihr der Churfürst

zu erkennen gab, daß er die Pflichten seiner Vermählung zu erfüllen bereit war, fand sie allezeit Entschuldigungen.

Die Churfüstliche Frau Mutter wolte die Gräfin von Esterle durchaus nicht vor sich lassen, und schlug es auf eine solche Weise ab, daß diese Dame höchlich beleidiget, dem Churfürsten aber wenig Höflichkeit erwiesen ward. Sie brachte däzumahl dasjenige zu Stande, was sie schon längstens vorhatte, nehmlich sich nach Lichtenberg, und von Hof weg zu begeben. Sie nahm den Printzen ihren Enckel, der gegenwärtig seinem Vater in der Regierung gefolget ist, mit sich und trug eine recht zärtliche Sorgfalt vor seine Erziehung.

Die Liebe beherrschete gleichwohl das Hertz des Churfürsten nicht hinlänglich gnug, als daß er alle Ruhm-Begierde ausgezogen haben solte. Nachdem der König in Pohlen, Johannes Sobiesky verstorben war, so setzte sichs der Churfürst in den Kopff, seinen Thron zu besetzen. Es waren lauter grosse Personen, die mit ihm nach einem Ziel lieffen, allein er kam allen an Verdiensten bey, und übertraff sie an Reichthümern und Macht. Er hatte mächtige Freunde in Pohlen, und unter andern den Brebendowsky, Castellan von Culm, welcher die Tochter des Grafen von Flemming, Feld-Marschallen in Chur-Brandenburgischen Diensten, und vormahls Chur-Sächsischen Feld-Marschalls, geheyrathet hatte. An diesen Palatin schickte er den Ritter Flemming, einen nahen Vetter seiner Gemahlin.

Indem aber Flemming die Anstalten seiner Gesandschafft machte, so schwur der Churfürst indes heimlich die Religion ab in die Hände des Hertzogs von Sachsen-Zeitz, Bischoffs von Raab.

Einem jeden ist bekannt, was in Pohlen bey der Wahl eines Königes vorgieng, wie der Cardinal Radziowsky Primas von Pohlen den Printzen von Conti erwählete, und wie der Bischoff von Cujavien Fridrich Augusten, Churfürsten von Sachsen, ausrieff der endlich seinen Neben-Buhler zu verdringen wuste.

Nachdem dieser Printz das Wahl Diploma erhalten hatte, reisete er nach Cracau, wo er mit Königlichen Pracht gecrönet ward. Die Gräfin von Esterle begleitete ihn auf dieser Reise. Das Krönungs-Gepränge ihres Geliebten war für sie eine Art des Triumphs. Sie sahe die gantze Ceremonie von einem besondern Zimmer, das man vor sie in der Kirche zurecht gemacht hatte, zu, und man beobachtete, daß der Könige, da er zum Opffer gieng, seine Maitresse anblickte, eben als wann er sagen wollen, daß er ihr seinen Weyrauch streue, und sein Hertz opffere. Das gemeine Volck unter den Pohlen, das entsetzlich abergläubisch ist, ward schlecht dadurch erbauet, und zweifelte, ob der neue König vollkommen Catholisch sey.

Nach dem Krönungs-Feste gieng der König mit seiner Maitresse nach Warschau, woselbst der neue König die Huldigung der Palatinaten einnahm, der Adel gab sich alle Mühe, sich gefällig zu machen, und beehreten um seinet willen so gar seine Buhlerin. Die Frau von Esterle ward über die Ehre, die man ihr anthat, so stoltz, daß sie jedermann verachtete, ausser wer an ihrer Gnade Theil hatte.

Der Ritter Flemming war unter dieser Zahl. Dieser Edelmann hegete eine grosse Begierde groß zu werden, und ob ihn schon der König zum Feld-Marschall seiner Trouppen erklärete, zum grossen Nachtheil älterer Officier, als er war, so war er doch nicht zufrieden. Seine Anverwandtin, die Frau von Brebentau, rieth ihm sich an die Gräfin von Esterle zu halten, und wo es möglich wäre, sie zur Liebe zu reitzen. Es war umsonst, daß ihr der Herr von Flemming vorstellete, er würde auf solche Weise die Treue und Erkänntlichkeit gegen seinen König und Wolthäter verletzen, wenn er ihm das Hertz seiner Liebsten stehlen wolle. Allein sie antwortete, daß diejenigen, die den Wohlstand so sorgfältig beobachten wolten, nicht weit auf der Bahn des Glückes kämen. Sie riethe ihm nicht seinen König zu verrathen, aber das sehe sie nicht, das man so gar groß übel thue, wenn man die Gunst einer Buhlerin mit ihm theilen wolle, vor welche der König mehr Liebe als Hochachtung trage, die er nicht lange lieben, und einstens mit Vergnügen in fremden Armen sehen würde. Der Herr von Flemming, der ohn das kein gar zu enges Gewissen hatte, ließ sich überreden; er richtete seine Seuffzer an die Frau von Esterle, und ward sehr geneigt von ihr angehöret. Sie nahm sich vor, ihm sein Glück zu machen. Der König machte ihn auf ihre Empfehlung zum General-Lieutenant, Staats- und Cabinets-Minister, und zum Groß-Stall-Meister von Lithauen. Der Herr von Flemming war allezeit bey dem König, und Se. Majestät gewöhnten sich dermassen an sein demüthiges Gemüth und leutseligen Umgang, daß sie ohne ihn nicht seyn konten.

Der Herr von Flemming führete sich auch seines Orts so behutsam auf, daß der König nie einen Verdacht auf ihn warf, als ob er sein Mit-Buhler wäre, und allem Ansehen nach würde sich die Frau von Esterle in der Gnade des Königes erhalten haben, wenn ihre Aufführung eben so klug, als die Seinige gewesen wäre; dann der König liebte an seinen Maitressen ein hefftiges Wesen, und hat allezeit Weibs-Personen von dieser Gemüths-Beschaffenheit denjenigen vorgezogen, die äusserlich so gar bescheiden thaten. Die Frau von Esterle sahe aber die Gunst des Königen als ein Erbe an, dessen Besitz sie auf ewig erworben habe, sie nahm sich also so wenig in acht, daß der König ihre Untreue gewahr ward. Weil er sie aber zu sehr liebte, als daß er sie gleich verstossen können, nahm er sich vor, sich zu verstellen, bis er sie endlich mit dem Printzen Wiesnowisky ertappte. Sein Zorn war ausserordentlich; doch aber gab er seiner Meineydigen Maitresse keinen Verweiß, allein er ließ ihr durch den Herrn von Vitzthum sagen, innerhalb zwey Stunden solle sie den Pallast räumen, und in vier und zwantzig Stunden sich aus Warschau, ohne allen Aufschub aber sich aus dem gantzen Königreich machen.

Sie gehorchete. Als sie aber abgereiset war, so gaben ihre Feinde, deren sie eine grosse Anzahl hatte, dem Kögigi an, man hätte ihr einen Theil der Juwelen wieder abnehmen sollen, die er ihr geschencket, weil ihr diese Straffe weit empfindlicher gewesen ware, als ihre Ungnade. Der König, der noch in der ersten Hitze war, ließ ihr nachjagen. Zwo Tage Reisen von Warschau ward sie eingeholet. Ein Chevaüer-

Guarde des Königs forderte ihm im Nahmen des Königs ihr Diamanten-Kästgen ab. Sie gab ihm dasselbige, sagte aber zu ihm, weil sie nicht wolle, daß im Fall einige Diamanten mangelten, die ihr der König geschencket, man ihn im Verdacht haben könne, als habe er sie weggenommen, so wolle sie das Kästgen zusieglen, und den Schlüssel in den Brieff schliessen, den sie dem König schreiben wolle. Der Chevalier-Guarde, der sich einbildete, er habe das rechte Kästgen, weil es aussahe, wie man es ihm beschrieben, und keinen Befehl hatte es eröffnen zu lassen, widersetzte sich der Gräfin nicht, das sie es also zusiegelte, und den Schlüssel einschloß, es den Chevalier-Guarde überliefferte, und mit äusserster Geschwindigkeit ihre Reise beschleunigte. Sie kam zu Breßlau an, als der Chevalier-Guarde zu Warschau eintraff. Er überliefferte das Kästgen an den König, welcher bey der Eröffnung nichts als schlechtes Zeug darin antraff. Die Frau von Esterle hatte sich eines solchen Streichs versehen, und hatte ihre Juwelen einem Italiänischen Musicanten anvertrauet, der nach Dantzig zureisete, als sie sich anf den Weg nach Schlesien machte. Als der König den Betrug sahe, muste er darüber lachen, und ward deswegen nicht zornig über die Frau von Esterle.

Dieser Printz war lange Zeit ohne öffentliche Maitresse, weil aber die Trägheit sein Werck nicht war, so hatte er so kleine Liebes-Bewegungen, die aber bald vorüber giengen, und eigentlich nichts als Irr-Feuer waren, dabey er aber so viel Vergnügen fand, daß er etliche mahl Willens war dergestalt fortzufahren. Die erste die er lieb gewann, war, ein Türckisches Mägdgen, die zu Ofen zur Sclavin gemacht worden, als die Kayserlichen diesen Ort mit Sturm eroberten. Dazumal war sie nur fünff bis sechs Jahr alt, und mit der Freyheit verlohr sie auch ihren Vater und ihre Mutter, von welchen man niemahls was vernehmen können. Der Herr von Schöning *) General-Lieutenant bey dem Churfürsten zu Brandenburg, dem sie zu Theil ward, brachte sie nach Berlin, und ließ sie tauffen, aber er ließ ihr ihren Namen Fatima. Die Fräulein von Flemming hatte diese junge Fatima lieb gewonnen, begehrte sie von dem Herrn von Schöning, und erhielt sie auch. Als sie an den Palatin Brebentau verheyrathet ward, folgte ihr Fatima nach Pohlen. Weil sie nun eben so viel Verstand als Schönheit hatte, so gieng die Frau von Brebentau mit ihr, als ihres gleichen um, und schaffte ihr den Zugang zu allen Gesellschafften. Bey derselben sahe auch der König Fatimen. Ob er sie nun gleich schon zu der Zeit vor schön hielt, als er noch der Frau von Esterle ergeben war, so machte doch die Liebe gegen diese seine Buhlerin, daß er Fatimen mit gleichgültigen Augen ansah, ja er redete kaum mit ihr. Als aber die Frau von Esterle aus seinem Hertzen verbannet war, so redete er einmahls lange mit Fatimen, und ward von ihrem Verstande dermassen eingenommen, daß er, von diesem Augenblick an in sie verliebt ward. Seit der Zeit ging er alle Abende zur Frau von Brebentau. Der gantze Hof war daselbst versammlet, und die schön-

*) Er ist als Feld-Marschall in Sächsischen Diensten gestorben, nachdem er eben diese Stelle bey dem Churfürsten von Brandenburg begleitet.

schönsten Damen suchten sie ihm angenehm zu machen. Allein, er hatte vor niemand als vor Fatimen ein Gesichte; er war nicht zufrieden, als wenn er diesem schönen Mägdgen etwas Verliebtes sagen konte, das sie allein hören solle. Fatima antwortete mit Witz und Sittsamkeit darauf. Lange Zeit widerstund sie der Macht der Liebe; allein welche Sclavin könte wohl in die Länge den Nachstellungen eines liebens-würdigen, großmüthigen und prächtigen Königes widerstehen? Dieser Printz gab ihr so grosse Versicherungen seiner Liebe, und that ihr so verführerische Verheissungen, daß sich die junge und unschuldige Fatima überwinden ließ.

Das bleibt unbekannt, wie sie die Wachsamkeit der Frau von Brebentau hintergangen, gnug, sie hat sie hintergangen, und man ward es an ihrer Leibes-Stellung gewahr. Die Frau von Brebentau war so zornig auf das gute Kind, daß sie dasselbe fortjagen wolte, allein der König, der davon Nachricht bekam, bat sie, dieselbe zu behalten, und sie als eine Tochter anzusehen, die er ihr mehr als sein Leben empfehlen wolle. Die Frau von Brebentau behielt Fatimen aus Lust, sich den König zu verbinden, da sie denn nach einigen Monaten in ihrem Hause mit einem vollkommen schönen Sohn entbunden ward, den der König für seinen Sohn erkannt, und auch nachgehends in solcher Qualität auferziehen lassen, und ihm den Titul eines Grafen von Rutowsky gegeben.

Der König, welcher sich niemahls lang zu unverheyratheten Weibs-Personen halten konte, und dem die verehligte Frauens, bey denen er eine listige Scharffsinnigkeit gewahr ward, weit angenehmer waren, ward Fatimen bald überdrüßig, sie war ihm allzu freundlich und sittsam. weil er sie indessen doch achtete, so suchte er ihr fort zu helffen; er verheyrathete sie an einen, Namens Spiegel, Obrist-Lieutenant unter seiner Armée, Fatima versprach sich mit diesem Officier, und hat so wohl mit ihm gelebt, daß die Lästerung selbst Ehrerbietigkeit gegen sie hegen müssen.

Da der König Fatimen verlassen; so hatte er darum noch nicht der Liebe entsaget. Eine andere Schönheit von etwas höherem Stande fesselte sein Hertz aufs neue. Das war die Printzeßin Lubomirsky, Gemahlin des Cron-Groß-Cämmerers und Nichte des Cardinal Primas des Königreiches, Radziowsky. Viele glaubten dazumahl, der König habe sich nur deswegen an diese Dame gewendet, damit er sich ihres Ansehens bey ihrem Oncle, der ihm allezeit sehr zuwider war bedienen möge. Wann aber Anfangs die Staats-Klugheit den König Friedrich August zur Fürstin Lubomirsky geführt, so ist gewiß, daß nachgehends die Vorzüge die Dame den König in der That verliebt gemacht.

Er that den Angriff auf das Hertze der Frau von Lubomirsky, nach allen Regeln der Galanterie. Sie vertheidigte sich als eine Heldin, und that, als wenn sie weder Seufzer noch verliebte Blicke verstünde. Wann der König redete, so antwortete sich mit Ehrerbietung, aber allezeit wie es einer Fürstin eines freyen Königreichs anstehet. Der König war darüber nur desto eyfriger. Die Fürstin liebete Lustbarkeiten und kostbaren Aufwand; nichts ward also gesparet. Die Frantzösische Comödianten und die Capelle ward von Dreß-

Dreßden beschrieben, und alle Tage wurden Comödien, Bälle, Lust-Rennen, Jagden, Spatzier-Fahrten auf der Weichsel, Lotterien, und sonst prächtige Dinge gehalten, ja Warschau ist niemahls so sehr ins Auge gefallen als dazumahl.

Einsmahls ward ein Ringel-Rennen gehalten, Nachdem nun der König die erste Preisse bekommen, sintemahl ihm niemand an Geschicklichkeit gleich kam, so ließ er einige Pferde, die er kurtz in der Türckey auf kauffen lassen, vorführen. Wiewohl sie nun noch nicht abgerichtet waren, so wolte er sie doch bereiten, und gab auch den vornehmsten des Hofes etliche. Der König und der Herr von Vitzthum hatten die wildesten; Diese Pferde wolten über einander springen, der König zog das seine scharff und schleunig an, und es kam also wider eine Säule des Reit-Platzes, und stieß mit solcher Hefftigkeit daran, daß er vom Stoß anfieng zu wancken. Mann lieff nach ihm, und meynete er wäre starck verwundet. Die Frau von Lubomirsky glaubte aber, die Verwundung sey gefährlicher als alle andere meyneten. Weil ihr gar viel daran gelegen war, verursachte es ihr eine Furcht, die sie nicht einmahl zu verbergen suchte. Sie nahete sich zu ihm, und nachdem sie einige Tropffen Blut sahe, so betrübte sie sich dermassen darüber, daß sie gantz ohnmächtig in die Arme der Gräfin von Tobiansky, ihrer Anverwandtin, zurück fiel. Als der König wieder zu sich selbst gekommen war, und den Kopff wieder in die Höhe gerichtet hatte, so fiel ihm die Frau von Lubomirsky am ersten in die Augen. Der Zustand, darinn er sie sahe, brachte ihn wieder zurechte, er stund wieder auf, und eilete ihr zu helffen. Er kam zu ihr, als sie eben die

die Augen aufschlug, und mit langsamer Stimme ihre Base fragte; Ist der König todt? In dem Augenblick ward sie diesen Printzen gewahr, der sie dermassen ansahe, daß sie schliessen konte, wie nahe ihm ihr Zustand gehe. Sie gerieth darüber in solche Freude, daß sie ihres Ubels und der Behutsamkeit, der sie in der Gegenwart ihres Gemahls nöthig hatte, vergaß, und überlaut schrye: „Ach Gnädigster Herr, sind sie noch am Leben? Ja, ja, ich sehe sie, GOtt schencket sie meinen Thränen wieder. = = Ja, Madame, (antwortete der König,) aber ich bitte sie zu glauben, daß mir die Merckmahle ihres Mitleidens angenehmer sind, als das Leben selbst. „ Die Gegenwart des Groß-Cämmeres hinderte ihm mehrers davon zu sprechen.

Die Frau von Lubomirsky gieng von dannen zu der Printzeßin Constantina Sobiesky, welche denselben Abend dem König einen Ball gab. Sein gantzer Geist war noch voll von demjenigen, was itzo vorgefallen war. Er kam also dahin, war kostbahr gekleidet, und man konte ihm gar nicht ansehen, daß er vorher einen solchen Zufall gehabt; ja er schien lustiger, als gewöhnlich, und die Freude über das, was er gesehen hatte, erheiterte seine Minen, daß sich seine ordentliche Annehmlichkeit noch um ein grosses vermehrete. Jederman verwunderte sich als er kam, und es war niemand, der ihm nicht wegen der vorigen Begebenheit ein Compliment machte, ausgenommen die Frau Lobomirsky. Nachdem der König die Damen bewillkommet, und sich einige Augenblicke bey der Printzeßin Sobiesky aufgehalten, so verfügte er sich zu der Fürstin Lubomirsky, und sagte ihr gantz heimlich, „dieses ist mir der angenehmste Tag meines Lebens. = = Ich glaube es in der That, (versetzte die Fürstin, die

die ihm nicht zulassen wolte, sich näher zu erklären) daß Ew. Majestät ihn unter die glückseligsten Tage Dero Lebens rechnen können, weil sie an demselben einer grossen Gefahr entgangen sind. Die Gefahr hat wenig zu sagen, Madame, (antwortete der König) in Vergleich des Guten, daß sie mir zuwegen gebracht. Ich betrachte die Gefahr nicht, in der ich geschwebet, als bloß darum ich mir den Zustand zu Gemüthe führe, darin ich sie gesehen. Aber, Madame, solte wohl dasjenige verschwunden seyn, was dazumahl mein Glücke gewesen, und solten sie sich wohl der mir gegebenen Merckmahle ihrer Güte haben reuen lassen? ; ; Um des Himmels willen, Gnädigster König, (erwiederte die Fürstin) begnügen sie sich doch an dem, was sie mit Augen gesehen, und fordern doch nicht, daß ich eine ihnen bekannte Sache bekennen soll, und die ich ihnen doch nicht verbergen kan. Bedencken Sie, daß mein Gemahl zugegen ist, und daß ich ihnen wahrhaftig in seiner Gegenwart mein Hertz nicht eröffnen darff. „ Der König hatte Mühe genug, die grosse Freude zu verbergen, die ihm diese Antwort erregte; damit er indeß seine Geliebte nicht in Gefahr setzte, so wolte er doch ungeachtet seiner Königlichen Würde gehorchen, und von ihr gehen.

Er eröffnete den Ball mit der Printzeßin Sobiesky. Als er aufhörete zu tantzen, ward ihm nicht wohl, und man muste ihn wegbringen. So bald er im Pallast angekommen war, ließ man ihm zur Ader, und er ward besser. Die Aertzte schrieben seine Unpäßlichkeit seinem Fall zu, und weil er sich nicht so gleich nach demselben zur Ader lassen wollen, wie sie es ihm gleichwohl gerathen; Allein er hatte es durchaus nicht erlaubet, weil er sich befürchtete, er möchte alsdenn seine Geliebte nicht auf dem Ball zu sehen bekommen. Seine Kranckheit war von keinen Folgen. Das am meisten seine Genesung beförderte, war

war ein Briefgen von der Frau von Lubomirsky, welches folgender massen abgefaßt war:

O wie viel Besorgnisse haben Ew. Majestät mir in einem Tag gemacht! Ja, Sire, dismahl habe ich die unglückseligste Nacht meines Lebens gehabt, und beynahe hätte mich die Gefahr, in der Sie meiner Meynung nach schwebeten, selbst in die Grube gestürtzet. So eben vernehme ich, daß Sie sich besser befinden. Möchten Sie doch bald ein augenscheinlicher Zeuge der Freude seyn, die solche Nachricht bey mir gewürcket hat! Indeß zittere ich noch itzo. Ach solte ich meinen König ; ; meinen Allerliebsten verliehren, was würde mir die gantze Welt nützen.

Der König überlas das Briefgen mehr als zwantzig mahl, er ließ sichs vom Herrn von Vitzthum vorlesen, der allmählich in seiner Gnade über den Cantzler Beichling stieg, und dieser Günstling ermangelte nicht ihre Schreib-Art zu bewundern. „Sie wünschet, (rieff der König,) ich soll ein Zeuge der Freude seyn, die ihr, die Erlangung meiner Gesundheit erreget. Wohlan, geliebter Vitzthum, ich muß zu ihr gehen. Ich muß sie selbst in den Stand setzen von der Freude zu zeugen, die mir ihre Gütigkeit erwecket. Eine solche Maitresse ist wohl werth, daß ich meine Gesundheit wage. Die Frau von Lubomirsky verdienet alles, (antwortete der Herr von Vitzthum,) ich bin aber überzeuget, daß Ew. Majestät dieselbe beleidigen würden, wenn Sie sich in Gefahr setzen, indem Sie dieselbe besuchen. Erlauben Sie, Gnädigster König, ich hoffe Sie dahin zu bringen, daß Sie sich hieher verfügt, das gieng für Ew. Majestät und für Sie an. ; ; Ach! mein werther Vitzthum, rieff der König aus,) wann du mir dieses Glück zuwegen bringest, so muß nichts in der Welt seyn, das ich dir nicht thun wolte, und du magst alles von meiner Erkenntlichkeit erwarten. Der Herr von Vitzthum danckte dem König für seine grosse Güte, und bat ihm eine Antwort an die Frau von Lubomirsky aufzusetzen, und ihn dieselbe überbringen zu lassen.„ Der König schrieb folgendes Briefgen:

Vergeben Sie mir, Geliebte Printzeßin, alle Unruhe, die ich Ihnen gestiftet. Doch nein, es solte mich verdriessen,

wofern ich Sie ihnen nicht gemacht hätte, dann alsdenn wäre mir Dero Güte gegen mich noch unbekannt. Sie solten das Vergnügen haben, mich vor Dero Füssen die Dancksagung ablegen zu sehen, vor alle Höflichkeiten, die Sie mir überschrieben haben, wenn meine Aertzte und Vitzthum selbst mich nicht einschlössen. Indeß spüre ich gantz deutlich, daß ich, ohne Sie zu sehen, nicht leben kan. Es mögen also meine Leute machen was sie wollen, ich will ihnen schon davon schleichen, um mich zu Ihnen zu begeben. Solte es mich das Leben kosten, so hätte ich es wenigstens um der schönsten Ursache willen verlohren, die auf der Welt ist.

Der Herr von Vitzthum traff bey der Fürstin Lubomirsky grosse Gesellschafft an, allein er gab ihr doch zu erkennen, daß er sie insbesondere zu sprechen habe. Sie gieng also in ein geheimes Cabinet, wohin er ihr folgte. Er überlieferte ihr das Brieffgen, und sagte ihr, der König werde unfehlbar sterben, wenn sie ihn nicht besuchen würde. „Ja, (sprach sie,) wie soll ich es anfangen? Ich kan nicht zum König gehen, ich muß mich dann der Empfindlichkeit meines Gemahls und der Beurtheilung des gantzen Hofes bloß stellen. „ „ Davor giebt es Rath, Madame, (antwortete der Herr von Vitzthum,) und wann Sie nur thun wollen, was ich Ihnen vorschlagen werde, so wird niemand als der König, Sie und ich, etwas von diesem Besuch erfahren. „ „ Wohl gut, (versetzte die Fürstin,) sprecht, was soll ich thun? Sich unter dem Schein der Andacht ins Closter begeben, (antwortete ihr der Herr von Vitzthum,) zumahl itzt, da wir in der Char-Woche sind, da sich viele in das Closter zu begeben pflegen. Wenn Sie in dem Closter seyn werden, so sollen Sie Abends um zehn Uhr heraus gehen und in eine Kutsche steigen, die ich Ihnen will herbey führen lassen. Sie sollen alsdenn an meinem Zimmer absteigen, und ich will Sie durch eine verborgene Treppe, die ich gantz allein zu steigen pflege, in das Gemach des Königs führen. „ Die Fürstin hielt diesen Entwurff wohl eingerichtet, und versprachen ihm gleich des andern Tages nachzukommen. Sie verließ darauf den Herrn von Vitzthum,

und begab sich wieder zur übrigen Gesellschafft. Ihr Gemahl, der ihre Abwesenheit wahrgenommen fragte sie wo sie gewesen. Sie sagte ihm ohne Umstände, sie habe mit dem Herrn von Vitzthum gesprochen, über einige Angelegenheit, die der König gerne dem Cardinal Primas hinterbracht hätte. Der Fürst glaubte würcklich, daß von nichts anders die Rede gewesen. Sie brachte nachgehends das Gespräch auf die Fasten-Andachten. „ Was mich anlanget, (sagte sie,) ich werde nicht fasten, weil es meine Gesundheit nicht zuläßt, doch will ich mein Fleisch sonst creutzigen, indem ich nicht so oft in Gesellschaft gehen will. Zu dem Ende werde ich alle Wochen vier Tage in einem Closter zubringen. „ Jedermann bewunderte diesen heiligen Eifer, und der Herr von Lubomirsky war der erste, der seinen Beyfall bezeugte.

Die Fürstin vollzog gleich den andern Tag ihren Schluß, und des Abends um zehen Uhr vollbrachte sie ebenfalls alles was sie mit dem Herrn von Vitzthum verabredet. Sie gelangete glücklich zu dem Gemach des Königes, welcher mit unaussprechlicher Ungedult auf sie wartete. Als der Herr von Vitzthum sich weg gemacht hatte, setzte sich die Frau von Lubomirsky auf das Bette des Königes. Sie war nur schlecht weg angezogen, allein sie war darin so angenehm, als sie jemals gewesen. Beyde Verliebten sprachen einige Zeit kein Wort mit einander. Die Fürstin sahe den König mit einer Traurigkeit an, die sattsam verrieth, daß ihr Hertz in der That ihm zugehöre. Der König ward so froh darüber, daß er, nachdem er ihr vor ihre ihm itzt erzeigte Gewogenheit gedancket, ihr beynahe eine viertel Stunde lang die Hand küßte, und sie beständig versicherte, er sey der glückseligste

Mensch, und weil sie ihn liebe, der gröste König der Welt. „Ich halte mich vor nicht weniger beglückt, (antwortete sie,) das Hertz eines so grossen Königes und so vollkommenen Menschen zu besitzen. So wollen wir uns denn beständig lieben, allerwerthester Printz; Seyn Sie mir niemahls untreu, und der Himmel müsse mich strafen, wenn ich jemahls einen andern als Sie lieben will.„ Dismahl vergnügten sie sich mit verliebten Worten, nicht, als wenn der König nichts weiter begehrt hätte, sondern weil die Frau von Lubomirsky, die den König gesund gewünschet, seiner Genesung keine Hinderung machen wollen. Der König ließ sich sprechen, daß sie ihn den andern Tag auf eben selbige Weise besuchen wolle. Es war beynahe vier Uhr des Morgens, als sie zurück gieng. Da sie in ihr Kloster gekommen war, so wolte sie eine andächtige Seele vorstellen, sie war beständig in der Früh-Metten, nachgehends in der Messe, und alsdann legte sie sich zur nöthigen Ruhe.

Den andern und folgenden Tag gieng sie wieder in den Pallast, und als sich der König im Stand befand auszugehen, besuchte er sie in ihrem Kloster, und so brachten die beyde Verliebten die Fasten gar vergnügt zu. Nach Ostern gieng es nicht anders. Weil aber der König fortfuhr, die Frau von Lubomirsky fleißig zu besuchen, so ward ihr Gemahl darüber mißtrauisch, und setzte seine Gemahlin darüber zu Rede, die ihm aber trotzig gnug antwortete. Der mißvergnügte Fürst stieß einige Reden aus, die den König beleidigten. Man verbot ihm deswegen den Hof. Er beschloß also auf seine Güter zu gehen, und seine Gemahlin mit sich zu nehmen, allein sie schlug es schlechtweg ab. Er ließ sie für die Nunciatur fordern, und begehrete von ihr geschieden zu seyn. Weil sie nun dazu einwilligte, so

so erhielt der König, der auch Theil an dieser Sache nahm, vom H. Vater die Ehescheidung, und zwar so nachdrücklich, daß sich beyde Partheyen wieder verehligen solten.

Als auf solche Weise alle Hinderungen unsern Verliebten aus dem Wege geräumet waren, so reisete der König nach Sachsen. Die Frau von Lobomirsky folgete ihm nebst ihren Schwestern, deren die eine an einen Pohlnischen Edelmann, Herrn von Vopofsky vermählt, die andere aber noch ledig war, wiewohl sie bald hernach den Herrn von Glaßnap, Officier unter der Chevalier-Guarde, der zwar von Adel und Verdiensten, aber nicht von Mitteln war, und sich einbildete, durch diese Heyrath sein Glück zu machen, geheyrathet. Allein er betrog sich, und sahe sich endlich verbunden, so wie der Herr von Vopofsky, die Heyrath aufzuheben, worauf er eine andere Frau genommen.

Indem nun der König seine Herrlichkeit für den Augen seiner Geliebten aufstellen wolte, so zeigte er ihr die vornehmste Städte in Sachsen. Als er zu Wittenberg angelangt war, gieng er einige Zeit von ihr, um die Königin zu besuchen, welche seit geraumer Zeit auf dem Schloß zu Pretsch ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, welches denn nur 2. oder 3. Meilen von dieser Stadt ablag. Die Trennung, die nur zwey Tage dauren solte, gieng dem ungeachtet sauer ein. Die Liebste seuffzete und weinete; „Wie, (sagte sie,) sie wollen mich verlassen, zween Tage soll ich nichts von ihnen sehen, und diese Zeit wollen sie bey der Königin zubringen? bey der Königin, welche ich ohngeachtet der tieffsten Unterthänigkeit, die ich ihr schuldig bin, nicht anderst, als meine Feindin ansehen kan, denn sie muß mich hassen, weil ich ihr das vollkommenste Hertze raube. Ach wie wäre es, wenn sie mir dasselbe wieder nähme? was würde aus

aus mir werden? Diese einzige Gedancken stürtzen mich in eine tödtliche Kümmerniß. Urtheilen Sie selbst, mein Printz! in welchen Zustand ich gerathen würde, wann Sie mich verliessen. Es sey ferne! daß ich Sie nicht lieber sich zur Königin wieder wenden sähe, als wann Sie sich zu einer andern Neben-Buhlerin begäben, allein, ich mag Sie verlieren, wie ich will, so kan mich nichts, als mein Tod trösten. „ Der König, den diese Worte bewegten, umhalsete seine Liebste und bat sie, sich nicht über einen unmöglichen Fall zu betrüben. „ Wie könte ich Ihnen untreu werden, (sagte er zu ihr,) da ich nirgends wieder eine so vollkommene Person, wie Sie, und die mich so, wie Sie, liebet, finden könte. Nein, nein, meine Allerliebste, Sie haben nichts zu befahren, ihre vollkommene Gaben können ihnen zur Versicherung meiner Treue dienen. „ Die Rede des Königs beruhigte die Frau von Lubomirsky wieder ein wenig, allein sie begehrte, der König solle sein Abreise noch drey Tage verschieben. Dieser Herr, der ihr ohne das nichts versagen konte, willigte drein, und diese Zeit brachte man mit Spielen, Balls und andern Lustbarkeiten zu, wo die Geschicklichkeit und der Pracht dieses Königes jederzeit ins Auge fiel.

Bey einem dieser Festivitäten schenckte der König seiner Maitresse ein von getriebener Arbeit verfertigtes Kästlein mit allerhand Kleinodien, und auf dem Boden lag das Diploma des Kaysers, durch welches sie zur Reichs-Fürstin unter dem Nahmen von Teschen erkläret ward. „ Wie sehr werde ich Euer Majestät nicht verbunden, (sagte sie zu ihm,) und wie soll ich immermehr meine Erkänntlichkeit beweisen? „ „ Indem Sie mich, wie bisher, jederzeit lieben, (versetzte der König,) Der Rang, den ihnen der Kayser zustehet, kommet Dero Verdiensten lange nicht bey, und dencken Sie nur nicht gegen mich sich zu bedancken. Wolte GOtt, ich könte Ihnen eine Crone aufsetzen, mit Vergnügen würde ich dieselbe tragen sehen. „ Kurtz, sie gaben einander tausend solche Reden, worauf sie von einander giengen, damit sie

sie wieder allein zusammen kommen könten. Denn die Nacht hätte sie viel zu lange gedeuchtet, wenn sie dieselbe nicht beysammen zugebracht.

Des andern Tages verreisete der König nach Pretsch, woselbst ihn die Königin mit Ehrerbietung empfieng. Weil aber das Hertz dieser Fürstin durch die anhaltende Untreue des Königes allzusehr verwundet war, so war es ihr unmöglich ihm Zeichen der Liebe zu geben, und blieb beständig in dem kaltsinnigen Wesen, das sie sich schon geläuffig gemacht; wiewohl der König mit aller Aufrichtigkeit, und als ein Gemahl, der ihre Tugend und Vorzüge verehrete, mit ihr sprach.

Der König blieb nur eine Nacht zu Pretsch, und begab sich wieder zu seiner Maitresse, die er auf dem halben Weg, in einem Wald, zwischen Wittenberg und Pretsch antraff. Sie hatte ein Amazonen-Kleid an, der Rock war gelb mit einem blauen Schweiff mit Silber gestickt, welches die Leib-Farbe von Sachsen ist. Sie sahe so wohl in dieser Kleidung aus, daß sie nicht leicht eine anziehen können, die ihr vortheilhafter seyn können. Der König jagte ihr entgegen, so weit er sie sehen konte, und als er bald bey ihr war, so stieg er aus der Kutsche. Sie wolte auch vom Pferde springen. Allein der König wolte es nicht zulassen, und küssete ihr die Hand. Sie sagte ihm hundert artige Gedancken über seine Zurückkehr und über ihr Befahren, sie möchte ein Opffer der Königin werden. Der König befahl sogleich ein Pferd vor ihn herbey zu schaffen, er setzte sich darauf, und fragte seine Geliebte, ob sie nicht Lust hätte ein wenig zu jagen. Weil er nun diese Jagd anzustellen schon vorher beschlossen, also befanden

den sich seine Jagd-Hunde gleich bey der Hand. Die Besorgniß des Königes, es möchte dieser neuen Jägerin ein Unfall begegnen, machte, daß er ihr nie von der Seite kam. Nachdem er ihr das Vergnügen gemacht, und einen Hirsch vor ihr hinjagen lassen, so verlohr er sich mit ihr in das dickste Holtz, um ihr einige Erfrischungen zu bringen. Die Hof-Leute und das Frauenzimmer wurden allerseits dieser Abwesenheit innen, sie liessen sie aber gantz ruhig dieser Einsamkeit geniessen. Sie haben nachher gesehen, daß es dem König und seiner Buhlerin angenehm gewesen, dann von diesem Tage an empfand sie Hertzweh und Erbrechen, welches sattsam zeugete, wie weit es zwischen ihnen gekommen. Sie kam mit einem jungen Herrn nieder, welcher den Titul eines Fürsten von Teschen, und viele Aehnlichkeit mit dem Liebhaber seiner Mutter hat.

Den Tag nach dieser Jagd erhub sich der König nebst seiner Geliebten nach Leipzig, wohin die Messe dazumahl viele vornehme Fremde gezogen hatte. Die Königin begab sich auch dahin, und halff dem Könige die Königin von Preussen empfangen, die sie daselbst besuchte. Die Fürstin von Teschen bewillkommete beyde Königinnen, die sie auf verschiedene Art aufnahmen. Die Königin von Pohlen empfieng sie sehr kaltsinnig, und fragte sie; seit wenn sie sich in Sachsen aufhalte? „Ich bin mit dem Könige hinein gekommen, (antwortete sie,) und gedencke auch bald wieder mit ihm abzureisen.„ Die Königin ärgerte sich dermassen über diese Antwort, daß ihr die Zähren in die Augen stiegen. Sie stellete sich, als befände sie sich nicht wohl, um sich mit Manier wegbegeben zu können.

Die

Die Königin von Preussen erzeigte gegentheils der Fürstin tausend Höflichkeiten. Gleichwie aber dieselbe sich gern mit andern Leuten eine Lust machte, so bat sie den König mit ihr zu Abend zu speisen, doch ohne vieles Gefolge, weil sie vorgab, das Geräusche eines weitläufftigen Hofes sey ihr beschwerlich. „Allein, (sagte diese Printzeßin,) wo es ihnen gefällt, so will ich die Personen ernennen, die dabey seyn sollen, und ihre Maitresse werde ich weglassen. Ich will sie gerne ohne dieselbe sehen, und sie einmahl gantz besitzen. Ich weiß wohl, sie werden allezeit an sie gedencken, allein es thut nichts, ich will solche Personen erwählen, die ihnen andere Gedancken einflössen werden, und so ist es mir auch lieber, sie gedencken an ihre Liebste, als daß sie die gantze Zeit mit ihr sprechen.„ Der König sagte, er wolle alles thun, was sie begehrte, und er lasse sie vollkommene Gewalt, die Personen zu ernennen, die ihr am angenehmsten seyn würden.

Sie ließ also die Frauen von Königsmarck, von Hauchwitz und von Esterle, die drey abgedanckten Maitressen des Königs, einladen, welche theils von ungefehr, theils in Geschäften auf einmahl nach Leipzig kommen waren. Die Königin von Preussen hatte die Fürstin und die Printzeßin von Hohenzollern, und die Printzeßin Henriette von Anhalt-Dessau in ihrem Gefolge. Die junge Printzeßin von Hohenzollern war ein Ausbund der Schönheit, allein ihre grosse Jugend gab ihr eine solche unschuldvolle Mine, die gar nicht nach dem Geschmack Friedrichs Augusts war. Die Printzeßin von Dessau war zwar nicht so Regulmäßig schön, allein sie hatte doch etwas, das gefällt und einnimmt. Ihre Leibes- und Gesichts-Bildung, ihre Lebens-Art und Verstand konten nicht übertroffen werden: Ja der König zog

 sie

sie würcklich der Printzeßin von Hohenzollern vor deren Mutter so verdrießlich ward, daß sie sehen solte wie ihre Tochter sich nicht des Königes versichert, wie sie sich doch eingebildet, daß sie nichts anders that, als den gantzen Abend mit ihrer Tochter zancken, welche dann beständig mit Thränen in den Augen herum gieng.

Die Frau von Esterle, welcher der König ihre Verrätherey und Betrüglichkeit verziehen hatte, gab sich alle Mühe ihre Reitzungen anzubringen, man sahe daß sie noch nicht alle Hoffnung verlohren, den König wieder zu sich zu bringen. Die Frau von Hauchwitz schien traurig und tiefsinnig. Die Frau von Königsmarck allein schien gleichgültig zu seyn, und mit dieser Dame schertzte auch die Königin, über die verschiedene Würckungen, welche die Gegenwart des Königes in dieser Gesellschafft habe.

Indes redete der König lange mit der Printzeßin von Dessau, in welcher Unterredung sie einen so starcken Eindruck in das Hertze des Königs machte, daß es schlechterdings bey ihr gestanden, die Fürstin von Teschen aus seinem Hertzen zu verdringen. Allein diese Printzeßin antwortete auf alles, was ihr der König von Liebe predigte, mit grosser Kaltsinnigkeit: „Ew. Majestät, (sagte sie,) sind nicht im Stande, mich zur Königin zu machen, und wenn Sie vielleicht könten, so werden Sie mich dieses Platzes nicht würdig achten. Allein, ich bitte euch zu glauben, daß ich mir allzuviel auf meine Geburth einbilde, als daß ich Dero Maitresse abgeben möchte.

Währender Tafel sagte die Frau von Königsmarck zur Königin, um diß Fest vollkommen zu machen, mangelte nur noch die Frau von Teschen. Die Königin gab zur Antwort, es sey ihr leid, daß sie die-

selbe nicht mitgebeten habe. Die Frau von Königsmarck sagte, es sey noch Zeit sie zu bekommen. Man dürffe nur nach aufgehobener Tafel tantzen und die Masquen einlassen. Ich getraue Ihro Majestät zu versprechen, daß sie nicht ausbleiben wird. Die Königin fand diß Mittel unvergleichlich geschickt, und trug auch gleich dem König den Tantz an. Gleich ward die Music herbey geholet, und die Königin von Preussen befahl dem Hof-Fourier hinter dem König her, daß er bekannt machen solle, die Masquen könten herein treten. Man stund von Tisch auf, und der König eröffnete den Ball mit der Königin von Preussen. Nach dem Tantze setzte er sich neben die Printzeßin von Anhalt, deren Trotz ihn noch nicht müde gemacht hatte. Er redete mit solcher Lebhafftigkeit und so grossem Ernst mit ihr, daß er nicht einmahl drey Masquen, die Speck-Mäuse vorstelleten, und ziemlich nahe zu ihm kamen, damit sie das, was er redete, hören könten, gewahr ward. Eine von demselbe sagte, nachdem sie einige Augenblicke zugehöret, zu der Printzeßin von Anhalt: „Ach Printzeßin! was ihnen der König itzo fürsagt, das sagte er noch diesen Morgen zu mir. Glauben Sie ihm ja nicht, ich bitte Sie drum ; , Ha, (schrye der König gantz erschrocken,) das ist die Teschen: ; Fürchtet nichts Masque! versetzte die Printzeßin von Dessau, der König mag reden, es sind nicht alle Fürstinnen so gesinnet, wie ihr. „ Hiermit stund sie auf, und der König wolte desgleichen thun. Indem ihn aber die Frau von Teschen aufhielt, so sagte sie zu ihm: Itzt fliehen sie vor mir, und haben mir diesen Morgen geschworen, niemand anders, als mich zu lieben. Der König bemerckte, daß ihn die Königin von Preussen beobachte, und gerieth also über diese Scene in halbe Verzweiffelung.

„Um GOttes willen, Madame, (sagte er zu ihr,) lassen sie uns den Fremden nicht zum Gelächter werden. Man beobachtet uns. Gehen Sie nach Hause, ich will nachkommen, und Sie sollen sehen, daß ich Sie beständig liebe.„

Die Frau von Teschen, welche nun wieder etwas versicherter war, gieng fort, und der König machte schon Anstalt ihr nachzufolgen, allein die Königin von Preussen ward es innen, und weil sie sich nun vorgenommen, sich an diesem Tag, zum Verdruß der Buhlerin des Königs, lustig zu machen, so schlug sie dem König vor, Contre Tanses zu tantzen. Sie machten, daß dieselben lange währeten, nachgehends unterredete sie sich mit ihm von tausenderley Dingen, sie schertzte über seine Liebhabereyen und über seine Unbeständigkeit, und indem sie that, als habe sie die Frau von Teschen nicht wahrgenommen, sagte sie, sie sey recht ungeduldig über sich, daß sie dieselbe nicht zur Abend-Tafel gezogen habe. „Die gute Frau, (sprach sie,) stirbt vielleicht vor Unruhe währender Zeit, als ich mit ihnen spreche, und Ihro Majest. solten derselben auch sagen lassen, daß ich Ew. Majest. aufhalte, daß sie nicht kommen könten, sie um Entschuldigung zu bitten, weil sie diesen Abend die junge Printzeßin von Dessau schöner befunden, als sie.„ Diese Schertz-Reden brachten den König in einige Unordnung, er suchte so viel möglich darauf zu antworten, allein was er sagte, zeugte nur desto lebhafter von seiner Verwirrung. Jemehr er nun dieselbe verrieth, destomehr setzte die Königin in ihn. „Meine Unbeständigkeit, Madame, (sagte er endlich,) muß mir einiger massen verziehen werden. Wenn ich eine Gemahlin, ich darff nicht sagen, eine Maitresse hätte, wie Ew. Maj. so versichere ich, meine Feinde solten mir gewiß keine Leichtsinnigkeit vorwerffen. - - Ach wenn Ew. Maj. mir solche Discoursen halten wollen, (antwortete die Königin,) so will ich diesen Augenblick nach der Frau von Teschen schicken. Allein es ist wahr, das würde umsonst seyn, es fängt an Tag zu werden, die Speck-Mäuse fliegen nicht mehr; kommt her, kommt her Printzeßin, (rieff Sie der Printzeßin von Dessau,) in dem Augenblick sieht mich der König von Pohlen für euch an.„ Mit allen diesen Discoursen und unterschiedenen ähnlichen hielt sie den König bis gegen sieben Uhr des Morgens auf.

Darauf verfügte er sich zur Frau von Teschen, die er in solchen Zustand antraff, der ihn zum Mitleiden bewegte. Sie saß und zerfloß so zu reden in Thränen. Ihre Schwestern waren bey ihr und suchten sie aufzurichten, allein sie hörete sie nicht an, und fand in ihrer Verzweiflung den eintzigen Trost. Der König gerieth in so zärtliche Bewegung, daß er, nachdem er sie tausendmahl um Verzeihung gebeten, ihr die Hand geküßt. Sie sahe ihn zärtlich an, und sprach: „Ey, wie elend würde ich seyn, mein König, wenn Sie sich nicht über mich erbarmeten.„ Der König erzehlete ihr seine Gründe; Er beschwerte sich über die Königin von Preussen, auf die er alle Schuld schobe, und sagte, der Printzeßin von Dessau habe er nur solche Mährleins aus langer Weile vorgeschwätzt. Weil man nun dasjenige überhaupt leicht glaubet, was man wünschet, so glaubte auch die Frau von Teschen den Worten des Königs. Die beyden Verliebten versöhnten sich wieder, und giengen endlich vollkommen vereiniget aus einander.

Der König hatte sich indeß in der That durch die Vorzüge der Printzeßin Henriette von Dessau einnehmen lassen, und sahe daher ihre Abreise mit grossem Mißvergnügen an. Als die Königin von Preussen sahe, daß er tiefffinnig war, so sagte sie zu ihm mit der lustigen Mine, die ihr natürlich war, sie wolte ihm rathen, die Lust zu verändern. „Ich versichere Sie, (sagte sie

sie zu ihm,) Sie solten mit mir nach Oranienbaum kommen, woselbst ich mich einige Tage bey der verwittweten Fürstin von Anhalt aufzuhalten gedencke. Daselbst wären Sie etwas freyer. Eine Gemahlin und drey bis vier Maitressen, die Sie hier allerseits zu beobachten haben, können Ihnen nichts anders als viele Beschwerlichkeiten machen.„
Der König nahm den Vorschlag an, und daß die Fürstin von Teschen nichts dagegen einzuwenden habe, so überredete er sie, daß ihn wichtige Staats-Angelegenheiten zu dieser Reise antrieben, und müste er sich insgeheim mit dem König von Preussen besprechen. Er bat sie, zu Dreßden auf ihn zu warten, woselbst er ihr in wenig Tagen einzutreffen, versprach. Diese Trennung betrübte die Frau von Teschen ungemein, allein der König that ihr so trifftige Vorstellungen, daß diese Reise unumgänglich nöthig sey, und schwur ihr so vielfältig, daß er sie wieder mit einem getreuen Hertzen empfangen wolle, daß sie endlich ihre Einwilligung gab.

Der König reisete denn zu dieser kleinen Reise ab, und kam in wenigen Stunden zu Oranienbaum an. Die Printzeßin Henriette, die sich heimlich über diese Ankunfft erzürnete, empfieng ihn mit ungemeiner Kaltsinnigkeit. Sie vertraute der Fürstin, ihrer Frau Mutter alles, was ihr der König gesagt hatte, und bat sie, sie möge erlauben, daß sie unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, in ihrem Zimmer bleibe. „Nein, meine Tochter, (antwortete die Fürstin,) man würde es bald einsehen, daß die Kranckheit erdichtet sey, und überdis hege ich allzugute Meynungen von euch, als daß ich mir einbilden solte, es sey nichts übrig, als Euch zu verbergen, um Euch zu verwahren, daß ihr nicht in eine Neigung williget, die Euch allezeit schimpflich ist.„

Die Printzeßin Henriette sahe sich also genöthiget, hervor zu kommen, sie wuste sich aber allezeit so weit vom König weg zu spielen, daß er ihr nichts insgeheim sagen konte, wiewohl er die vier Tage, die er sich zu Oranienbaum aufhielt, alle Gelegenheit aufsuchte. Er reisete endlich wieder von dannen, und zwar an eben dem Tag, da die Königin von Preussen nach Berlin zurück kehrte. Die Frau von Teschen spürte bey seiner Wiederkunfft eine unermeßliche Freude, weil sie, ungeachtet der Eydschwüre des Königs, in beständiger Furcht geschwebet, sie würde ihn nicht mehr zu Gesichte bekommen. Die erstern Tage verstrichen unter allerhand Liebes-Bezeugungen; als sie aber gewahr ward, daß sich unterschiedene Schönen bemüheten das Hertz des Königes von ihr abzuziehen, und ihr die Unbeständigkeit desselben bekannt war, so verfiel sie wieder in ihre Unruhe. Sie konte es nicht mehr in Dreßden ausstehen, sie sahe es vorher, der König werde ihr entgehen, wofern er da bleibe, daher brachte sie es so weit, daß er nach Pohlen zurück gieng, woselbst der mit Schweden angefangene und mit schlechtem Fortgang geführte Krieg seine Gegenwart ohne das zu erfordern schien.

Die Geschäffte, die der König in Pohlen fand, und der Feldzug, dem er in Liefland beywohnete, trenneten ihn auf einige Zeit von seiner Geliebten. Diese Abwesenheiten waren ein besonderes Glücke vor seine Maitresse. So lange daureten sie nicht, daß er sie vergessen können, und währeten doch so lange, daß sie bey dem König das Verlangen entzündeten, sie wieder zu sehen, und ihren Gesprächen einen Schein neuer Neigungen gaben. Die Frau von Teschen genoß also die Gunst des Königs verschiedene Jahre in ziemlicher

Ruhe, sie wendete dieselbe auf die Befestigung ihres Glückes, damit sie dereinst ihren Fall mit Gedult ertragen könne.

Nachdem der gewöhnliche Jammer des Kriegs den König genöthiget in Sachsen neue Qvellen seiner Erholung zu suchen, so ließ er die Frau von Teschen zu Warschau. Damahls wurden nicht mehr so häuffige Thränen vergossen. Sie war solche Trennungen schon gewohnt, und die Lebhaftigkeit, in der das gröste Vergnügen einer neu-entstandenen Liebe besteht, war verschwunden. Als der König zu Dreßden angekommen, so suchte er nur seinen Verdruß zu besiegen. Er hielt Gesellschaften, in welchen die Schwelgereyen (teutsch zu reden) ziemlich hoch getrieben wurden. In einer solchen Gesellschaft, die eben damahls aus lauter Manns-Personen bestund, fiel man einst im Gespräch auf die Buhlerinnen, die ein jeder hatte. Jedermann erhub die Seinige, und priese lauter Wunder an ihr. Der Herr von Hoym, Staats- und Cabinets-Minister, der dieser Gesellschaft beywohnete, sagte, er habe keine Buhlerin, allein er habe eine Frau, die er als eine Buhlerin liebe, und die tausendmahl Liebens-würdiger sey, als alle, davon sie solch Wesen machten. Weil ihm nun der Wein den Kopff warm machte, so schilderte er seine Ehegattin so umständlich ab, daß ihn auch der geschickteste Mahler nicht übertreffen sollen. Dem König war bekannt, daß er aus Eifersucht seine Frau auf ein Land-Gut versteckte, darum sagte er, er glaube nicht, daß das, was er von seiner Frau beybrachte, wahr sey; Er rede wie ein Mann, der kaum drey Monathe geheurathet, und also noch in seine Frau verliebt sey, und wann die Frau von Hoym

Hoym so schön wäre, als er sagte, so hätte man mehr in der Welt von ihr geredet. Der Fürst von Fürstenberg behauptete dasselbige, und setzte hinzu, er wette tausend Ducaten, daß wann die Frau von Hoym bey Hof erschiene, so würde sie niemand so beschaffen finden, wie er sie beschreibe. Der Herr von Hoym nahm die Wettung an, und der König erbot sich, Schiedsmann zu seyn. Man nöthigte den Herrn von Hoym, an seine Gemahlin zu schreiben, sie solle unverzüglich nach Hofe kommen. Auf der Stelle ward ein Bedienter mit dem Briefe fortgeschickt, und damit sich der Herr von Hoym nicht anders besinnen möge, so trunck man ihm so hertzhaft zu, daß der gute Mann nicht wuste, wo er war. Man ließ ihn endlich wegtragen, und auf sein Ohr legen. Den andern Tag war er nicht wenig bestürtzt, als er beym Erwachen seine Frau ankommen sah. Es reuete ihn genug, daß er sie kommen lassen, ja er hätte sie auf der Stelle zurück geschickt, wenn er nicht befürchtet, man möchte ihn gar zu sehr mit seiner Eifersucht auslachen.

Weil die Königin damals in Dreßden war, so machte die Frau von Hoym ihre Aufwartung bey derselben. Der König und die übrigen, die die Wettung eingegangen, befanden sich bey der Königin, und musten gestehen, der Herr von Hoym habe nicht zu viel gesprochen, indem er die Schönheit seiner Gemahlin gerühmet. Der König verdammte also den Fürsten von Fürstenberg, die tausend Ducaten zu bezahlen. „Ich sehe wohl, (antwortete der Fürst im Schertz,) ich muß mich entschliessen die Geigen zu bezahlen, wann Ew. Majestät tantzen wollen.„ Der König hatte den Fürsten lieb, drum sagte er zu ihm: Er solte nur die tausend Ducaten an den Herrn von Hoym entrichten, und zehen tausend

Ruhe, sie wendete dieselbe auf die Befestigung ihres Glückes, damit sie dereinst ihren Fall mit Gedult ertragen könne.

Nachdem der gewöhnliche Jammer des Kriegs den König genöthiget in Sachsen neue Qvellen seiner Erholung zu suchen, so ließ er die Frau von Teschen zu Warschau. Damahls wurden nicht mehr so häuffige Thränen vergossen. Sie war solche Trennungen schon gewohnt, und die Lebhaftigkeit, in der das gröste Vergnügen einer neu-entstandenen Liebe besteht, war verschwunden. Als der König zu Dreßden angekommen, so suchte er nur seinen Verdruß zu besiegen. Er hielt Gesellschaften, in welchen die Schwelgereyen (teutsch zu reden) ziemlich hoch getrieben wurden. In einer solchen Gesellschaft, die eben damahls aus lauter Manns-Personen bestund, fiel man einst im Gespräch auf die Buhlerinnen, die ein jeder hatte. Jedermann erhub die Seinige, und priese lauter Wunder an ihr. Der Herr von Hoym, Staats- und Cabinets-Minister, der dieser Gesellschaft beywohnete, sagte, er habe keine Buhlerin, allein er habe eine Frau, die er als eine Buhlerin liebe, und die tausendmahl Liebens-würdiger sey, als alle, davon sie solch Wesen machten. Weil ihm nun der Wein den Kopff warm machte, so schilderte er seine Ehegattin so umständlich ab, daß ihn auch der geschickteste Mahler nicht übertreffen sollen. Dem König war bekannt, daß er aus Eifersucht seine Frau auf ein Land-Gut versteckte, darum sagte er, er glaube nicht, daß das, was er von seiner Frau beybrachte, wahr sey; Er rede wie ein Mann, der kaum drey Monathe geheyrathet, und also noch in seine Frau verliebt sey, und wann die Frau von Hoym

Hoym so schön wäre, als er sagte, so hätte man mehr in der Welt von ihr geredet. Der Fürst von Fürstenberg behauptete dasselbige, und setzte hinzu, er wette tausend Ducaten, daß wann die Frau von Hoym bey Hof erschiene, so würde sie niemand so beschaffen finden, wie er sie beschreibe. Der Herr von Hoym nahm die Wettung an, und der König erbot sich, Schiedsmann zu seyn. Man nöthigte den Herrn von Hoym, an seine Gemahlin zu schreiben, sie solle unverzüglich nach Hofe kommen. Auf der Stelle ward ein Bedienter mit dem Briefe fortgeschickt, und damit sich der Herr von Hoym nicht anders besinnen möge, so trunck man ihm so hertzhaft zu, daß der gute Mann nicht wuste, wo er war. Man ließ ihn endlich wegtragen, und auf sein Ohr legen. Den andern Tag war er nicht wenig bestürtzt, als er beym Erwachen seine Frau ankommen sah. Es reuete ihn genug, daß er sie kommen lassen, ja er hätte sie auf der Stelle zurück geschickt, wenn er nicht befürchtet, man möchte ihn gar zu sehr mit seiner Eifersucht auslachen.

Weil die Königin damals in Dreßden war, so machte die Frau von Hoym ihre Aufwartung bey derselben. Der König und die übrigen, die die Wettung eingegangen, befanden sich bey der Königin, und musten gestehen, der Herr von Hoym habe nicht zu viel gesprochen, indem er die Schönheit seiner Gemahlin gerühmet. Der König verdammte also den Fürsten von Fürstenberg, die tausend Ducaten zu bezahlen. „Ich sehe wohl, (antwortete der Fürst im Schertz,) ich muß mich entschliessen die Geigen zu bezahlen, wann Ew. Majestät tantzen wollen.“ Der König hatte den Fürsten lieb, drum sagte er zu ihm: Er solte nur die tausend Ducaten an den Herrn von Hoym entrichten, und zehen tausend

von seinem Zahlmeister dagegen in empfang nehmen. Der Fürst küßte ihm die Hand nnd danckte demselben für seine Gnade. Er bezahlte seine Schuld und empfieng dagegen das Geschencke des Königs.

Ehe ich mich nun in diese Geschichte einlasse, so halte ich vor rathsam, die Frau von Hoym nach ihrer Beschaffenheit abzuschildern; und einige besondere Dinge, die sie betreffen, zu erzehlen. Die Person, die sie am Sächsischen Hofe vorgestellt, ist wohl werth, besonders erkannt zu werden.

Sie hatte ein längliches Gesichte, eine wohlgestalte Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne, grosse, schwartze, blitzende und spitzfündige Augen, alle ihre Züge waren zärtlich, ihr Lächlen reitzend und vermögend, die Liebe in dem innersten der Hertzen zu erwecken. Ihre Haare waren schwartz, Schooß, Busen, Hände und Arme treflich gebildet, die Farbe ungemein natürlich, ordentlich aber, weiß und roth. Ihre Leibes-Bildung konte als ein Meisterstück angesehen werden. Ihre Minen waren majestätisch, und sie tantzte in der grösten Vollkommenheit.

Ihre Gemüths-Beschaffenheit war nicht allerdings so treflich. Sie hatte einen lebhaften und schertzenden, aber nicht so gründlichen Verstand. Sie war eben nicht gar zu aufrichtig, nicht immer einerley gesinnet, höflich gegen die, von welchen sie glaubte, daß sie die Hochachtung, die ihr, ihrer Meynung nach, ausserordentlich gebührte, vor sie hegten, ungemein trotzig, gegen die, so sich ihr zu widersetzen unterstunden, eigennützig, doch dabey freygebig und erkäntlich vor erzeigte Wohlthaten. In ihrer Rache unversöhnlich. Was sie wolte, muste geschehen, und gleichwohl wolte sie nicht

nicht allezeit das Beste. So sehr man aber auch gegen sie eingenommen worden; so muste man doch, wen sie zu gefallen suchte, Liebe zu ihr bekommen. Sie hatte angenehme, sie hatte verhaßte Manieren an sich. Da war nichts, was sie nicht aus Geld- und Ehrgeitz unternommen hätte. Als sie die Maitresse des Königs war, so wandte sie alle Sorgfalt dahin, daß dieser Herr nicht in Ruhe blieb, welche ihr gefährlich schien. Überdiß that sie nicht allzuspröde gegen diejenige, die ihre Lockungen gekirrt hatten, damit sie sich nicht von ihr entfernen möchten. Sie unterhielt sich allezeit einige Schlacht-Opffer, die sie der Eyfersucht des Königs aufopffern konte. Die Eyfersucht wuste sie zu erregen, zu unterhalten, und zu unterdrücken, wie sie es für gut befand. Ihr gröstes Kunststück bestund darin, niemand weiß zu machen, daß sie die Beförderung ihres Eigen-Ruhms zum Zweck habe. Ihren Vortheil versteckte sie allezeit hinter den Nutzen des Königes. Sie bediente sich des Vorwands, daß sie grosse Festivitäten und Schau-Spiele liebe, damit er immer etwas zu thun hätte. Dieser Printz meynte sich Creaturen zu machen, indem er häufige Gnaden-Bezeugungen austheilte, allein, eben dieselbe befestigten die Macht der Frau von Hoym, welche ungeachtet der grossen Klugheit Friedrichs Augusts von den Verdiensten derer, die sie erhielten, den Ausspruch allein that. Wann also der Unterthan eine neue Ehren-Stelle erhielt, oder mit Königlicher Gnade überhäufft ward, so stund er immer in den Gedancken, er sey es der Frau von Hoym schuldig. Ungeachtet man sich nun vielfältig gegen sie verband, und ihr die Staats-Bedienten feind waren, so erhielt sie sich gleichwohl

neun Jahre in seiner Gnade, und man kan sagen, daß sie diese Zeit über Pohlen und Sachsen unter ihren Füssen gehabt.

Die Frau von Hoym war von Herkommen, aus dem Holsteinischen gebürtig, und der Printzeßin von Plöen nach Wolffenbüttel gefolget, als sie den Erb-Printzen von Braunschweig-Wolffenbüttel heyrathete, und an diesem Hofe heyrathete sie auch der Herr von Hoym. Dieser Minister suchte lange Zeit eine Frau, wolte aber keine Sächsin, wiewohl er ein Sachse war, Er pflegte zu sagen, sie seyn gar zu galant und kostbar. Er verlangte eine schöne, kluge und haushältische Frau. Einer seiner guten Freunde, der von Wolffenbüttel zurück kam, sagte ihm, er werde alle diese Eigenschaften bey der Fräulein von Bruchsdorff, Staats-Frauenzimmer bey der Erb-Printzeßin von Wolffenbüttel, antreffen. Der Herr von Hoym glaubte ihm, und reisete nach Braunschweig, unter dem Vorwand, die Messe zu besuchen, in der That aber die Fräulein von Bruchsdorff zu sehen. Er fand sie würcklich beschaffen, wie man sie abgeschildert, so, daß er sie auch zur Ehe begehrte. Indem er nun eine Person von Stand und grossem Vermögen war, überdis eine ansehnliche Stelle am Sächsischen Hofe bekleidete, so ward er geneigt angehöret, und durffte nicht lang umsonst flehen. Als die Heyrath vollzogen war, so nahm er seine Gemahlin mit sich auf seine Güther, woselbst er sie so lange lassen wolte, bis der König nach Pohlen zurück gegangen wäre. Weil man aber seinem Schicksal schwerlich entrinnen kan, so muste er auch aus Unvorsichtigkeit bey dem Könige von ihr sprechen, er muste sie, wie bereits gedacht worden, nach Hofe

Hofe kommen lassen, woselbst denn jene Austheilerin des Glücks und des Unglücks gar bald ein besonderes Auge auf sie warff.

So bald sie der König das erstemal gesehen, ward er über ihre Schönheit entzückt. Er fand eine Munterkeit des Geistes an ihr, die er gerne an seinen Maitressen sahe. Mehr war nicht nöthig, ihn verliebt zu machen. Seine Neigung zu der Frau von Teschen bekämpfte einige Zeit seinen Trieb zur Frau von Hoym. „Doch, (sprach er bey sich selbst,) das wird mir eine kleine Galanterie werden, und ich werde die Frau von Hoym vergessen, so bald ich sie nicht mehr vor Augen haben werde.„ Er meynte mit leichter Mühe über sie zu triumphiren, als er aber anfieng von Liebe mit der Frau von Hoym zu reden, so fand er nicht so viel Leichtsinnigkeit an ihr, als er sich eingebildet. Niemals ist ihm die Erlangung einer Maitresse theurer zu stehen kommen, und er muste so zu reden, Sorge, Fleiß und Geld erschöpffen. Allein dieser ihr Wiederstand vermehrte nur bey ihm die Begierde zu überwinden. Als endlich die Frau von Hoym sich des Hertzens des Königes versichert zu haben, glaubte, so gab sie nach, und endlich ergab sie sich mit solchen Bedingungen, die ihr eine unumschränckte Herrschaft über das Hertz Friedrich Augusts verstatteten. Es versprach dieser Printz auf ewig der Fürstin von Teschen zu entsagen. Ihre Ehe mit dem Herrn von Hoym vernichten zu lassen; Ja er verband sich durch einen mit eigener Hand geschriebenen Schein, daß im Fall die Königin versterben solte, so wolle er der Frau von Hoym ihre Stelle einräumen, und die Kinder, die so wohl vor als nach ihrer Vermählung würden gebohren werden, solten als

rechtmäßige Printzen von Sachsen erkannt werden. Und überdiß alles erhielt sie sich eine Jährliche Pension von hundert tausend Thalern aus.

Auf diese Bedingungen übernahm die Frau von Hoym den Titul einer Maitresse des Königs. Damit sie aber der Herr von Hoym keiner Undanckbarkeit und Verrätherey beschuldigen könte; so gieng sie selbst zu ihm und eröffnete ihm den Entschluß, den sie gefaßt habe, ihn zu verlassen. Sie trat einsmal des Morgens in sein geheimes Schreib-Zimmer und sagte zu ihm: „Mein Herr, ich komme hieher, ihm, für alle mir bisher erzeigte Güte zu dancken, und ihn zu versichern, daß ich mich allezeit derselben erinnern werde. Allein ich komme auch, damit ich ihm eröffnen möge, daß, weil die Sympathie, die der Grund glücklicher Ehen ist, sich nicht bey uns b findet, ich Vorhabens sey, mich von ihm zu trennen. Mein Herr, der König liebet mich, und ich läugne nicht, ich bin willens, die Ehre anzunehmen, die er mir hierin erweiset. Indeß aber möchte ich ihm nicht gerne Ursache über mich zu klagen geben, darum schlage ich ihm eine Ehescheidung vor, welche, da sie uns beyderseits in Freyheit setzt, seine Ehre in Sicherheit stellen kan. Dis ist der Vorschlag, den ich ihm für den zuträglichsten halte, wann er ihn gutwillig annimmt, so versichere ich ihm meine Freundschaft, und werde ich, so viel mir möglich ist, sein Glück zu befördern trachten. Wann er mir gegentheils Verdruß machen wird, so wird er mir doch zu keinem andern Entschluß bringen, und er wird mich selbst nöthigen, die Verbundenheit zu vergessen, womit ich ihm zugethan bin, damit ich mich desto besser erinnern könte, daß er mein Glück zu hindern getrachtet habe.„

Man kan sich unmöglich alle Bestürtzung vorstellen, die dem Herrn von Hoym bey diesem Complimente befiel. Er wolte kläglich thun, er wolte sie ausputzen, allein, seine Gemahlin fiel ihm in die Rede und sagte: „Es ist mir alles bekannt, mein Herr, was er mir sagen kan, er darff alle die Mühe sparen, meinen Entschluß zu bestreiten, welchen nichts vernichten kan. Er erkläre sich, wenn es ihm beliebt,

beliebt, und gebe mir seine endliche Meynung zu erkennen, damit ich mich darnach richten kan.„

Der Herr von Hoym den seine Gemahlin so sehr übereilete, die er so hefftig liebte, und so wunderlich zu verlieren auf dem Sprung stund, empfand in seinen Hertzen alle Bewegungen, welche Verdruß, Zorn und Verzweiflung erregen können. Er lief mit grossen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, er hub Augen und Hände gen Himmel, und stellte sich recht wehmüthig an. Die Frau von Hoym erwartete indeß seine Antwort in völliger Gelassenheit, als sie aber sahe, daß er kein Wort sprach; so fuhr sie fort: „Ich sehe wohl, mein Herr, er hat nicht viel Entschlossenheit, und daß ich ihm Zeit lassen muß, daß er überlegen kan, was er zu thun hat. Ich ersuche ihn nur, beständig zu gedencken, daß er itzo sein Glück und Unglück selbst in Händen hat.„ Und damit gieng sie von ihm, ohne seine fernere Antwort abzuwarten.

Der Herr von Hoym blieb in einer Bekümmerniß, die sich nicht beschreiben läst. Er quälte sich selbst, bald stund er auf, bald setzte er sich nieder, und war dermassen niedergeschlagen, daß er nicht wuste, wozu er sich entschliessen solte. Sein Geist, der allezeit eine gewisse Stärcke behielt, ward nicht sowol deßwegen beunruhiget, daß er dem König zum Neben-Buhler haben solte, als vielmehr darüber, daß die Frau von Hoym den König selbst mit solcher Zärtlichkeit liebte. „Ach treulose Weibs Person, (schrye er überlaut,) weßwegen hast du mich geheyrathet, weßwegen hast du mir Liebe bezeiget! Hast du mir nur darum deine Treue versprochen, daß du mich betrügen und zum unglücklichsten Manne machen köntest.„

Der Herr von Vitzthum traf ihn in solcher Bewegung des Geistes an. Dieser Günstling des Königs besuchte ihn auf ausdrücklichen Befehl, und

sagte zu ihm: Se. Majestät sehe gern, daß er der Frau von Hoym absage, und seine Einwilligung gebe, daß ihre Ehe aufgehoben würde. Er versicherte ihn, der König werde ihm diese Gefälligkeit schon zu vergelten wissen; wenn er im Gegentheil eigensinnig seyn, und sich einer Sache widersetzen wolle, die er nicht würde hintertreiben können, so würde der König allezeit eine Empfindlichkeit behalten, deren Würckungen er über kurtz oder lang gewahr werden würde. Weil nun der Herr von Hoym sahe, wie starck man auf ihn dringe, so gab er in diese Forderung seinen Willen, und bat sich nur zur eintzigen Gnade die Erlaubniß aus, sich auf einige Zeit von Hofe begeben zu dürffen, welches auch Se. Majestät zustund.

Nachdem Vitzthum dem König die Antwort des Herrn von Hoym zurück gebracht, lieff dieser Printz voller Freude nach seiner Maitresse, und verkündigte ihr diese angenehme Zeitung. „So bin ich nun die ihrige, Gnädigster König, (sprach sie.) Mein Glück müsse beständig währen!„ Sie erwieß dem Herrn von Vitzthum tausenderley Höflichkeiten, und versicherte ihm, sie werde die ihr itzo geleisteten Dienste niemals vergessen. Sie verehrte ihm eine goldene mit Diamanten besetzte Dose, und bath ihn, dieselbe als ein geringes Zeichen ihrer Erkänntlichkeit anzunehmen. Der König verlangte dieselbe zu sehen, machte sie auf, und als er das Portrait der Frau von Hoym darin fand, so küßte ers, und sagte: „Nein, nein, Vitzthum, das ist zu schön vor dich, und niemand als ich muß dieses Gemählde haben. Laß du mirs, und sey zufrieden mit den zwantzig tausend Thalern, die ich dir dagegen verehre.„

Hierauf ward das Dreßdnische Consistorium zusammen beruffen, der Herr und die Frau von Hoym erschienen durch einen Procurator vor demselben, und begehreten, daß ihre Ehe vernichtiget würde. Ihre Gründe schienen diesem Gerichte wichtig, so daß selbes ihre Heyrath aufgelöset, indem es beyden Theilen erlaubte, sich wieder zu verehligen. Der König bestätigte diesen Ausspruch, welcher denn auch noch diesen Tag an die Kirch-Thüren angeschlagen ward.

Die Frau von Hoym legte darauf ihren bisherigen Nahmen nieder, und ließ sich Frau von Cosel nennen, weil sie nun ehrgeitzig war, so suchte sie einen Titul, und der König ließ sie vom Kayser zur Reichs-Gräfin machen. Diese Ehre brachten ihr viel Aufwartungen, aber auch viele Mißgunst zuwegen.

Weil nun der König durch diese Ehescheidung in vollkommene Freyheit gesetzt ward, seine Galanterien zu treiben, und zur Erfüllung seiner Neigung den Ausbruch derselben nicht unterdrücken durffte, so trieb er dieselbe frey und öffentlich. Er wieß der Frau Gräfin von Cosel ein Haus neben seinem Pallast an, dergestalt, daß er durch einen bedeckten Gang, den er anlegen ließ, zu ihr kommen, und von niemand beobachtet werden konte. Einige Zeit darnach ließ er ihr einen Pallast bauen, und Zimmer vor alle Jahres-Zeiten anlegen. Einige mit Marmor ausgekleidet, waren für den Sommer, andere getäffelt, eingelegt, und mit dem kostbarsten Chinesischen Laque als ein Spiegel geglättet, für den Winter; Er wandte zweymal hundert tausend Thaler an beweglichen Hausrath, und wer nun hinein kam, der glaubte ein Zauberwerck vor Augen zu haben. Da sahe man nichts als Gefässe von getriebener Arbeit, Geschirre von Crystall,

stall, Gemählde, Bettstätten von Brocad mit gestickter Arbeit, alles war von vollkommenen und besondern Geschmack, daß nichts vorhanden war, das nicht ein Muster in seiner Art abgeben könne.

Da nun die Frau von Cosel gewahr ward, wie hoch sie angeschrieben sey, so trachtete sie vor allen Dingen diejenigen von der Person des Königes zu entfernen, welche sie in Verdacht hatte, daß sie ihr zuwider seyn. Der Cantzler Beichling war der erste, den sie ihrer Herrschsucht aufopfferte. Er hatte sehr frey gesprochen und dem Könige vorgestellet, daß die Summen, die er an sie wende besser angewendet werden könten. Das war hinlänglich genug, um ihm schuldig zu befinden, sie beschuldigte ihn übler Anwendung, ja gar Beraubung der öffentlichen Gelder. Der König ließ ihn in Verhafft nehmen, und nach Königstein führen, und zog ihm alle seine ansehnliche Güter ein. Durch dieses heftige Verfahren setzte sich die Frau von Cosel in grosses Ansehen, und legte ein öffentliches Zeugniß ab, wie es so gefährlich sey, ihr auf den Fuß zu treten.

Nach dem Fall des Cantzlers von Beichling war der Herr von Vitzthum der eintzige Günstling oder vielmehr Liebes-Rath des Königes, denn sonst mischte er sich in keine Geschäffte. Dieser Liebling war groß, wohl gewachsen, von angenehmer Gesichts-Bildung und von edlen Lebens-Arten, er war willfährig, demüthig, redsprächig und redlich. Er verehrte den König als seinen Herrn, und liebte ihn zugleich als seinen Freund.

Der Fürst von Fürstenberg und der Feld-Marschall, Graf von Flemming, waren zwar auch in besonderer Gnade. Allein alle, welche sowohl aus Staats-Angelegenheit als aus Gnade den Zugang bey dem Könige hatten, konten ihn anders nicht erhalten, als wenn sie sich unter das Joch der Frau von Cosel schmiegten. Sie regierte mit unumschränckter Gewalt, und kan man wohl sagen, daß sie den König und den Staat in ihrer Hand gehabt.

Indem aber der Hof seine Knie für ihr beugete, so hatte ein Lutherischer Prediger so viel Hertzhaftigkeit, sie auf öffentlicher Cantzel anzugreiffen. Er verglich sie mit der Bathseba, und daß kein Mensch ihre Person verfehle, so mahlte er sie so natürlich ab, daß ihm der künstlichste Mahler nicht gleich kommen sollen. Sie erfuhr es, und erhub bittere Klagen, sie begehrte ausdrücklich, der Prediger müsse über solche Freyheit nachdrücklich gestrafft werden. Der König aber, welcher niemals ein Liebhaber von Gewaltthätigkeiten gewesen, und der bey sich sich selbst gestund, die Vergleichung des Prediger sey richtig, war nicht so gefällig ihren Willen zu thun, er sagte ihr vielmehr; alle Sonn- und Festage hätten die Prediger eine Stunde, in der sie recht hätten, alles zu sagen was sie wolten, da müsse man sie reden lassen, wenn sich aber ausser dem einer in den Kopf setzte, ihr die schuldige Ehrerbietung zu versagen, oder übel von ihr zu sprechen, so wolle er ihm straffen, wie er es verdiene.

Als indessen der König nach Pohlen reisen solte, so bat er die Frau von Cosel, zu Dreßden zu verbleiben, sie aber furchte viel zu sehr, ihn zu verlieren, als daß sie ihn allein reisen lassen solte. Sie antwortete ihm also; nichts als der Tod könne sie von ihm scheiden, und endlich muste er sich entschliessen, sie mitzunehmen.

Da

Da aber die Frau von Teschen erfuhr, daß der König nach Warschau zurück kam, und die Frau von Cosel bey sich habe, so verließ sie diese Haupt-Stadt, und begab sich zum Cardinal *Primas*, ihrem Oheim, in dem festen Entschluß, den Haß dieses Prälaten wider Friedrich Augusten nach allen Kräften aufzublasen. Allein diese Rachgierde wich völlig von ihr, nachdem sie den Brief empfangen, den ihr der König geschrieben. In demselben führete er ihr die ehemalige Liebe zu Gemüthe, und schrieb beyläuffig so viel: „Madame, ist es möglich, daß der Haß sich in die Stelle der Liebe setzen kan? Was mich betrifft, so hege ich noch immer die Hochachtungs- und Freundschafts-volle Gedancken vor sie, welcher der Grund dauerhafter Verbindungen sind, und ich bin vollkommen bereit, in allen Dingen Dero Vergnügen zu befördern. Solten sie anders gegen mich gesinnet seyn können, sie, deren gütiges Hertze mir bekannt ist, sie, die sie mich geliebet haben, sie, die sie mir beständig Gedancken der Großmuth gezeiget haben? Solten sie sich wider mich vor einen König einlassen können, der ihnen unbekannt ist, und der nicht weiß, wie sehr man das schöne Geschlecht verehren muß? Nein, Madame, ich kan das nicht glauben. Das sämtliche Frauenzimmer, (ich schmeichle mir damit,) wird sich meiner gegen sie annehmen, und würde ihnen sehr verdencken, daß sie den Vortheil eines wilden Königs, dem Nutzen eines Printzen vorgezogen, der sie bewundert jederzeit hat. So unterstützen sie also meine Sache bey dem Cardinal Primas, ihrem Herrn Oheim, und machen, daß er nicht von der Treue abweicht, die er mir versprochen hat, daß er auf meiner Seite bleibt, und wir einen rühmlichen Frieden erhalten; vor ein Volck, dessen größte Zierde in Dero Person bestehet, und vor einen König, dem auch sein häuffiger Verdruß das Andencken Dero ehemaligen Liebe nicht aus der Seele verdringen kan.„

Diesen Brief schickte der König durch einen Edelmann an die Frau von Teschen, sie konte ihn ohne häuffige Thränen nicht überlesen. Sie vergaß mit einmal die Untreue des Königes, und erinnerte sich sonst an nichts, als daß sie ihn ehemals geliebet hatte. In der Antwort, die sie darauf ausstellete, verläugnete sie gar nicht, daß sie sich zu ihrem Oheim, mit der Begierde, ihm zu schaden, begeben habe. „Allein, Gnädigster König, (schrieb sie,) ich empfinde wohl, daß ich sie nicht hassen kan. Ich will Ew. Majestät zu erkennen geben, daß ich des Vertrauens nicht unwürdig sey, womit sie mich beehren, und an mir soll es nicht liegen, wann sich mein Oheim Dero Befehlen nicht unterwerffen will.„

Sie that in der Wahrheit auch alles, was eine geschickte Weibs-Person thun kan, ihren Oheim in der Parthey des Königes zu erhalten, allein dieser Cardinal hatte sichs vorgenommen, diesen Printzen abzusetzen. Zu dem Ende hatte er eine Unterredung mit dem Könige von Schweden, und die Frau von Teschen war niemals im Stande, ihn von diesem schädlichen Anschlag abzubringen. Sie gab dem König Nachricht davon, welcher, da er nirgends als in seiner eigenen Hertzhaftigkeit Hülffe fand, sich mit Standhaftigkeit waffnete, seine Armee aus Sachsen kommen ließ, um sie dem König in Schweden entgegen zu setzen, welcher in starcken Marschen nach Warschau im Anfang war. Wiewohl aber der König alle Hände voll zu thun hatte, so unterließ er doch nicht, seine Galanterien zuweilen fortzusetzen. Die Frau von Cosel besaß zwar seine Haupt-Neigung, allein zuweilen gieng er neben aus, und verehrte auch Schönheiten vom dritten Rang.

Zu Warschau befand sich ein Wein-Händler, mit Nahmen Duval, der eine sehr schöne Tochter hatte, welche Henriette genennet ward. Alles was von vornehmer Jugend daselbst wohnete, machte ihr seine

ne Aufwartung, und keine Schöne ward zu mehreren Lustbarkeiten gezogen als diese. Sie nahm alle mit gleicher Höflichkeit auf, und man konte gar nicht gewahr werden, wem sie unter ihren Liebhabern am günstigen gewesen. Dieses Mägdgen war der gewöhnliche Inhalt der Gespräche aller Leute, die bey Hofe für galant angesehen wurden. Einsmahls stund ein Hauffen derselben beysammen und redeten von ihr da der König auffstund. Der König hörete es, und war so neugierig, daß er fragte, welches die Schönheit sey davon sie miteinander redeten. Der Herr von Ranzau Aide de camp des Königs, gab zur Antwort, die Person, von der sie sprächen, sey eines Frantzösischen Kaufmanns Tochter, und eine der Liebens-würdigsten Creaturen des gantzen Königreichs. Der König antwortete nicht ein Wort, als er aber angekleidet war, so rief er den Herrn von Ranzau in sein Cabinet, er forschete genauer nach dieser Henriette und sagte, er solle ihn zu ihr führen. Dieser Besuch ward dann auf die folgende Nacht verabredet. Der König sagte, er wolle sich verkleiden, und er wolle weder von dem Mägdgen noch sonst von jemanden erkannt seyn. Er verbot dem Herrn von Ranzau von dieser nächtlichen Streifferey gegen die Frau von Cosel das geringste zu erwehnen. Dieser neue Mercur versprach ein sorgfältiges Stillschweigen, allein er bat den König, ihn auch nicht der Empfindlichkeit seiner Maitresse bloß zu stellen. Dieser Monarch sagte er solle vor nichts sorgen, und befahl ihm, sich mit Eintritt der Nacht in seinem Vor-Zimmer einzufinden. Hierauf verfügte er sich zur Frau von Cosel, der er weiß machte,

man habe ihm eine geheime Unterredung mit dem Grafen Tobiansky, einem Vetter des Cardinal-Primas, angetragen; weil nun dieser Herr gar zu bekandt wäre, so getraue er ihm nicht ins Schloß kommen zu lassen, deßwegen habe er einen Sammel-Platz in einem gemeinen Hause bestimmet, wohin sie sich alle beyde in fremder Kleidung einfinden wolten. „Ich werde Ranzauen mit mir nehmen, (setzte der König hinzu,) ich glaube, daß ich mich auf ihn verlassen kan, und das um so viel desto mehr, weil er in ihrer Freundschaft ist, und sie mir denselben selbst gegeben haben." Der König sprach diese Worte mit so auffrichtigen Gesichte, daß er die Einsicht der Frau von Cosel übertäubte, „wiewohl, (sagte sie,) mein Vetter die Ehre hat, Ew. Majestät zu begleiten, so werde ich doch in tausenderley Besorgnissen schweben. Es können ihnen hunderterley Zufälle vorstossen. Warschau wimmelt mit Verräthern, die ihnen den Tod geschworen haben, und es darff sie nur einer erkennen, so stehet Dero Leben in Gefahr." Der König antwortete ihr mit Lachen, er wolle jedermann eine solche eitele Furcht verzeihen, aber ihr könne er sie gar nicht vergeben. „Ey, mein König! (versetzte sie unter einem zärtlichen Blick,) man kan unerschrocken, und doch vor das, was man liebet, sorgfältig seyn." Der König erwiederte ihre Liebes-Bezeugungen mit vielen dergleichen, allein, er ward durch einen Einfall der Frau von Cosel in nicht geringe Verwirrung gesetzt, welche sichs ankommen ließ, ihn in seiner nächtlichen Streifferey zu begleiten. „Erlauben sie, mein König, (sagte sie,) daß ich ihnen folge, und ihre Leib-Wache vorstelle. Solte sie jemand anfallen, so will ich sie nebst Ranzauen vertheidigen, und wann man zu ihnen kommen will, so muß man mir zuvor das Lebens-Licht ausgeblasen haben." Der König empfand eine grosse Bewegung über die viele Liebes-Zeichen, die seine

Maitresse gegen ihn an den Tag legte. Er verwieß es sich selbst, daß er Vorhabens sey, sie zu hintergehen, und wolte ihr schon einmal die Wahrheit gestehen; als er aber überlegte, daß sie solch Geständniß betrüben würde, so hielt er es vor besser, damit zurück zu halten. Er bat sie also, daran nicht zu gedencken, daß sie ihn begleiten wolle, und sagte, er wolle lieber die Unterredung beyseite setzen, als sie der Gefahr eines widrigen Zufalls preiß geben. Die Frau von Cosel gab also nach, weil sie damals noch nicht eine so unumschränckte Macht in Händen hatte, die sie sich nach der Zeit angemasset hat.

Als die Nacht eingebrochen, verkleidete sich der König aufs beste, nahm den Herrn von Ranzau zu sich, und begab sich zu Fusse in das Haus des Duval. Sie liessen sich in ein besonderes Zimmer führen, und einige Zeit hernach ließ der Herr von Ranzau, der einer der besten Kund-Leute in dem Hause war, die junge Henriette herbey kommen, und stellete sie dem König vor, mit dem er aber als mit einem Officier, der sein guter Freund sey, umgieng. Das Mägdgen hatte den König niemals als im Vorbeyfahren gesehen, und konte nichts weniger vermuthen, als daß er sie besuchen solte, daher ward sie leicht hinters Licht geführet. Gleichwohl nachdem sie eine kurtze Zeit mit ihm gesprochen, und ihr der König tausend artige Reden gegeben, so sahe sie ihm etwas aufmercksamer an, und sagte: „je mehr ich sie ansehe, je mehr Aehnlichkeit mit dem König finde ich an ihnen. : : : Es ist wahr, (versetzte er,) daß mir schon verschiedene Leute wie sie, gesagt haben, ich hätte die Ehre ihm in der Gestalt gleich zu seyn, wolte GOtt, ich wäre es an Macht, damit ich ihnen ein recht ausserordentliches Glücke machen könte. : : : Ich lasse mich

mich nicht viel durch Vortheile bewegen, (antwortete sie,) und wenn mich der König liebte, so würde ich ihn mehr deßwegen wieder lieben, weil man mir so viel Guts von ihm gesagt hat, als weil er mein Glück machen könte. : : Ha, Mademoiselle! (rieff der König,) wann das ist, so lieben sie mich nur, weil ich dem Könige so gleich sehe. : : Ja recht, mein Herr, versetzte sie, sie haben was ähnliches mit dem Könige, allein, das muß man erst wiss'n, ob sie das zärtliche Hertz haben, das man von ihm rühmt, und das mich allein vergnügen kan. Ja, Mademoiselle, (erwiederte der König mit einer Bewegung, die er nicht mehr in Schrancken halten konte,) ich habe ein so verliebtes Hertz, ich besitze alle Eigenschaften dieses Printzen, kurtz, ich bin der König selbst.„ Zu gleicher Zeit warf er ein Oberkleid und eine weißliche Peruque, unter welche er seine Haare gesteckt, von sich, und zeigete ihr den Stern vom Elephanten-Orden, der auf sein Kleid gestickt war. Die junge Henriette blieb gantz verwirrt, aus Furcht, sie möge nicht die Ehrerbietigkeit, die sie dem König schuldig sey, bezeugt haben, allein er stillete sie deswegen. Er sagte zu ihr: Er bäte sie um Verzeihung, daß er sie dermassen erschreckt habe, weil er aber so vieles von ihrer Annehmlichkeit gehört, so habe er selbst mit Augen sehen wollen, ob die Wahrheit mit dem Gerüchte überein komme. Er treffe aber mehr an, als er gesuchet, und er spühre schon, daß er die Freyheit, die er zu ihr gebracht habe, nicht von ihr wieder wegtragen werde. Henriette schlug die Augen nieder, und antwortete mit Ehrerbietigkeit, weil sie aber so sehr erschrocken war, so wuste sie selbst nicht, was sie antwortete. Der König machte sich ihrer Verwirrung zu nutze, und trug ihr sein Hertz an, welches auszuschlagen sie nicht Muth genug hatte. In seiner ausserordentlichen Freude vergaß er, daß die Frau von Cosel auf ihn

warte, er brachte die Nacht unter Schertz und Lachen mit Henrietten zu, welche, da sie nach und nach wieder zu sich selbst kam, ihre natürliche Schertzhaftigkeit wieder annahm. Sie sang und sprang, und wiewohl der König gewünscht hätte, daß sie was anders gethan, so war doch das Mägdgen nicht darauf gestimmt, und dieser Monarch muste sich nach ihrem Willen richten. Sie giengen von einander, doch mit Versprechen, sich die folgende Nacht wieder zu sehen.

Es war bey nahe Tag, als der König wieder in den Pallast zurück kam. Er fand die Frau von Cosel bey dem Camin, und weil sein Geist noch gantz erfüllt war, mit den Vorstellungen von Henrietten, so fragte er mit ziemlicher Kaltsinnigkeit, warum sie sich noch nicht niedergelegt hätte? „Ich wartete auf sie, (gab sie zur Antwort,) und war ihrenthalben besorgt. „ „ Sie müssen sich aber gleichwohl daran gewöhnen, daß sie mich nicht immer bey sich haben, (versetzte der König,) denn wenn ich mich vor meine Armee stellen werde, so hat es ein schlechtes Ansehen, daß sie mir folgen können. „ „ Warum das nicht? (antwortete sie,) ich will ihnen überall nachfolgen, bey ihnen fürchte ich mich für nichts. Allein, was ist ihnen itzo begegnet, sie scheinen mir gantz verdrüßlich zu seyn. „ „ Nichts, (antwortete der König,) allein es ist mir leid, daß ich sie noch wachend antreffe. „ Die Kaltsinnigkeit, mit der er sprach, machte der Frau von Cosel Verdacht, aber sie hielt vor rathsam, denselben so lange zu verbergen, bis sie näheres Licht bekäme. Sie legte sich nieder, und der König, dem es leid war, daß er ihre Unruhe verursachet, wolte nicht von ihr gehen. Sie gaben sich einander beyderseits alle Merckmahle der lebendigsten Zärtlichkeit, welche aber gleichwohl den Verdacht der Frau von Cosel nicht unterdrücken konten.

So

So bald der König aufgestanden war, um in den Geheimen Rath zu gehen, so machte sie sich seine Abwesenheit zu nutze, um während derselben den Herrn von Ranzau zu sprechen. Sie fragte ihn, wo der König gewesen sey. Dieser Vertrauter sagte ihr ohne alle Bewegung, er habe eine Conferentz gehalten mit dem Grafen Tobiansky. „ Ich glaube euch, (sagte sie zu ihm,) aber seht euch vor, daß ihr mich nicht hintergehet, dann wahrhaftig, es solte euch reuen. „

Der Herr von Ranzau gab dem König von der Unterredung Nachricht, die er mit der Frau von Cosel gehabt habe. „ Ich gestehe euch, (sagte dieser Printz,) daß eure Base mir viel Sorge macht. Ich liebe sie, aber es ist eine verzweiffelte Person, die im Stande ist, alles zu unternehmen. Indessen kan ich Henrietten auch nicht gleichgültig ansehen. Was soll ich thun? „ „ Gnädigster König, (antwortete der Herr von Ranzau,) derjenigen anhangen, die ihnen am besten gefällt, und gar nicht mehr an die andere gedencken. „ Der König schwieg hierauf stille, und verfügte sich zu seiner Maitresse. Er traff sie weinend an. „ Was fehlt ihnen, Madame, (redete er sie an,) und was hat diese Kümmerniß zu bedeuten, in der ich sie vor mir sehe? Ach! mein König, (antwortete sie,) ich weiß es nicht, aber mein Hertz sagt mirs, daß sie mir untreu sind. „ Der König brachte hierauf tausenderley Dinge vor, um sie wieder zu beruhigen, und bat sie inständigst, keinen Argwohn auf ihn zu werffen, den er nicht verdiene, und damit er sie wieder von diesen Gedancken bringe, so sprach er von dem Zustand seiner Angelegenheiten, und sagte zu ihr, er müsse nochmals den Grafen Tobiansky ins geheim sprechen. „ Mein König, (antwortete sie,) ich widersetze mich nicht; aber ich befürchte, sie suchen nichts weniger, als den Grafen Tobiansky „ Der König, den dieser neue Vorwurff ärgerte, sagte darauf,

er

er sey ein Liebhaber von solchem Argwohn und noch weniger von solchen Vorwürfen.

So bald es indessen Nacht ward, so kehrete er wieder zurück, Henrietten zu besuchen. Er fand, daß sie nicht mehr so sehr an sich hielt, dann sie hatte ihrer Mutter im Vertrauen entdeckt, was zwischen dem Könige und ihr vorgefallen, und sie hatte sie dermassen unterrichtet, daß alle Zweiffel, die ihr noch übrig geblieben, gehoben waren. Der König siegete also über ihre Keuschheit, wiewol unter vielen Thränen von seiten Henriettens, denn nimahls hat wol eine Jungfrau der Ehrbarkeit wehmüthiger den Abschied gegeben. Diese beeden Verliebten sagten einander hundermal und in hundertfachen Ausdrücken, sie hätten einander lieb.

Es war schon tief in die Nacht, als der König weggieng: Ehe er noch von der schönen Henriette schied, so bat er sie, zu erlauben, daß ihre Liebe verborgen bliebe. Er versprach ihr sie oft zu besuchen, und sie redeten mit einander ab, daß sie auch zum König, in Manns-Kleidern angezogen kommen solle,, und der Herr von Ranzau solle sie einführen.

Als der König nebst seinem Vertrauten von dannen gieng, so begegnete ihnen ein Zufall, der beynahe ihre gantze Verwirrung aufgelöset hätte. Einer von der Chevarier-Guarde hatte sich unsterblich in Henrietten verliebt, und gieng mit den Gedancken um, sie zu heyrathen. Zween Tage hatte er zugebracht, ohn sie zu sprechen, als ihm eine Magd Nachricht gab, daß Henriette zwo Nächte nach einander mit dem Herrn von Ranzau, und einem andern Officier zugebracht habe. Der Chevalier-Guarde ward

ward aus Eyfersucht rasend, er setzte sich vor, demjenigen das Leben zu rauben, der ihm seine Liebste entwenden wolle; um dieses desto sicherer auszuführen, so nahm er seinen Bruder mit sich, der eben auch unter der Chevalier-Guarde war, und beyde laureten in einer gewissen Weite von dem Hause des Duval auf dem Herrn von Ranzau. So bald sie ihn von weiten sahen, riefen sie ihm zu, von Leder zu ziehen. Allein der Herr von Ranzau besorgete, der König möchte verrathen werden, und weil er glaubte, die ihn angriffen, könten sich wohl auch versehen haben, weil ihm nicht bewust war, daß er mit jemand in Streitigkeit stehe, entschloß er sich, seinen Nahmen von sich zu geben, und ihnen zu sagen, daß wann sie gleichwol etwas an ihn suchten, so sey er bereit ihnen zu stehen, allein er bäte sie, ihm eine halbe Stunde Zeit zu lassen, um den König über eine ihm aufgetragene Sache Bericht abzustatten. „Nein, (rieff ihm der Chevalier-Guarde entgegen,) nein, ihr solt mir nicht entlauffen, stellt euch zur Wehr. Ihr habt mir meine Liebste geraubet, davor will ich entweder euch das Leben nehmen, oder ihr möget mir das Meinige darzu rauben.„ Da nun der Herr von Ranzau sahe, daß man so heftig auf ihn einstürmte, so ergriff er den Degen. So lange der andere zusahe, so ließ ihn der König auch allein gewehren, als er aber den andern sich aufmachen sahe, nebst seinem Cameraden den Herrn von Ranzau über den Haufen zu werfen, so eilete er ihm mit dem Degen in der Faust zu Hülfe, und indem er auf den zweyten ausstieß, so brachte er ihm einen so starcken Stoß auf den Arm an, daß er den Degen fallen ließ. Eben als er ihn wieder aufhub, fuhr eine Gutsche vorbey, auf

auf der die Laqveyen Fackeln hatten. Der entwaffnete erkannte den König, rieff seinem Bruder, einzuhalten, und fiel dem König zu Fusse; „Gnädigster König, (sprach er,) ich bin des Todes schuldig, und ich würde mehr als glücklich seyn, wann ich von den Händen Ew. Majestät sterben solte. Ich begehre keine Gnade, weil mein Verbrechen nicht zu verzeihen ist. - - Du betrügst dich, (antwortete der König,) bey mir können alle Fehler Vergebung erlangen, wenn ich sehe, daß sie aus keinem bösen Grunde gefolget. Ich entschuldige deinen itzigen, weil ich glaube, daß ihr keine Absicht auf meine Person gehabt. Allein, ich befehle euch allen beyden, Ranzauen um Verzeihung zu bitten, daß ihr ihn freventlich angegriffen, und ihn künftig alle Ehrerbietung zu erweisen, die ihr ihm schuldig seyd.„ Er schalt noch darauf ihre Art, wie sie verfahren, er legte ihnen auf, ins künftige vorsichtiger zu seyn, und verbot ihnen bey Straffe seiner Ungnade, von dieser Begebenheit das geringste zu erwehnen. Er gieng hierauf fort, und ließ die beyden Guarden in so grossem Schrecken und so grosser Bewunderung seiner Gnade zurück, daß sie ihm nicht einmal Danck sagen konten.

Des andern Tages begaben sich die beyden Guarden, in der Meynung, es würde um sie gethan seyn, zum Herrn von Ranzau, und nachdem sie ihn wegen des vorgefallenen um Verzeihung gebeten, ersuchten sie ihn, er möchte ihnen ihren Abschied auswürcken, indem sie sich nicht einbilden könten, daß sie, nach diesem Fehler, fernerhin Beförderung zu hoffen hätten. Der Herr von Ranzau sprach deshalb mit dem Könige, derselbe ließ sie vor sich kommen: „Ich habe euch gesagt, (sprach er zu ihnen,) ich wolle euch verzeihen, und daß ich euch heute vor mich kommen lasse, geschiehet bloß deßwegen, damit ich euch euer schlechtes Vertrauen auf mein gegebenes Wort verweise. Ihr solt meine Dienste nicht verlassen, führt euch als brave Leute auf, und glaubt sicherlich, ich will euer Glück zu befördern nicht vergessen.„ Er ließ sie hierauf zum Hand-Kuß, und schickte sie wieder fort, als sie aber fort waren, so sandte er noch jedem 100. Ducaten zum Geschencke nach.

Die Frau von Cosel ward indessen wohl gewahr, daß der König nicht mehr den vorigen Eyfer nach ihr bezeugte. Sie zweiffelte auch gar nicht, es müsse eine neue Maitresse schuld an dieser Veränderung seyn, allein sie mochte sich bemühen, wie sie wolte, so konte sie dieselbe nicht entdecken. Nach langem Nachforschen erfuhr sie von einem Königlichen Cammer-Diener, der König bringe oft gantze Stunden mit einem jungen Manns-Menschen zu, allein die Geheimnißvolle Art, womit man ihn in des Königs Zimmer führe, mache ihm die Gedancken, es könne wohl derselbe eine junge verkleidete Weibs-Person seyn. Diese Nachricht gab ihr auf einmal Licht in der Sache, über die sie sich quälte. Indem sie nun von Natur ungestüm war, so hatte sie Mühe genug, die Sanftmuth in ihren Entschliessungen beyzubehalten; weil sie aber noch kein Gezäncke mit dem König gehabt, so urtheilete sie als eine kluge Person, sie müsse nicht gegen ihn losbrechen, wann sie ihn nicht überführen könne. Sie stand noch in Gedancken, was sie anfangen solle, als der König in das Zimmer trat, weil er sie nun traurig fand, so sagte er zu ihr, es schiene ihm, als wenn sie betrübt wäre, und seit einiger Zeit sehe er sie beständig weinen. Sie antwortete mit einer Stelle aus einer gewissen Tragödie:

Ich weine wohl mit Recht; fließt Zeugen meiner Pein!
Mein harter Lieber will, ich soll des Todes seyn.

Der König erröthete bey diesen Worten, und indem er sie mit zärtlichen Blicken ansahe, sagt er zu ihr, „was wollen sie mir denn mit so unverdienten Verweisen andeuten?„ Sie ließ sich alsobald mit vieler Lebhafftigkeit und vielen Thränen heraus. Der König, der über die umständliche Nachricht, die sie hatte, erstaunte, suchte sich hinter den Versicherungen zu verstecken, daß in der Welt nichts unwahrhafter sey. Er sagte ihr, das eingebildete Mägdgen, davon man ihr gesagt habe, sey ein Vetter des Brebendowsky, Castellans von Culm, den derselbe zu ihm schicke, um ihn von den Anschlägen der Pohlnischen Rebellen Nachricht zu geben. Es sey wahr, er habe ihn in seinem Zimmer behalten, aber nur so lange, bis er den Castellan antworten können. Nachgehends habe er nichts mehr von dem jungen Menschen gehöret, und wann es ein verkleidetes Mägdgen gewesen, das er geliebet habe, so würde es ihr nicht unmöglich gewesen seyn, sie wieder anzutreffen. Allem Ansehen nach wolle man ihr die Waffen in die Hände geben, mit denen sie sich verderben solle, weil ihm nichts verhaßter sey, als solche Erläuterungen und solche Umschweiffe. Die Gräfin erzürnete sich heimlich, daß er mit dem Bekänntniß seiner Untreu so lange zurück hielte, und daher fuhr sie mit grosser Hefftigkeit auf „wohlan (sagte sie) ich will ihnen glauben, aber mein König, ich versichere sie, daß ich nicht das Schicksal ihrer vorigen Maitressen begehre. Ich habe ihrentwegen meinen Gemahl verstossen, ich habe mich um meine Ehre gebracht, und das alles, weil sie mir eine ewige Treue geschworen. Sie sollen mich nicht ohne Lebens-Gefahr hintergehen. Ich schiesse ihnen eine Pistol-Kugel durch den Kopff, und hernach will ich mir auch eine durchs Hertz jagen, und die Thorheit selbst bestraffen, daß ich sie geliebt habe.„

So

So ausschweiffend auch die Hitze der Gräfin gewesen; so hatte doch der König Mitleiden mit ihr, er stillete sie in etwas, und gieng erstlich gantz späte von ihr. Er sanne würcklich auf Mittel, die Eifersucht seiner Maitresse zu besänftigen, als man einen Courier anmeldete, der die Nachricht brachte, daß die Schweden in starcken Tag-Reisen gegen Warschau anrückten, und da hatte er andere Dinge zu bedencken. Er muste weichen, dann die Pohlen waren so tumm und niederträchtig, daß sie das Joch Carls des XII. dem gelinden Regimente Friedrich Augusts vorzogen. Sie verliessen ihn Hauffen-weis, und die ihm noch getreu blieben, waren nicht im Stand, ihm auf dem Throne zu erhalten, und wolten gleichwol auch nicht ihre Einwilligung geben, daß er die Sächsische Armee ins Land berieffe. Dieser großmüthige König fand also nirgends, als bey sich selbst Rath, er wendete alles an, was die allerfeinste Staats-Klugheit ins Werck richten kan, das Glück seines Feindes zu hemmen. Er zog sich nach Cracau zurück, daselbst aber zog er einige Völcker zusammen, und ließ die Sachsen anrücken, und als er sich im Stand befand, seine Macht mit dem Heer des unversöhnlichen Carls in Vergleichung stellen zu können, so zog er ihm entgegen, in dem festen Entschluß, die Sache auf die Entscheidung einer Feld-Schlacht ankommen zu lassen. Ehe er sich aber an die Spitze seines Heeres stellete, so schickte er zuvor die Frau von Cosel nach Sachsen. Diese Trennung war verliebt, doch aber nicht abgeschmackt. Die Frau von Cosel bat den König inständig, zu erlauben, daß sie bey seiner Person bleiben möge. „Ich will Manns-Kleider anziehen, (sagte sie zu ihm,)

 und

und will an ihrer Seite fechten. Blut und Leben achte ich gering, und bin bereit, beydes vor sie hinzugeben. „ Nein, Madame, (antwortete der König,) ihr Leben ist mir viel zu kostbar, erhalten sie es. Fordern sie ja nicht von mir, daß ich dem mißlichen Ausgang einer Schlacht, alles was mir am liebsten ist, sie und meine Crone bloß geben solle. Reisen sie nach Dreßden ab, damit ich erfahre, daß sie in Sicherheit sind, ich werde alsdenn mit mehrern Muth fechten, und weil das Vergnügen sie wieder zu sehen, der erste Preiß des Sieges seyn wird, so glaube ich denselben gewiß zu erhalten.„ Die Gräfin getrauete nicht weiter darauf zu bestehen, weil sie aber den Verdacht, den sie zu Warschau gefaßt, noch nicht verlohren hatte, so machte sie sich der zärtlichen Augenblicke zu Nutze, die kurtz vor ihrer Abreise hergiengen, um von dem Könige zu erfahren, ob dann ihre Besorgnisse in der That gegründet gewesen. Der Monarch gedachte nicht mehr an Henrietten, die zu Warschau zurück geblieben war, und gestund ihr also die gantze Historie. Die Frau von Cosel schien darüber gar nicht erzürnet zu werden, allein, ihr Hertze war drum nicht weniger ergrimmt, und sie nahm sichs feste vor, an dem Herrn von Ranzau ihre Rache auszulassen.

Sie reisete endlich nach Dreßden, und man kan sagen, daß sie mehr als der Fürst von Fürstenberg, der indessen Statthalter, oder Vice-König in Sachsen gewesen, regieret hat. Der König aber gieng Carl dem XII. entgegen. Diese beyde Monarchen kamen in der Ebene bey Clissaw an einander, und thaten Wunder der Tapfferkeit, allein zuletzt behielt das Glück Carls die Oberhand, und er befochte einen vollkommenen Sieg. Friedrich August zog sich nach Cracau zurück; allein, der Sieger folgete ihm auf dem Fuß nach, er verließ also diesen Ort, und begab sich nach Lublin, woselbst er einem Reichs-Tage beywohnete, auf welchem, wie gewöhnlich, nichts beschlossen ward. Hierauf gieng er nach Sachsen, und als er zu Dreßden ankam, so fand er die Frau von Cosel in Geburts-Arbeit. Dis aber hinderte ihn nicht, sich zu ihr zu begeben. Seine Gegenwart ward ihr eine Art der Hülffe, und einige Augenblicke hernach kam sie mit einer Tochter nieder, welche man dem König entgegen trug, der sie küßte, und seine Tochter nannte. Die Frau von Cosel hatte so viel ausgestanden, und war so schwach, daß sie nicht reden konte, sie drückte ihm also die Hände, und sahe ihn mit gebrochenen Augen an. Der König gerieth darüber in solche Bewegung, daß er sich kaum der Thränen erwehren konte. Als aber ihre Schmertzen sich in etwas gelegt hatten, so brachte sie alles vor, was die Einbildung von verliebten Gedancken zeugen kan. Der König fragte sie denn, ob sie ihn noch lieben könne, da er nunmehr überwunden worden. „ Ich würde sie lieben, (schrye sie mit grösserer Macht, als sie vermöge ihres Zustandes thun sollen,) und wenn sie in Fesseln geschlagen wären.„

Die sechs Wochen über, da sie das Bett hütete, brachte der König die meiste Tage auf demselbigen zu, und da war kein Zeichen der Hochachtung, das er ihr nicht gab. Als sie einsmals mit einander redeten, kam der Staats-Secretair und Minister Herr von Bose, um dem König von gewissen eben itzo eingelauffenen Nachrichten Bericht abzustatten, und überreichte ihm einen Brief, der von Warschau gekommen war. Da ihn der König aufgemacht, lächelte er und ward roth. Die Frau von Cosel fragte ihn, was derselbe brächte, und wünschte den Brief zu sehen; Er aber

aber schlug ihr ab denselbzgen aufzuweisen. Die Neugierigkeit der Frau von Cosel ward darüber nur desto grösser, und indem der König den Brief in der Hand hielt, so sprang sie aus dem Bette, und riß ihm denselben weg. Bey dieser Gelegenheit ließ sie den König und den Herrn von Bose dasjenige sehen, was eine ehrbare Frau nicht leicht ihrem Ehmann zeiget. Sie fand, daß der Brief von Henrietten war, als welche dem Könige Nachricht gab, daß sie mit einer Tochter niedergekommen, und zugleich fragte, was er befehle, was sie mit dem Kinde anfangen solte. Sie solls ins Wasser schmeissen, (schrie die Frau von Cosel,) und ich wolte, ich könte die Mutter darzu werffen. Der König lachte über diese unflätige Ausschmeissung von Hertzen, allein die Frau von Cosel machte Ernst aus der Sache, und sagte, wofern er dieser Creatur antworten, und das Kind, womit sie niedergekommen zu seyn vorgebe, annehmen würde, so wolle sie sich auf die Post setzen, nach Warschau gehen, und Mutter und Kind zugleich erwürgen. Wolte der König Ruhe haben, so versprach er ihr, weder an Henrietten noch an das Mägdgen zu gedencken. Das damals so verschmähete Kind ist indessen gleichwol nachher von dem König erkannt worden, es ist ihm das Liebste seiner Kinder gewesen, er hat ihr den Titul einer Gräfin von Orzelska gegeben, und hat sie an einen jungen Printzen vom Hause Hollstein-Beck vermählet.

Diese so eyfersichtige Maitresse hatte indes gleichwol ihre Verehrer, derer Weyrauch ihr eben nicht vollkommen mißfiel. Das ist zwar wahr, daß sie dieselbe nur als Schlacht-Opfer für dem König, und ihr

ihr eigen Interesse annahm. Ein solcher Buhler war der Graf von Lecherenne, ein Savoyischer Edelmann, welcher die Noth sein Glück zu suchen, mit einem der Seinigen, welcher ein Maltesischer Ordens-Ritter war, nach Dreßden gebracht. Die beyden Brüder hatten sich gleich anfangs an die Frau von Cosel gewandt, das war auch das eintzige Mittel zum Zweck zu gelangen, dann sie vergab nach eigenem Willkühr alle Ehren-Stellen und Gnaden-Bezeugungen. Sie gab denn Gelegenheit, daß sie als Edelleute von der Cammer des Königs aufgenommen wurden. So lange sie nun in Dreßden allein war, hatten sich diese beyde Herren sehr in ihre Gunst befestiget, doch aber stach der Graf den Ritter noch aus. Er hatte eine erhabene und wohlgebildete Leibes-Stellung, und einen angenehmen, demüthigen, gefälligen, scharfsinnigen, aber durch kein Gewissen eingeschrenckten Geist. Die Ehre, die ihm die Frau von Cosel erwieß, ward von seinen Feinden übel ausgelegt. Weil sie ihm aber nicht schaden konten, als wenn sie die Gräfin bey dem König in Ungnade brächten, so thaten sie alles mögliche, ihn zu überreden, es sey ein grosser Unterscheid zwischen der Liebe, die er vor sie hege, und der geringen Erwiederung, die sie bey jeder Gelegenheit zeige. Diese Sayte zu berühren war eine kützliche Sache, über diß aber, daß die Personen, die es im Schilde führeten, freyen Zutritt zum Könige hatten, so griffen sie ihren Anschlag so geschickt an, daß ihr Vorhaben nicht entdeckt, noch ihre List verdächtig werden konte. Um alles desto glücklicher hinauszuführen, so stelleten sie dem Könige vor, wie wenig Achtsamkeit die Frau von Cosel bey dieser und jener Gele-

Gelegenheit bezeugt habe, und sie wusten ihr Erzehlung so aufrichtig vorzubringen, daß der so witzige König Mühe gnug hatte, sich durch solchen Schein der Redlichkeit nicht blenden zu lassen.

Weil nun diese Worte nur einen geringen Eindruck im Gemüthe gehabt, so nenneten die Feinde der Frau von Cosel, deren vornehmsten der Fürst von Fürstenberg war, den Grafen von Lecherenne, als den gefährlichsten Neben-Buhler. Der König verfügte sich mit dem Vorhaben zu seiner Maitresse, einiges Licht zu bekommen. Sie befand sich bey seiner Ankunft mit den Betrachtungen über eine Schilderey seiner Crönung beschäftiget. „Ey, wie so? Madame, (sagte er mit einer etwas verächtlichen Mine zu ihr,) haben sie noch die Gnade, ihre Augen auf mein Bildniß zu richten, oder ist es ein andrer Gegenstand, darauf ihre Augen in dieser Schilderey gehefftet sind? Ich halte davor, mein König, (antwortete sie,) daß eine Person, die, wie sie gestaltet ist, nicht zu befürchten habe, daß man seine Augen auf jemand anders als sie selbst richten könne. Und wenn sie auch mit der flatterhaftesten Weibes-Person zu thun hätten, so solten sie doch Dero Vorzüge für allem Verdacht in Sicherheit setzen. „ „ Bis hieher, (antwortete der König,) habe ich mirs eingebildet, allein, man betrüget sich oft, und diejenigen, die nur aus dem Ansehen urtheilen, sind grosser Gefahr unterworffen, hintergangen zu werden.„ Diese Worte gaben der Frau von Cosel zu verstehen, daß der König eyfersichtig sey, sie empfand darüber ein heimliches Vergnügen, denn das war ein Beweiß, daß er sie liebe. Indeß aber stellte sie sich doch, als fände sie sich beleidiget. „Ich weiß nicht, (sagte sie,) was sie, mein König, mit diesen verdunckelten Worten haben wollen, und so lange sie nicht offenhertzig mit mir reden, so erwarten sie auch nicht, daß ich mich vertheidige. „ „ Es solte vielleicht schwerer fallen, als sie gedencken, (versetzte der König mit einer ernsthaften Mine, welche die Frau

Frau von Cosel zu beunruhigen anfieng,) und ich bin vielleicht im Stande, sie von Sachen zu überweisen, die sie gewiß nicht zu dem Ende gethan haben, daß ich sie erfahren soll.„ Auf diese Worte antwortete sie einzig und allein mit ausserordentlicher Zärtlichkeit, und erzeigte ihm alles, was die lebendigste Liebe an die Hand geben kan, die Thränen, die sie zu diesen Bewegungen hinzufügte, bewegten das Hertz dieses erzürnten Liebsten vollkommen. Da sie sahe, daß er wieder besänftigt war, so bat sie ihn, ihr zu eröffnen, was seine itzige Reden veranlasset, und schwur ihm die Wahrheit zu sagen, und setzte hinzu, daß wenn sie auch sehen würde, daß sie ein Laster gegen ihn begangen, so habe sie doch so viel Vertrauen zu ihm, und stehe in den Gedancken, daß er sie so sehr liebe, daß er ihr verzeihen werde, wenn sie sich von einer Thorheit übereilen lassen. Da gestund ihr nun der König alles, was man ihm zu ihrem Nachtheil vorgebracht. Sie machte auch kein Geheimniß draus, daß ihr der Graf von Lecherenne von Liebe geredet habe, das aber leugnete sie schlechterdings, daß sie ihn solte angehöret haben. Sie sagte, sie würde ihm den Zutritt zu ihr verboten haben, weil sie aber viel Verstand an ihm gefunden, und ihr die Zeit in seiner Abwesenheit unendlich lang geschienen, so habe sie kein Laster zu begehen geglaubt, wenn sie ihn vor sich liesse, welches sie aber doch nicht eher gethan habe, bis sie ihm untersagt, das mindeste von Liebe mit ihr zu reden. Der König tröstete sie wieder, und versprach ihr, inskünftige nicht die geringste Aufmercksamkeit mehr auf die Berichte, die man ihm bringen würde, zu schlagen. Nimmermehr solle man vermögend seyn, durch lächerliche und

und ungegründete Besorgnisse die Gewogenheit aus seiner Seele zu verdringen, die er ihr geschworen habe, und sie könne sich hierinn vollkömmlich auf sein Wort verlassen. „Allein (sagte sie hierauf mit vielen Thränen,) wenn Ew. Majestät zugeben, daß die Lästerung so nahe an Dero Thron dringen darff, so ist künftig zu befürchten, daß Dero geheiligte Person nicht einmal verschonet bleibe, und sie alles angreiffe, was man am heiligsten verehret. : : Stellen sie sich deßfalls zufrieden, (versetzte der König,) ich will dem Dinge schon vorkommen.„ Sie ersuchte ihn nochmahls instandigst, ihr diejenigen zu nennen, die ihm diese Nachricht gegeben, allein der König wolte sich zu nichts verstehen. Es sey ihnen gnug, (sagte er zu ihr,) daß ich sie als böse Mäuler betrachte, deren ich nimmermehr Glauben zustellen werde.„ Er gieng hiermit von ihr, und war sehr überzeugt, daß sie unschuldig sey, wie auch sehr eingenommen wieder diejenigen, die ihm die Nachricht gegeben, und wieder Lecherennen, dem er befehlen ließ, seine Dienste niederzulegen, und aus Dreßden zu gehen.

Dieser aus der Gnade des Königs gefallene Edelmann wolte doch, ehe er abreisete, die Frau von Cosel nochmahls besuchen, er stellte sich für ihrer Thüre ein. Sie aber ließ ihm sagen, sie könne diejenigen nicht vor sich lassen, welchen der König sein Angesicht verbiete. Damit er aber gleichwohl schliessen möchte, daß sie ihn ungern abziehen sehe; so schickte sie ihm einen Ring, den ihr der König erst kürtzlich verehret hatte; womit also der Graf fortreisete.

Einige Tage hernach bemerckte der König, daß sie den Ring nicht habe, und fragte sie um die Ursach, davon sie schiene erschrocken zu seyn, da sie ihn vermisset, und fragte unter ihrem Frauenzimmer nach, wo er hingekommen, welche entweder zum Unglück, oder aus Mangel nöthigen Unterrichts antworteten, sie hätten ihn schon vier bis fünff Tage nicht gesehen, Weil nun dieses eben die Zeit war, da der Graf von Lecherenne abgereiset, so zweifelte der König gar nicht mehr, sie müsse ihm denselben bey dem Abschiede geschencket haben. Diese Gedancken erweckten seine Eifersucht so lebhaft daß er wieder seine Gewohnheit hefftig heraus fuhr, und ihr allerhand Verweise gab, welche auch die Gräfin gelassener angenommen, als ihr immermehr möglich gewesen, wenn sie sich nicht schuldig befunden.

Währender Zeit, als diese kleine Händel zwischen dem König und seiner Maitresse obwalteten, rückte Carl der XII. der Stanislaum Leszinsky, Palatinaten von Posen, zu Warschau crönen lassen, mit diesem neuen Könige, dem ausserordentlichen Zeichen seiner Siege, nach Sachsen zu.

Der König hatte keine Armee, die er ihnen entgegen stellen konte, und war also gezwungen, einen Frieden einzugehen, wie ihm sein unversöhnlicher Feind einen vorzuschreiben beliebte. Gleichwohl hinderte diß nicht, daß der König in Schweden nicht in Sachsen eingerückt wäre, woselbst er entsetzliche Geldsteuren eingetrieben. Daß dieser Herr zu keinem andern Ende aus Sachsen heraus gangen, als in dem Vorsatz, den Czaar abzusetzen, wie unglücklich ihm dieser Schlag gelungen, und wie er selbst das denckwürdigste

Beyspiel von der Unbeständigkeit des Glücks und der Nichtigkeit der menschlichen Hoheit abgegeben, ist jedem bekannt.

Friedrich August blieb in seinem Unglück allzeit groß. Niemals hat man ihn sich über sein Schicksal oder die Pohlnische Untreue beschweren gehört. Weil aber die Frau von Cosel gleichwohl befürchtete, er möchte sich heimlich betrügen, so stellte sie alles ins Werck, was sie für zuträglich hielt, seinen Kummer zu zerstreuen, und alle Tage ward ein neues Festin angeordnet. Der König war ein Liebhaber von Lustbarkeiten, allein er ergab sich denselben nicht gantz und gar; Der Krieg war seine angenehmste Beschäfftigung, und da der Zustand seiner Sachen nicht erlaubte, denselben in Pohlen wider den Räuber seiner Crone zu führen, so gieng er demselben zur Alliirten Armee in Flandern nach. Er hielt sich daselbst incognito auf, und bediente sich der Equipage des Printzen Eugenii von Savoyen. Alle Völcker, aus denen die damalige Armee bestund, bewunderten seine grosse Kriegs-Erfahrenheit und seine Tapfferkeit. Er wagte sich verschiedene mal mit so weniger Vorsichtigkeit, daß der Printz Eugen und Mylord der Hertzog von Marlborough die Freyheit nahmen, ihm Vorstellungen zu thun. Er aber antwortete mit Lächlen, im Kriege müsse man Calvinisch seyn, und eine Prætestination glauben.

Da nun dieser Monarch eine völlige Känntniß von der Anlegung der Attaquen eingezogen und voraus gesehen, daß die Belagerung Rüssel sich noch in die Länge ziehen würde, wann auch gleich die Frantzosen keinen neuen Versuch thäten, dieselbe zu vereitlen,

len, so entschloß er sich, nach Sachsen zurück zu kehren. Er reisete durch Brüssel, und daß er des Ceremoniels überhoben seyn möchte, so begab er sich unter den Nahmen eines Grafen von Torgau bey dem Thor-Schluß in die Stadt. Noch selbigen Abend erhub er sich in die Opera. In derselben war eine Täntzerin, mit Nahmen Duparc, welche schön, lieblich und ohn Streit damals die beste Täntzerin ausserhalb Franckreich war. Sie gefiel dem Könige, er bot ihr das Abend-Essen bey einem berühmten Gasthalter Vernus, in dem Gast-Hofe zum Uberfluß genannt, an. Sie schlug es nicht aus. Die Duparc und drey Opera-Jungfern kamen zum Feste. Der König, der sich Graf von Torgau nennte, hatte die Herren von Vitzthum und von Bauditz und den Grafen von W - - - der die Gelegenheit ausgemacht, bey sich. Als sie zu Tische sassen, nahm die Duparc, welche zwar ohndem ungemein angenehm, am allermeisten aber bey vollen Gläsern war, den König noch vollkommen ein. Er gab ihr tausend schöne Worte, und gefiel der schönen, welche auch Verstand hatte, nicht uneben. Weil sie aber eine Frantzösische Einbildung hegete, daß sie meynte, es könne niemand Witz besitzen, als ein Frantzose, so konte sie sich gar nicht vorstellen, daß der Graf von Torgau ein Teutscher seyn solte. „Sie sind ein Frantzoß, (sagte sie zu ihm,) sie haben ihren Verstand, ihre Lebens-Art und Höflichkeit. Nein, wahrhaftig nicht, (antwortete der König) ich bin ein redlicher Sachse, der so spricht, wie er gedenckt, und jedes Ding bey seinem Nahmen nennet. - - - Ha, (versetzte Duparc,) sie sind ein Sachse, ey thun sie mir doch den Gefallen, und beschreiben mir ihren König in etwas, ich habe mir sagen lassen, es soll ein unvergleichlicher Herr seyn.„ Sie fügte hinzu, daß sie

eine

eine gewisse Tante schon über zwey Jahre geplagt habe, welche sich in der Frantzösischen Commödianten-Bande zu Dreßden befinde, sie solle sich doch bemühen, daß sie in Königliche Dienste käme; allein dieselbe antwortete ihr immer, es sey keine Stelle ledig. Der König gab zur Antwort: Ihre Tante müsse die Sache gewiß nicht recht angreiffen; oder aber kein Verlangen tragen sie zu sehen, sonst hätte es ihr leicht fallen können, ihr die Stelle der ersten Täntzerin zu verschaffen; wenn sie noch Willens sey, nach Dreßden zu gehen, so nehme er es auf sich, ihr Dienste und ein ansehnliches Gehalt zuwegen zu bringen. Die Duparc nahm das Erbieten an. Der König sagte ihr, sie solle nur gleich den andern Tag abreisen, und bot ihr einen Platz in seiner Gutsche an, allein sie danckte ihm unter dem Vorwand, sie müsse sich Geschäfften halber noch etwas zu Brüssel auf halten. Sie versprach, innerhalb vier Wochen nachzukommen. Der König gab ihr, um sie desto mehr anzutreiben, ihr Versprechen zu erfüllen, einen Beutel mit tausend Ducaten vor ihre Reise-Kosten. Er hätte nachgehends gerne eine Erkänntlichkeit eingezogen, aber Duparc sagte ihm wieder die Gewohnheit ihres gleichen von Leuten auf eine sinnreiche lustige Art: Sie sehe, daß da er den Verstand besitze wie ein Frantzoß, so habe er auch seine feurige und hitzige Gemüths-Beschaffenheit, allein es diene ihm zur Nachricht, daß ob sie zwar keine Vestalische Jungfrau sey, so sey sie doch nicht Willens sich Preiß zu geben. Man müste erst ihr Hertz gewinnen, und alsdenn liebe sie aufrichtig, allein ehe sie eine Verbindigkeit eingehe, so sey ihr nichts liebers, als die Gemüths-Art derjenigen zu erforschen, denen sie ihr Hertz überliefern solle. Der König bestritte diese Gedancken, allein vergebens. Seine Neigung zu diesem Mägdgen ward darüber nur desto stärcker. Er bat sie inständigst ohne Verschub nach Dreßden zu kommen, sie versprachs, und steckte ihr, da er von ihr gieng, einen köstlichen Ring an den Finger.

Den andern Tag reisete der König ab, und wenige Tage darauf war er zu Dreßden. Er fand die Frau von Cosel zum andernmahl daselbst im Kind-Bette, mit einer zweyten Tochter. Diese seine Geliebte erhub grosse Klagen wider den Stadthalter den Fürsten von Fürstenberg, und den General-Feld-Marschall Grafen von Flemming, welche beyde ihr die schuldige Ehrerbietung nicht erwiesen hatten. Es war wahr, daß diese beyde Herren, weil sie Königliche Befehle hatten, den Befehlen nicht gehorchen wolten, welche ihnen zu geben, sich die Frau von Cosel berechtiget zu seyn glaubte. Der König, welcher die verwirrte Streitigkeiten gar nicht leiden konte, und welcher gewünschet, daß die Einigkeit zwischen seiner Maitresse und seinen Ministern geblühet hätte, verglich sie wieder; allein weder die Frau von Cosel, noch die beyden Ministres, legten die Begierde sich zu schaden ab, und thaten es auch würcklich bey jeder Gelegenheit.

Der König lebte sehr wohl mit der Frau von Cosel, und die geringste Eifersucht bewegte keines von beyden, als die Duparc mit ihrer Ankunft ihre bisherige Ruhe wegnahm. Sie langte zu Dreßden an, als sich der König zu Moritzburg aufhielte; Sie fragte bey jedermann nach dem Grafen von Torgau, allein kein

kein Mensch konte ihr von ihm Nachricht geben. Ihre Tante führete sie zu dem Herrn von Murdachs, Cämmerern und Directorn der Königlichen Lustbarkeiten. Er empfieng sie weit anders, als er ordentlich die Comödianten zu empfangen pflegte, er sagte ihr, er habe Königlichen Befehl, sie in die Zahl der Hof-Täntzerinnen aufzunehmen, ihr eine Wohnung anzuweisen, und ihr überhaupt allen Haus-Rath, den sie nöthig habe, zu schaffen; und Seine Majestät wolten gerne, daß sie das erstemal in der Printzeßin Elide, welche die Comödianten probireten, um sie bey der Wiederkunft des Königes vorzustellen, tantzen solte. Die Duparc erstaunte gantz über eine so gnädige Aufnahme, sie bezeigte ihre Erkänntlichkeit gegen den Herrn von Murdachs, und fragte ihn, durch welch ein besonders Glück sie die Gnade habe, dem König bekandt zu seyn. Er gab ihr zur Antwort, er halte davor, sie sey dem Grafen von Torgau davor verpflichtet, daß ihr der König so grosse Gnade bezeugen lasse. Mehr konte sie nicht heraus bringen. Sie begab sich wieder mit ihrer Tante zurück, und beyde stunden in ungemeiner Bewunderung über das, was sie gehöret hatten. Sie dachten hin und her, wer der Graf von Torgau seyn möge, den König aber getraue keine von beyden zu nennen, wiewohl sie muthmasseten, er müsse es seyn; die eine befürchtete, sie möchte zu viel sagen, und ihrer Base allzu viele Einbildung machen, und die andere fürchtete, sie möchte sich betrügen, und vor gar zu eitel stoltz angesehen werden. „Allein, (sagte sie zu sich selber,) wenn es der König wäre, warum solte er sich verbergen? warum solte er sich nicht zu erkennen geben? was hat er mit

mit mir viel Anstalten zu beobachten.„ In dieser Unruhe blieb sie, und sagte zu sich selber: ja, ja, es ist der König, einen Augenblick aber hernach, nein er ist es nicht; bis an den Tag, da sie den König in der Comödie sahe.

An demselbigen Tage, da sie eben aufstund, brachte man ihr eine mit Carmesin Sammet und goldenen Schnüren ausgeschlagene Küste, und sagte ihr, man bringe es in Nahmen des Grafen von Torgau. Die Uberbringer dieser Küste wolten nichts mehr sagen, und sie mochte weiter fragen, was sie wolte, so antworteten sie durch nichts als Zeichen. Als sie die Küste aufmachte, so fand sie darin zwey kostbare Kleider, eines auf den Schau-Platz, das andere darin auszugehen, mit allen Ausstaffierungen und Kleinigkeiten, die zum Ankleiden gehören, daß auch nicht das mindeste ermangelte, alles war dabey, so gar bis auf die Schuhe. Die Taschen waren voll von kostbaren Kleinodien, worunter Schreib-Täfleins waren mit Gold eingefaßt; Sie eröffnete dieselbe, und auf dem ersten Blatte fand sie die Entschuldigungen des Grafen, daß er nicht eher Mittel finden können, sie zu besuchen, er bat sie, die Kleidungen, die er ihr sende, als Vorboten des Guten anzusehen, das er ihr zu erzeigen willens sey, und schloß mit der Nachricht, daß er diesen Abend mit ihr zu speisen gedencke. Die Duparc war ausserordentlich erfreut, daß sie Hoffnung hatte, endlich ihren wahren Liebsten kennen zu lernen.

Sie kleidete sich mit aller Sorgfalt, die eine Person anzuwenden pflegt, die auf etwas grosses ausgehet, und zuletzt erschien sie auf dem Schau-Platz

mit einem so kostbahren Aufputz, daß sie mehr einer Königin als einer Täntzerin ähnlich sahe. Alle ihre Gesellschafterinnen bewunderten sie, und konten nicht begreiffen, wo sie so prächtige Zierrathen her bekommen.

Der König blieb ein wenig aus, endlich aber kam er mit der Frau von Cosel. Die Duparc, welche über die Masse begierig war, ihn zu sehen, stund in einem Schußgattern gegen über der Loge des Monarchen. Aber wie unaussprechlich war die Freude, da sie sahe, daß ihr Liebster der König selbst sey: Nimmermehr ist Psyche so froh gewesen, da sie erfahren, daß es der Liebes-GOtt gewesen, der sie von dem tödtlichen Felsen los gemacht. Diese Freude nahm sie dermassen ein, daß sie darüber in eine kleine Ohnmacht fiel. Der König sahe sie, und rieff so gleich dem Comödianten Beltour, ihr beyzuspringen, und schickte ihr ein Fläschlein mit stärckenden Wasser. Die Frau von Cosel empfand dieses Bemühen des Königes nicht wohl, und gab ihm hierüber einen Verweiß. „Mich deucht, mein König, (sagte sie mit spöttischer Mine) sie verschwenden ihre Gnade, indem sie dieselbe so sonderlich einer Creatur bezeugen, die, ausser allen Streit, ihrer Achtsamkeit nicht sonderlich werth ist. Der König, den dieses verdroß, antwortete ihr mit etwas Bitterkeit, es sey wahr, man könne ihm schon geraume Zeit eine allzugrosse Güte vorwerffen, besonders gegen Personen, die sich derselben mißbrauchten, allein er hoffe, die Duparc solle mehr an sich halten.„ Die Frau von Cosel fand sich abgeschildert, daher gerieth sie in Hitze, und sagte, er liebe nur die allerniederträchtigsten. Weil aber der König den gantzen Hof nicht zu Zeugen dieser Händel haben wolte, so stund er auf und gieng in die Loge der Königin, woselbst

selbst nebst dieser Fürstin auch der Marggraf von Brandenburg-Bareuth ihr Herr Bruder befindlich war. Weil nun die Frau von Cosel ihren Verdruß nicht bemeistern konte, so stellte sie sich, als wenn sie sich nicht wohl befinde, und gieng aus der Comödie. Der König erzeigte ihr dismal nicht die Höflichkeit ihr zu folgen, und ließ auch nicht einmal nach ihr fragen, worüber sie für Zorn bersten wolte. Als der König sich eine Zeitlang bey der Königin aufgehalten, rieff er den Herrn von Murdachs zu sich, und sagte ihm ins Ohr, er habe seinen Bedienten befohlen, die Abend-Tafel in seinem Hause zurecht zu machen, und er solle die Duparc nebst drey Spielerinnen, die er ihm nennete, darzu einladen.

Nach der Comödie verfügte er sich zum Herrn von Murdachs. Die Duparc stellte sich dabey in den Bürgerlichen Kleidern ein, die ihr der vorgegebene Graf von Torgau gesendet hatte. Der König eilete ihr entgegen, so weit er sie sahe, sie that einen Fußfall, und danckte ihm demüthigst für seine grosse Gnade. Der König hub sie wieder auf, und sagte zu ihr: Sie sey diejenige nicht, die vor seinen Füssen liegen solle, er wolle sie in solcher Stellung nicht lassen, wenn er auch gleich die verliebte Gedancken, die alle Stände gleich machen, nicht vor sie hegete. Auf diesen Eingang folgeten hundert Freuden-Bezeugungen. Die Duparc konte sich von ihrer Erstaunung nicht erhohlen. Sie meynte, es sey ein Traum, daß sie sehen solte, wie sie ein König, und zwar ein Liebens-würdiger, höflicher, großmüthiger König, der mit eben so grosser Hochachtung mit ihr gesprochen, als wenn sie eine Printzeßin gewesen, lieben solte.

Die Abend-Mahlzeit war nicht so lustig, als man vermeynet. Der König und die Duparc redeten gemach mit einander, und bey dem Nacht-Tische verfügten sie sich gar in eine Seiten-Kammer. Die drey andern Frauenzimmer waren zaghaft, und ob sie schon gewohnet waren, Königinnen und Printzeßinnen vorzustellen, so wusten sie doch nicht, wie sie sich an der Tafel eines Königes aufzuführen hätten. Sie wurden aber ungemein aufgeräumt, als Duparc wieder mit dem Könige zu ihnen kam, und ihnen sagte: Seine Majestät schenckten hiermit jeder ein Kleid; und der König fügte jeglicher noch 100. Pistolen dazu.

Von diesem Tage an ward die Duparc für die geheime Maitresse des Königs erkannt, die Frau von Cosel aber blieb beständig die regierende Maitresse, dann er konte ihre Bande nicht losreissen. Sie ward indessen wohl gewahr, daß der König die Duparc gern sehe, allein, es sey nun, daß sie dieselbige nicht als eine Neben-Buhlerin angesehen, daß sie zu fürchten habe, oder, daß sie geurtheilet, der König möchte endlich durch eine allzuheftige Eyfersucht verdrüßlich gemacht werden, so gab sie ihm nur einige leichte Verweise darüber. „Sie streiten mit ihren eigenen Schatten, (gab ihr der König zur Antwort,) dann mit einem Wort, worüber klagen sie? Spüren sie an mir weniger Bemühen um sie, weniger Freygebigkeit, weniger Offenhertzigkeit? woher mercken sie nun, daß ich die Duparc liebe? kan ich dann keine Weibs-Person ansehen, oder sprechen, ohne in sie verliebt zu seyn? Ich kan ihnen nicht verhalten, wenn ich sie nicht mehr liebte, als ich sagen kan, so müste ich sie nur um ihres Mißtrauens willen von mir entfernen. Es war der Frau von Cosel ungemein angenehm zu sehen, wie viel Mühe sich der König gab sich zu rechtfertigen, sie antwortete ihm im Schertz: Ich weiß wohl, daß ich sie recht quäle mit ihren Vorwürffen, allein, ich weiß

weiß auch, daß ich auf ihre Galanterien nicht aufmercksam gnug seyn kan, und daß sie allezeit Mittel finden können, mich und dreyßig meines gleichen zu hintergehen.„ Durch dergleichen Vorwürffe und Vertheidigungen erneuerten der König und die Frau von Cosel von Zeit zu Zeit ihre Liebe, welche sonst durch die Zeit erloschen, oder ermattet worden.

Um diese Zeit geschahe es, daß Friedrich der IV. König in Dännemarck, welcher aus Begierde, Italien nochmals zu besehen, welches er in seiner Jugend schon gesehen, und woselbst es ihm so wohl gefallen hatte, sein Königreich verlassen, von seiner Reise zurück kam. Als er nun zu seiner Residentz zurück kehrete, stattete er bey dem Könige in Pohlen, und Sr. Königlichen Hoheit, der Frau Mutter des Königes und seiner Tante einen Besuch ab. Der Dänische Monarch ward mit aller Pracht und allen Ceremonien, die bey solcher Gelegenheit möglich sind, empfangen. Der König sandte ihm die Printzen vom Geblüt, den Fürsten von Fürstenberg, den Grafen von Flemming und von Pflug, nebst vielen Cammer-Herren, Edelleuten von der Cammer und andern Hof-Bedienten entgegen. Er selbst gieng dem König in Dännemarck bis zwo Meilen entgegen, und hielt ihm einen prächtigen Einzug. Die Königin und Ihro Königliche Hoheit erwarteten ihn unten an der grossen Treppe, und nachdem sie ihn bewillkommet hatten, nahmen sie ihn in ihre Mitte. Der König in Pohlen gieng allein. Man führte ihn in das grosse Zimmer, woselbst ihm die Königin die vornehmsten Hof-Damen zeigte. Die Frau von Cosel war nicht dabey, denn der König wolte seiner Gemahlin

lin den Verdruß nicht machen, daß sie dieselbe dem König von Dännemarck zeigen sollen, und er hielt es nicht für thunlich, sie selbst dem König öffentlich vorzustellen. Nachdem sich der König von Dännemarck einige Augenblicke mit der Königin und Ihro Königl. Hoheit unterredet, so verfügte er sich mit dem Könige in das vor ihn zu recht-gemachte Zimmer, von dannen aber begaben sich beyde Könige zu der Frau von Cosel. Sie blieben daselbst bis zur Zeit der Abend-Mahlzeit, welche eine der prächtigsten war, und bey welcher alle Ceremonien beobachtet wurden, die man in solchen Fällen zu beobachten pflegt. Der König von Dännemarck saß zwischen dem König und der Königin. Als er das erstemal tranck, wurden 24. Canonen losgebrannt. Es ward ein groß Concert gehalten. Unter den Frauenzimmern, das um die Tafel her stund, machte die Frau von Cosel einen besondern Pracht mit ihren Diamanten. Der König von Dännemarck wolte nicht zugeben, daß sie stehen solte, er bat also den König, sie niedersetzen zu lassen. Man gab ihr also einen Stuhl ohne Rücken und Aerme, welches das übrige Frauenzimmer sehr erbitterte.

Die folgende Tage brachte man in lauter Lustbarkeiten zu, und die sechs Wochen, die sich der König von Dännemarck zu Dreßden aufhielt, war jeder Tag mit einem neuen Schauspiel, dessen Pracht und Seltsamkeiten jedermann in Bewunderung setzte, verherrlichet. Die Frau von Cosel war allezeit der vornehmste Gegenstand dieser Festivitäten, überall sahe man ihre Losungs-Zeichen und Devisen, ja, die beyden Könige thaten ihr die Ehre, in dem Rennen ihre Leib-Farbe zu tragen. Niemals hatte wohl eine Maitresse des Königes mehr Ehre genossen. Die

Die beyden Könige waren mit einander zu Lichtenberg, um bey Ihro Königl. Hoheit einen Besuch abzustatten. Von dar giengen sie nach Pretsch, wo sie die Königin auf das herrlichste tractirte. Von diesem Schloß reiseten sie mit einander nach Potsdam zum König in Preussen, Friederich dem I. welcher in ihrer Aufnahme den Beynahmen Magnifique, den er sich sonst erworben, nachdrücklich behauptete. Die beyden Könige erwiesen sich vollkommen galant gegen die Preußischen Hof-Damen, und ob schon der König von Dännemarck die vortheilhaffte Gestalt Friedrich Augusts nicht hatte, so liebte er doch, wie er, das schöne Geschlecht, und war selten ohne Liebste. Es war ungemein schön Frauenzimmer am Preußischen Hofe; allein, das galante Wesen der Sächsischen Damen fehlte ihnen, und sie waren gegen die beyden Könige gantz unempfindlich. Die Gräfin von Wartenberg, Gemahlin des Groß-Cämmerers und ersten Staats-Ministers des Königs in Preussen, hätte zwar gewünscht, daß sich der König in Pohlen an sie gewendet hätte, da war keine Gelegenheit, die sie nicht gab, weil sie aber, ausgenommen was die Farbe betrifft, nicht schön war, und ihr Gemüth noch etwas von der Niederträchtigkeit ihres Herkommens an sich hatte, *) so konte der König keinen Geschmack zu ihr bekommen. Es war ihm bekannt, daß Mylord Rabbi, **) Abgesandter von Engelland, in sie verliebt war, daher antwortete er auch den Grafen von Vitzthum, der ihm alles anzeigte, was die Gräfin that ihm zugefallen, „meinetwegen mag sie machen was

*(Sie war eine Schiffers Tochter von Emmerich.
** Jetzo Grraf von Stafford.

sie will, aber ich will mich ihrentwegen nicht mit den See-Mächten obwerffen." Die Gräfin wolte rasend werden, aber seine Kaltsinnigkeit, und weil sie die allereitelste und einbildigste Frau von der Welt war, so schmeichelte sie sich mit den Einbildungen, es könne ihr nicht fehlen, den König in ihre Netze zu ziehen. Sie suchte Gelegenheit mit dem Könige insgeheim zu sprechen, der König aber vermied es mit grosser Sorgfalt. Endlich aber fügte es das Glück nach dem Sinn der Gräfin. Der König von Pohlen war am Preußischen Hof gekommen, in der Absicht, Friedrich den I. dahin zu vermögen, ihm behülflich zu seyn, daß er wieder auf den Thron steigen könne. Es zeigte sich die bequemste Gelegenheit dazu. Carl der XII. war in Moscau eingedrungen, und ohne ein Wunderwerck muste er von dem Czaar geschlagen werden. Der König von Dännemarck hatte ihm versprochen, den König von Schweden anzugreiffen, und wenn sich der König in Preussen vor ihn erklärete, so könte ihm die Wiedererlangung seiner Crone nicht fehl schlagen. Er fand die Preußischen Minister nicht sonderlich geneigt, sich in seine Händel zu mischen. Es war ihm aber nicht unbekannt, daß, wann er den Grafen von Wartenberg gewinne, der seinen Herrn unumschränckt regierete, so gewinne er alles. Weil ihm nun die Schwachheit dieses Ministers gegen seine Gemahlin bekannt war, so hielt er vor nöthig, sie in seinen Vortheil zu ziehen. Deswegen muste er sie nun besuchen, und er konte sich nicht leicht, endlich aber muste er sich dazu entschliessen. Er sendete also den Herrn von Vitzthum zu der Gräfin, damit er ihr sagen möge, er wolle nach der Tafel zu ihr kommen, und weil er

er sie wegen nöthiger Angelegenheit sprechen wolle, so liesse er sie bitten, sich allein finden zu lassen. Die Gräfin nahm es treulich in acht, er traff sie auf dem Ruh-Bette liegend an, eben als wenn sie unpäßlich gewesen wäre. Es war nicht mehr Licht in der Kammer, als durch die Carmesin-rothe Vorhänge fallen konte, die vor die Fenster gezogen waren. Sie hatte ein grün taffetes Unterkleid mit Silber an, und unter dem Vorwand der damaligen Hitze hatte sie Busen und Arme aufgedeckt, welche in der That sehr schön an ihr waren. Sie entschuldigte sich gleich bey dem König, daß sie seinen Besuch liegend annehme, und sagte, daß wenn sie nicht gerne die Ehre gehabt hätte, seine Befehle zu vernehmen, so würde sie nicht aus dem Bette gekommen seyn, so sehr sey sie mit Kopff-Schmertzen geplagt. Der König sagte zu ihr, es thue ihm leid, daß sie sich seinetwegen beunruhige, er wolle sich aber der Gewogenheit nicht mißbrauchen, die sie vor ihm gehabt, und wolle er mit gantz wenigen sagen, was ihn zu ihr treibe. Er erzehlte ihr sein Vorhaben, und bat sie, ihrem Gemahl zu bewegen, daß er den König von Preussen auf seine Seite brächte. Die Gräfin versprach alles, und begleitete ihre Antwort mit so vielen Liebes-Versicherungen, daß Friedrich August, so wenig er Scrupel zu machen gewohnt war, sich darüber ärgerte. Weil ihn aber die Umstände seiner Angelegenheiten nöthigten, sie auf der Seite zu behalten, so antwortete er mit seiner gewohnlichen Höflichkeit, wiewohl er sich allezeit in acht nahm, daß ihn nichts zu einer Galanterie nöthigen konte. Die Gräfin, welche durchaus Vortheil aus dieser Unterredung ziehen wolte, fiel

fiel ihm um den Hals, und indem sie ihre Arme um ihn schlang, so zog sie ihm mit sich auf das Bette. Der König hegete nichts als Verachtungen gegen dieses Weib, und wuste also gar nicht, wie er sich aus dieser Schlinge ziehen solle; als eben zu gutem Glück für ihn der Englische Abgesandte Mylord Rabbi ihn aus allen Kummer riß. Denn obschon die Frau von Wartenberg ihren Leuten ausdrücklich verboten hatte, jemand einzulassen, so lange der König von Pohlen bey ihr seyn würde, so hielten sie doch davor, daß eine so vornehme Person, als der Gesandte sey, von diesem Verbot auszuschliessen wäre, und auf solche Weise liessen sie ihn ein, ohn ihm einmahl zu sagen, daß der König bey der Gräfin sey. Da der Gesandte den König in den Armen der Frau von Wartenberg gewahr ward, so wolte er aus Respect zurück gehen, allein der König rief ihm nach, und sagte: **kommen sie, kommen sie, Mylord, sie sind hier nicht zu viel.** Niemahls ist jemands Gegenwart dem andern ungelegener gewesen, als hier die Gegenwart des Gesandten der Gräfin war. Es war in der That lustig anzusehen, wie bestürtzt diese beyde Personen waren. Der König war so spashafft, daß er sich einige Zeit daran ergötzete, nachgehends aber ließ er sie allein, und seit der Zeit vermiede er alles Ernstes, daß er die Gräfin von Wartenberg niemahls unter vier Augen zu sprechen bekam, welche dermassen darüber erboßte, daß sie, um sich zu rächen, ihren Gemahl antrieb, den König Friedrich den I. zu bewegen, daß er nicht in das Bündniß des Königes in Pohlen treten möge.

Die Könige von Dännemarck und Pohlen waren drey

drey Wochen bald zu Potsdam, bald zu Berlin, worauf der eine nach Coppenhagen, der andere nach Dreßden zurück kehrte. Der König von Polen vernahm daselbst wenige Tage nach seiner Rückkehr die Niederlage Carls des XII. bey Pultawa, und daß er keinen Feind mehr habe, der im Stande sey, ihm die Crone streitig zu machen. Die Fürstin von Teschen, und die Frau von Brebentau leisteten ihm bey dieser Gelegenheit stattliche Dienste, indem sie eine grosse Schaar Polnischer Herren auf seine Seiten brachten. Ehe sich der König wieder nach Polen erhub, unterredete er sich erstlich zu Leipzig mit Friedrich dem ersten Könige von Preussen, und mit dem Czaar zu Marienburg. Nachdem er nun die Huldigung der Polnischen Magnaten eingenommen, so kehrete er nach Dreßden zurück, woselbst die Frau von Cosel und die Duparc zurück geblieben waren. Er fand, daß sich die Gräfin fast mit allen Ministern abgeworffen, insbesondere aber mit dem Fürsten von Fürstenberg, und dem Feld-Marschall, Graf von Flemming. Der letztere war stoltz, daß sich alles für ihm beugen sollte, und wann er nicht gleiches von der Frau von Cosel begehrt, so konte er sich auch nicht entschliessen, vor ihr die Segel zu streichen, und dieses wollte diese herrschsüchtige Favoritin gleichwohl haben. Der König wolte sie nochmahls vereinigen, er nöthigte sie, sich zu sprechen, allein seine gantze Bemühung war vergebens, die Maitresse und der Favorit geriethen auf Schelt-Worte in seiner Gegenwart, und er mochte sagen was er wolte, so giengen sie unter der Betheurung eines beständigen Hasses aus einander.

Von diesem Tage fingen sie an Rotten gegen einander zusammen zu bringen. Der Fürst von Fürstenberg vereinigte sich zu dem Verderben der Gräfin mit dem Grafen von Flemming, mit dem er doch sonst nicht gar wohl zufrieden war. Solche Gedancken hegeten sie, als der König nach Warschau reisete. Die Frau von Cosel blieb wegen ihrer damahligen Schwangerschafft in Dreßden, und der Graf von Flemming gieng mit auf die Reise. Diß war nun ein entsetzlicher Fehler, den die Frau von Cosel begieng, daß sie nicht hintertrieb, daß Flemming den König begleitete. So bald derselbe zu Warschau angelangt, beredete er sich mit seiner Verwandtin der Frau von Brebentau, über die Art und Weise, wie man dem Könige seine Maitresse aus den Gedancken brächte. Sie kamen darin überein, daß man ihm eine andere geben müsse, und nachdem sie hin und her gedacht, fiel ihre Wahl auf die Gräfin von Denhoff, eine Tochter des Groß-Marschallen Bielinsky. „ Sie ist angenehm genug, daß sie ihm gefallen kan, allein, Verstand hat sie nicht genug, daß sie sich solte einkommen lassen, zu regieren; „ Alles kam darauf an, den König verliebt, und die Dame willfährig zu machen. Die letztere Schwürigkeit schien ihnen nicht sonderlich wichtig. Die Frau von Brebentau nahm es auf sich, die Frau von Denhoff zu bewegen. „ Will sie eigensinnig seyn, (sagte sie,) so will ich sie schon durch die Groß-Marschallin, meine beste Freundin, zurecht bringen lassen, denn diese, indem sie den elenden Zustand, in den sie und ihre Familie nach dem Tode des Marschallen gerathen werden, vorher siehet, wird sehr froh seyn, daß sie diese Gelegenheit, die Angelegenheiten ihres Hauses herzustellen, finden wird. „ Den König verliebt zu machen, schien ihnen eine weit schwe-

schwerere Sache, denn ob er wohl von Natur unbeständig und verliebt war, so waren ihm doch nicht alle Weibes-Personen recht, sie musten Lebhafftigkeit und Feuer haben, wenn sie ihm gefallen sollten, und das war es eben, was der Frau von Denhoff am meisten fehlete, welche mit einer von Natur traurigen Mine, eine Jungfräuliche Ehrbarkeit anzunehmen suchte, welche Gemüths-Beschaffenheit derjenigen stracks entgegen war, die der König an seinen Maitressen suchte. Die Frau von Brebentau, und der Graf von Flemming, sahen wohl, daß sie dem Monarchen nicht anstehen würde, allein sie wusten keine Person bey Hofe, die sich besser schickte, und sie hoffeten noch den König in ihre Netze zu ziehen, wenn sie es nur dahin brächten, daß ihnen der Herr von Vitzthum, den der König während seines Reichs-Vicariats nach dem Tode des Kaysers Josephi zum Reichs-Grafen gemacht, behülfflich sey. Sie redeten mit ihm, und der Herr von Vitzthum antwortete, er wolle sich ihrem Vorhaben nicht widersetzen, aber er wolle es auch nicht befördern; sondern sich, wie jederzeit geschehen, auffühuren; das ist, dem König weder eine Maitresse geben, noch von ihm entfernen, allezeit aber diejenige verehren, der dieser Printz sein Hertze schencken werde.

Diese Abschlägige Antwort des Herrn von Vitzthum konte die Groß-Schatzmeisterin nicht verzagt machen, sie redete mit dem König, und prieß ihm die Gräfin von Denhoff, als die vollkommenste Person in Pohlen. Der König zeigte ein Verlangen, sie zu sehen. Sie befand sich mit ihrem Gemahl auf ihren Land-Güthern, man schickte ihr aber einen Courier,

rier, und wenige Tage hernach kam sie zu Warschau an. Die Groß-Marschallin, und die Frau von Brebentau sagten ihr, was sie vorhätten, und wie sie sich zu verhalten habe, und nach diesen Anstalten brachten sie dieselbe zum Vorschein, welches bey einem Abend-Essen geschah, das die Groß-Schatzmeisterin an den König gab. Die Gräfin erschien dabey in Gesellschafft ihrer Mutter der Groß-Marschallin, und der Starostin Cherinska ihrer Schwester. Nachdem sie die Frau von Brebentau zum König geführet, so bewillkommete er sie mit der Freundlichkeit, die ihm natürlich war, und alle Hertzen zu ihm zog, er sprach einige Zeit mit ihr auf eine galante Art, doch aber so, daß sein Hertz keinesweges besondere Gedancken über sie hegete. Man tantzte nach dem Abend-Essen, der König nahm die Frau von Denhoff, er fand aber, daß sie übel tantzete, und überhaupt deuchte ihn nicht, daß sie dem Bilde ähnlich sey, das die Frau von Brebentau von ihr gegeben.

Als sich der König darauf mit dem Grafen von Vitzthum allein befand, so sagte er zu ihm: „ Man will mich verliebt machen, allein, so lange man mir niemand als die Gräfin von Denhoff zeigen kan, so zweiffle ich sehr, ob ich der Frau von Cosel untreu werde. „ „ Davon ist auch die Rede nicht, (antwortete der Herr von Vitzthum mit lachen,) daß Ew. Majestät die Frau von Cosel vergessen sollen; Sie könten die Frau von Denhoff zu Warschau, und die Frau von Cosel zu Dreßden lieben, und diesen Rath wolte ich fast Ew. Majestät selbst zu geben, die Freyheit nehmen. Dann, wie dieselbe zwey Hof-Lager, eins in Sachsen, und das andere in Polen haben, so wäre wohl billig, daß alles vollständig sey, daß sie eine Maitresse in jeden ihrer Staaten hielten. Dadurch würden sie den beyden Nationen ein Genügen thun. Jetzo schmählen die Pohlen, weil Ew. Majestät eine Sächsische Maitresse haben. Wolten sie, gnädigster Herr, diese von sich stossen, und eine Pohlnische annehmen, so würden sich die Sachsen beklagen, da im Gegentheil, wenn sie ein halb Jahr eine Polnische, und ein halb Jahr eine Sächsische liebten, beyde Völcker vergnügt wären. Ihr schertzet nach Gefallen, (versetzte der König,) weil euch eure Maitresse in Ruhe läßt, wenn ihr aber, wie ich, alle Post-Tage einen Brieff erhieltet, darin man euch einer Unbeständigkeit und eines Meineydes beschuldigte, und euch hier zusetzte, euch untreu zu machen, ihr würdet Grillen genug bekommen. „ „ Nein, wahrhafftig nicht, (antwortete der Herr von Vitzthum,) ich würde meinen Trieben folgen, und die andern, die Lust zu brummen hätten, immerzu brummen lassen. „

Weil aber die Groß-Marschallin den König schlechterdings in ihre Tochter verliebt wissen wolte, bat sie ihn zur Abend-Tafel. Die Gesellschafft war nicht so groß, aber auserlesener als bey der Groß-Schatzmeisterin. Währender Tafel sang man; die Starostin Cherinska und die Gräfin von Denhoff liessen ihre Stimmen hören, und sungen Scene von Aris und Sangaris. Die Frau von Denhoff, welche die Rolle von Sangaris sang, sahe den König beständig an, und richtete gleichsam alle verliebte Ausdrückungen derselben an ihn. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst, der König ward bewegt, und fieng an, ihr hundert schöne Reden zu geben, auf welche sie bloß allein mit verliebten und traurigen Blicken antwortete. Ihre Mutter und Schwester sprachen vor sie, daß man wohl sagen kan, der König habe drey Personen zugleich verliebte Anträge gethan. Weil er nun viel Zeitvertreib in dem Hause der Groß-Marschallin fand, so gieng er öffters hinein, und auf solche Weise, da er die Frau von Den-

hoff so oft vor sich haben muste, und sie alle Gelegenheit darbot, ward er in sie verliebt.

Indem er sich nun seiner neuen Liebe überließ, war die Frau von Cosel mit einem Sohn zu Dreßden entbunden worden. Sie hatte kaum den Abfall vernommen, womit sie gedrohet wurde, als sie sich entschloß nach Warschau zu reisen, um sich das Hertz des Königes entweder mit Thränen, oder Waffen zu erhalten. Allein der Fürst von Fürstenberg, der von iherer Abreise Nachricht eingezogen, fertigte einen ausserordentlichen Boten mit dieser Nachricht an den Grafen von Flemming ab, damit er sich vorsehen möge, damit er nicht selbst in die gegrabene Grube falle. Diese Zeitung setzte die Anhänger der Frau von Denhoff in die gröste Bestürtzung. Sie versammleten sich bey der Groß-Schatzmeisterin, weil sie, indem sie beständig unpaß war, nicht aus dem Bette kam. Niemahls ist ein Reichs-Tag einmüthiger gehalten worden. Alle Glieder dieser vornehmen Versammlung kamen mit einander überein, man müsse die Frau von Cosel nicht herbey lassen, und die Frau von Denhoff solle einen Königlichen Befehl auswürcken, daß sie nach Sachsen zurück solle. Weil nun keine Zeit zu versäumen war, so that die Frau von Denhoff noch selbigen Abend einen Versuch. Um die Stunde, da der König gemeiniglich zu kommen pflegte, legte sie sich auf ein Bette, stützte den Kopff mit der einen Hand, und in der andern hielt sie ein Schnupff-Tuch, sie sahe starr vor sich hin, wie eine Person die traurige Dinge überlegt. Der König fand sie also in solchen Umständen, und fragte daher sehr begierig nach dem Ursprung ihrer Trau-

rigkeit. Die Gräfin hielt ihr Schnupff-Tuch vor die Augen, und that, als wann sie vor Thränen nicht reden könte. Der König, den ihre Zähren in volle Bewegung gesetzt hatten, drückte ihr die Hände, küßte sie, und betheurete sie, ihm den Grund derselben zu entdecken. „Ey, Gnädigster Herr, (antwortete endlich die Gräfin von Denhoff,) ich lauffe Gefahr, mein Leben zu verliehren. Das hätte aber wenig zu bedeuten, wenn ich nur glauben dürffte, daß ich in meinem Tode noch ihre Liebe behalten würde. Aber ach! man will mir nebst dem Leben noch Dero Hertze rauben. Die Frau von Cosel soll nach Warschau kommen, vielleicht ist sie schon da, da ich dieses spreche. Vielleicht hat sie schon mit ihnen geredet, und sie haben ihr schon die Versicherung meines Verderbens beschworen, und sie kommen vielleicht nur deßwegen zu mir, daß sie mir selbst ankündigen wollen, ich solle dieser glücklichen Neben-Buhlerin Platz machen. „ Madame, (erwiederte der König,) ich solte ihnen solche Dinge ankündigen! glauben sie wohl, daß ich im Stande sey, solches zu thun, und können sie sich wohl einbilden, daß man mich bewegen könne, ihnen abzusagen. Nein, Madame, ich bin von ihnen mit unauflöslichen Banden gefässelt. Ihre Annehmlichkeit, ihr allezeit gleiches Gemüthe, kurtz diese liebliche Höflichkeit, die ihnen eigen ist, und die ich nur bey ihnen antreffe, können sie hinlänglich überzeugen, daß ihnen die Coselin nimmermehr Eintrag thun kan. „ Ach mein allerliebster Printz, (schrye die Gräfin,) solte doch ihr Hertz mit diesen Worten überein stimmen, und solten sie mich doch so sehr, als ich sie, lieben können! Denn ich erkläre ihnen kurtz um, daß mir der Tod was leichters ist, aber daß ich das nicht kan, daß ich mich von so starcken Verbindungen, als ich gegen sie trage, los machen soll, und daß ich lieber das Leben, als die süssen Hoffnungen, die sie mir gemacht haben, verliehren will. Ach darum lieben sie mich! werden sie aber aufhören mich zu lieben, so sehe ich gar zu wohl, daß mir das Leben nach der Einbusse ihres Hertzens nicht mehr nützlich seyn wird. „ O meine Allerliebste, (war die Antwort des Königes,) wie niederträchtig wäre es von mir, wenn ich, da ich dieses aus dero werthesten Munde vernehme, einer an-

dern, als allein ihnen mein Leben wiedmen wolte: Ach wie viel Hoffnung stössen sie mir ein, Gnädigster Herr, (sagte sie darauf,) allein ich gestehe, daß mich nichts beruhigen kan: Meine Neben-Buhlerin kommt herbey, sie werden Sie sprechen, und werden ihr wieder die Herrschaft einräumen, die sie schon so lange Zeit über Dero Hertz behauptet hat. : : O wie sind sie so unbillig und sinnreich, sich Kümmernisse zu machen, (versetzte der König, um des Himmels willen, sagen sie mir, was ich thun soll, daß sie sich zufrieden geben. Lassen sie doch die Coselin immerhin kommen, sie wird ein Zeuge Dero Sieges und ihrer Niederlage seyn. : : Nein, nein, Gnädigster König, (gab sie zur Antwort,) die Frau von Cosel kommt, ich muß Warschau verlassen, ich fürchte ihrer Gewaltthätigkeiten allzusehr.,,

Da sie aufhörete zu reden, kam die Groß-Marschallin, welche gelauret hatte, ins Zimmer, und that, als wenn sie nicht gewust habe, daß der König bey ihrer Tochter sey. ,, Kommen sie her, Madame, (sagte ihr dieser Printz,) kommen sie her, und helffen mir Dero Tochter, gegen einige Beysorgen, die mich beleidigen, starck machen. Ey, worauf kommt es denn an, Gnädigster König! (antwortete sie,) wenn meine Tochter verdacht gehet, so können Ew. Majestät denselben nicht anders, als ein Zeichen ihrer heftigen Liebe annehmen.,, Hierauf erzehlte ihr der König, was die Gräfin befürchte. ,,Ach! Gnädigster König, (erwiederte die Groß Marschallin,) ich kan meine Tochter nicht tadeln, und Ew. Majestät solten die Gräfin von Cosel nach allen Bedrohungen, die sie sich unterstanden hat, gegen sie auszustossen, selbst scheuen. : : Wohlan, Madame! (antwortete der König,) die Frau von Denhoff und sie sollen ihren Willen haben, ich will Befehl stellen, daß die Frau von Cosel nach Dreßden zuruck gehen soll. Ach, meine Tochter, (schrye die Groß-Marschallin,) wie glücklich seyd ihr, daß euch ein so vollkommener und Liebenswerther König liebet! Allein, Gnädigster Herr! (fuhr sie fort,) weil sie doch die Gnade haben, und meine Tochter beruhigen wollen, darff ich wohl ihnen vorschlagen, daß man einen vertrauten Menschen der Frau von Cosel entgegen schicken müsse, welche nach ihrer Herrschsucht, ohne allen Zweiffel Schwürigkeit

keit machen wird, zu gehorsamen?,, Der König sagte, er gebe ihr Vollmacht zu schicken wen sie wolle. Die Groß-Marschallin danckte ihm vor seine grosse Gnade, und schlug Montargon vor, welches ein Frantzoß, und mit dem Abt Polinac nach Pohlen gekommen war. Weil er sich nun an das Bielinskysche Haus gewendet hatte, so war er in die Königliche Dienste, als Edelmann von des Königs Cammer, aufgenommen worden. Montargon ward herbey geruffen, und der König ertheilte ihm Befehl. ,, Allein, gnädigster Herr, (sagte der Edelmann,) wann die Frau von Cosel nicht gehorchen will, was soll ich anfangen?,, Der König stund einige Augenblicke in Gedancken, darauf sagte er, er gebe ihm auf diesen Fall den La Haye, Obrist-Lieutenant unter den Chevalier-Guarden zum Gehülffen, derselbe solle sechs seiner Leute zu sich nehmen, welche doch wohl im Stande seyn würden, die Frau von Cosel zurecht zu bringen. Die Groß-Marschallin und die Gräfin von Denhoff waren vor Freuden gantz ausser sich selber, und überhäufften den König mit Lob- und Dancksagungen. Der Verliebte und die Geliebte gaben einander tausend schöne Reden, und schwuren einander ewig zu lieben. Nachdem der König den Herrn de la Haye herbey kommen lassen, gab er ihm dieselbe Befehle, die der Montargon empfangen, und befahl nochmahls beyden zu eilen.

Diese beyde Gesandten eileten sich, ihre Begleiter zusammen zu bringen, und reiseten auf der Post ab, ihre Gesandschafft abzulegen. Sie traffen die Gräfin von Cosel zu Windawa, einer kleinen Pohlnischen Stadt auf den Sächsischen Grängen, an. Anfangs stellten sie sich, als wenn es von ungefehr geschehe, und be-

begehrten der Gräfin aufzuwarten. Sie ließ sie vor sich, erwieß ihnen Höflichkeiten, und behielt sie bey dem Mittags-Mahl. Als man bald abgespeiset hatte, fieng der Herr von Montargon, als das Haupt der Gesandtschaft, an, von seinen Anliegen zu reden. Anfangs sprach er von der Sache, als seinem eigenen Einfall, und als wenn er ihr einen guten Rath geben wolte. Allein die Frau von Cosel war nicht willens dergleichen anzunehmen, und gienge also sehr verächtlich mit ihm um, und drohete so gar, sie wolle ihm seine Freyheit theuer machen. Er fieng an im Nahmen des Königes zu reden, sie gab zur Antwort, sie verlange nicht zu gehorchen, der König habe sich durch die Anschläge ihrer Feinde einnehmen lassen, und in der That würde es ihm nicht mißfallen, wenn sie ihm in diesem Stücke ungehorsam wäre. Montargon, der von Natur sehr still, und dessen Lebens-Art sehr gesetzt war, sagte mit einem spöttischen Lächlein, er bäte sie gar sehr, sie solle ihm nicht nöthigen Gewalt zu brauchen. Wie, (fragte die Frau von Cosel,) solltet ihr frech genug seyn, so weit zu gehen? „Er antwortete: er habe Königlichen Befehl, sie anzuhalten, daß sie nach Dreßden zurück gehe, und demselben müsse er in Unterthänigkeit nachkommen.„ Bey diesen Worten fuhr die Frau von Cosel auf, hieß den Montargon einen jungen Notariats-Schreiber, *) und indem sie nach der Pistole griff, (dann sie reisete niemals ohne dieselbe) drohete sie, sie wolle ihm den Kopff zu Stücken schiessen. Montargon, der sie vor eine Frau hielt, die eben in seiner Person das Völcker-Recht nicht sonder-

* Er war ein Sohn eines Notarii auf dem Dorff Chaillot bey Paris.

derlich scheuen würde, führte sich ab, und ließ den la Haye, seine Herrn Collegen, mit ihr anfangen. Dieser redete im Nahmen des Königes, trug seine Sache erträglich vor, und nachdem er sich nach und nach in die Vertraulichkeit der Gräfin einschlich, als deren Unfall er bedaurete, so brachte er ihr bey, das beste Mittel, das sie bey der gegenwärtigen Beschaffenheit ihrer Sachen ergreiffen könne, sey wohl, wann sie nach Dreßden zurück gieng. Der König werde sich ehstens nach Dreßden zurück erheben, und daß es kein Ansehen habe, daß die Gräfin von Denhoff mitgehen werde, alsdenn aber werde es ihr leicht fallen, den König wieder auf ihre Seite zu bringen, und ihre Feinde zu schanden zu machen. Weil nun die Frau von Cosel nichts bessers für sich sahe, so entschloß sie sich, wieder zurück zu gehen. Montargon schickte sogleich einen Boten mit dieser wichtigen Zeitung an die Groß-Marschallin. Nachgehends gieng er nebst dem Herrn de la Haye der Frau von Cosel beständig nach, so, daß sie allezeit in das Lager kamen, das sie kaum verlassen hatte. Auf solche Weise begleiteten sie dieselbe bis auf eine Tage-Reise über Breßlau, und zuletzt kamen sie nach Warschau wieder zurück, um die Dancksagung von der neuen Liebste des Königes selbst anzunehmen.

Nun aber hatte die Gräfin von Denhoff noch eine andre Beschwerlichkeit aus dem Wege zu räumen, nehmlich ihren Eh-Gemahl, welcher, indem er ihre Aufführung erfahren hatte, ihr unaufhörlich schrieb, sie solle sich zu ihm auf seine Güther begeben. Dis aber war weder die Gräfin noch die Groß-Marschallin zu thun gemeynt, und sie liessen auch würcklich den guten

ten Grafen eine ziemliche Zeit umsonst schreiben. Als sie aber endlich seiner Verweise müde waren, so griff es die Groß-Marschallin an, ihn zurecht zu setzen. Sie begab sich zu ihm, und eröffnete ihm ohne Umschweiff die Ursachen, warum seine Gemahlin ausbleibe. „Uberlege er, mein Herr, (sagte sie zu ihm,) ob ihm das anstehe, daß seine Liebste die Maitresse des Königs sey, wo nicht, so lasse er sich von ihr scheiden. Der Nuntius Grimani* ist schon so weit mein guter Freund, daß ich dencke, er werde uns die Einwilligung des heiligen Vaters zuwegen bringen.„ Der Graf nahm sogleich den Vorschlag an, man begehrte die Ehescheidung zu Rom, und Clemens der XI. stund sie zu.

Die neue Geliebte des Königs verlohr gleich zu Anfang ihres Glücks ihren Vater. Dieser Herr, der einer der prächtigsten und liebenswürdigsten Herrn war, den die Polen gesehen, hinterließ seine Familie in ziemlichen Ruin, allein die Gräfin von Denhoff halff ihr in kurtzer Zeit wieder auf. Sie machte, daß sich die Königliche Gnaden-Bezeugungen über ihre Mutter, ihren Bruder, und ihre Schwester ergossen, da war ein beständiger goldner Regen, und das Bielinskysche Haus ward auf solche Art reicher als es jemahls gewesen. Die Frau von Denhoff ist auch vielleicht von allen Maitressen des Königes diejenige, die er am allerwenigsten geliebet, die ihn aber ohne Wiederspruch am allermeisten gekostet, und die, da er sie verlassen, auch die allerreichste gewesen. Es ist zwar wahr, daß dieses mehr von der Sorgfalt der Groß-Marschallin hergekommen; Denn diese vorsichtige Mutter wuste wohl, daß die verliebte Schwüre selten gehalten werden, daher sahe sie

* Er ist 1724. als Cardinal-Legat von Pohlen gestorben.

den künfftigen klüglich vor, sie hörte nicht auf zu fordern, und forderte so artig, daß sie nie eine abschlägliche Antwort erhielt, und auch nicht einmahl vor grob angesehen ward.

Die Trauer des Bielmskyschen Hauses war bald aufgekläret. Der Groß-Marschall war kaum zur Erden bestattet, als seine Wittwe und seine Waysen bey den Ball, Rennen und Schauspielen, die der König zum Trost seiner Maitresse angestellt, erschienen. Allein, alle diese Lustbarkeiten erschienen für Friedrich Augusten in der ersten Hitze seiner Neigungen allzuwenig, er war im Stand, zu Dreßden grössere und prächtigere zu geben, deswegen bat er die Frau von Denhoff, dahin zu kommen, und es anzusehen. Sie wiedersetzte sich zwar dieser Reise nicht, aber sie scheuete nur die Frau von Cosel. Sie eröfnete dem König ihre Furcht, und bat nochmahls, daß ihre Neben-Buhlerin angehalten würde, aus Dreßden zu weichen. Der König sandte deswegen Befehle an den Fürsten von Fürstenberg, allein die Frau von Cosel wolte nicht gehorsamen, sondern sagte, wenn Seine Majestät ein Verbrechen an ihr funden, so könnten sie Richter ihrer Sache setzen, und ihr den Proceß machen lassen; da ihr aber nichts bewust wäre, als daß sie dem Könige zu treu gewesen, so hoffe sie, er werde ihr die Gnade erweisen, und sie ruhig in ihrem Hause bleiben lassen. Der Fürst von Fürstenberg war zufrieden, daß die Frau von Cosel gedemüthiget war, und wolte sie nun in ihrem Unglück nicht weiter beleidigen, er ließ sie also, wo sie war. Der König, dem seine Maitresse anlag, sandte den Herrn von Tienen, seinen General-Adjutan-

tanten, an die Frau von Cosel, und ließ ihr sehr ernstlich anbefehlen, sich von Dreßden wegzubegeben. Die Frau von Cosel fieng an zu weinen und verzweiffelt zu thun, sie that dem Herrn von Tienen hundert bewegliche Vorstellungen, die denn auch diesem jungen Officier dermassen zu Hertzen giengen, daß er keine Gewalt gebrauchte. Zum Zeichen ihrer Erkänntlichkeit verehrte sie ihm einen Ring mit Diamanten vier tausend Thaler werth, und schickte ihn an den König mit einem demüthigen Brief zurück, darin sie ihn bat, ihr zu erlauben, in ihrem Hause bleiben zu dürffen. Der Herr von Tienen traff den König eine kleine Tag-Reise vor Dreßden an. Dieser Monarch war erschrecklich über seinen Adjutanten ergrimmt, und sandte ihn stehendes Fusses, so gar an den Fürsten von Fürstenberg, und den Ober-Marschall Baron von Löwendahl mit ausdrücklichem Befehl zurück, die Frau von Cosel entweder mit gutem oder Gewalt aus Dreßden fortzuschaffen. Als ihr nun der Ober-Marschall solch Compliment gemacht, so entschloß sie sich abzureisen, und in dem Augenblick als der König kam, gieng sie nach Pillnitz ab.

Die Frau von Denhoff ward von diesem Abzug durch einen Courier, den man ihr schickte, benachrichtiget. Sie folgete in kleinen Tag-Reisen, und ward von der Groß-Marschallin, ihrer Mutter, der Starostin Cherinska ihrer Schwester, der Groß-Schatzmeisterin, und verschiedenen andern Damen, welche sie der König ernennen lassen, begleitet. Sie langte also triumphirend zu Dreßden an, unter der Bedeckung des Herrn von Chatira, Obrist-Lieutenant in der Königl. Chevalier-Guarde, und sechs Chevalier-Guarden. Sie wohneten bey dem Fürsten von Fürstenberg, die Königl. Bedienten warteten ihr auf, so lange sie in Sachsen war, und der Herr von Chatira war ihr Haus-Hofmeister. Der König hatte ihm befohlen, für die Sicherheit der Gräfin zu sorgen, welche sich noch immer für der Gräfin von Cosel furchtsam stellte. Das ist zwar wahr, daß wenn sie nicht furchtsam war, so suchte ihr der Feld-Marschall Graf von Flemming Furcht einzujagen, denn er suchte sie gegen die Gräfin von Cosel zu erbittern, als deren Fall seine Rache noch nicht besänfftigte. „Pillnitz liegt nur eine Meile von hier, (sagte er zur Frau von Denhoff,) in ein oder zwo Stunden kan ihre Neben-Buhlerin hier seyn, der König kan sie zu Gesicht bekommen, und sich wieder zu ihr wenden. Versichert, geben sie ihr eine Wache zu, und stellen sich auf alle mögliche Zufälle in Verfassung." Die Frau von Denhoff war großmüthiger, als der unversöhnliche Graf von Flemming, sie gab ihm also zur Antwort, sie könne sich unmöglich entschliessen, eine vornehme Dame, die ihr niemahls was zu leide gethan, so sehr zu mißhandeln.

Der Graf von Flemming, der zu viel gewaget, als daß er abbauen können, und der die Gräfin von Cosel auf ewig zu stürtzen suchte, rieth dem König, ihr seinen Ehe-Verspruch, den er ihr ehemahls schrifftlich gegeben, abzufordern. Er sahe gar zu wohl, daß sie vermöge ihres Naturels sich nicht schlechterdings dazu verstehen würde, und alsdenn zweiffelte er nicht, er wolle den König schon bewegen, daß er sie in Verhafft nehmen lasse. Die Frau von Cosel schlug es schlechthin ab, das Billet heraus zu geben, und weil sie muthmassete, es würde diß ihren Feinden einen Vor-

Vorwand geben, sie in Arrest nehmen zu lassen; so reisete sie heimlich von Pillnitz weg, und begab sich nach Berlin. Allein daselbst fand sie die gesuchte Freystadt nicht. Als ihr nun der König in Preussen zu verstehen gab, daß ihre Gegenwart in Berlin nicht angenehm sey, so begab sie sich nach Halle. Ihre Feinde konnten sie auch da noch nicht leiden, sie wolten sie um ihre Freyheit, und vielleicht auch um ihre Güter bringen. Sie klagten sie also bey Friedrich August an, sie habe übel von ihm gesprochen, und suche eine Zusammenverschwörung gegen seine Person anzustellen. Der König, der immer mehr erbittert ward, schrieb an den König von Preussen, und begehrte die Auslieferung der Frau von Cosel. Der Berlinische Hof stellete gleich Befehle an Ducharmoi, einen Lieutenant bey dem Dessauischen Regiment, sich der Frau von Cosel zu versichern, und sie unter Bedeckung nach der Sächsischen Gräntze zu bringen, daselbst aber sie dem Officier, der sie auf Befehl des Königes in Polen abholen würde, zu überlieffern. Welche Ungerechtigkeit! Welche Grausamkeit! (schrie sie, da sie ihre Gefangennehmung erfuhr.) Nachgehends fiel sie in gantz tieffsinnige Gedancken, und sagte nicht ein Wort. Als sie die Sächsischen Soldaten kommen sahe, welche sie abholen wolten, so bat sie den Ducharmoi, eine goldene Dose und eine sehr schöne goldene Uhr, die sie bey sich trug, zu sich zu nehmen. Als er sie nicht annehmen wolte, so sagte sie: „Nehme er sie hin, mein Herr, nehme er sie hin. Es ist mir lieber, er mache sich dieser Kleinigkeiten zu Nutze, als die nichtswürdige Sachsen, die mich jetzt zur Sclavin machen.„ Sie theilte den Preußischen Sol-

Soldaten Geld aus, allein zu den Sachsen sagte sie nichts, die sie zu sich nahmen und nach Leipzig führeten, von dannen sie nach Pillnitz und endlich nach ⸗⸗⸗ einem Land-Gut ihres Tochtermanns des Grafen von Friese gebracht ward. Daselbst lebte sie noch in Freyheit, aber sehr eingezogen. Weil ihre Feinde keinen Vorwand aufbringen konnten, sie öffentlich zu verleumden, so sprengten sie aus, sie habe nach Holland gehen, und eine Jüdin werden wollen. Dieses war nun ein grober Streich, allein der tumme Pöbel glaubte es doch, und das gemeine Volck, das in Sachsen abergläubischer ist, als in der gantzen Welt, prieß diejenigen selig, die ein solch Aergerniß verhütet hatten. Unterdessen hat die Frau von Cosel das Vergnügen gehabt, daß sie ihre Verfolger sterben und verderben gesehen, und das Ende der Gunst ihrer Neben-Buhlerin erlebt hat.

Man müste ein eigen Buch machen, wenn man alle Feste beschreiben wollte, die der König der Gräfin von Denhoff und allen Polnischen Damen ihres Gefolges gegeben hat. Dieser Herr übertraff sich selbst an Pracht und sinnreichen Erfindungen. Die Frau von Denhoff wohnete gleichwohl denselben bloß incognito bey, gemeiniglich war sie in eine Fledermauß masquirt, und niemahls ist sie mit aufgedeckten Angesicht vor die Königin gekommen. Sie nahm nur von einigen erlesenen Personen Besuch an, und man durffte nicht zu ihr, wenn man kein Pillet hatte. Diese sonderliche Lebens-Art erweckte ihr einen ungemeinen Haß, und solches um desto mehr, weil sie schuld war, daß sich der König auch entschloß, und man bekam ihn fast

P nicht

nicht mehr zu sehen. Daher sagte einsmahls der Kiaw, (welcher wohl ein Sächsischer Roquelaure heissen möchte) man solle öffentliche Gebeter vor die Erlösung des Königes anstellen, weil ihn die Polnische Damen gefangen hielten.

Der König wurde aber auch dieses Leben bald überdrüßig, und in der That muste sich jederman verwundern, daß er es so lange ausstehen können. Um ein wenig aus der Sclaverey zu kommen, gieng er in die Leipziger Messe; und da geschahe es, daß er seine Augen auf die Fräulein von Dieskau, ein junges Frauenzimmer warff, welche, ausgenommen am Verstand, das vollkommenste Meisterstück der Natur war. Gang und Stellung war Königlich, alle Bildung war ordentlich, nichts kam der Weisse und Annehmlichkeit ihrer Farbe bey, ihre Augen waren blau und groß, und von Natur verliebt, dann sie wuste sie in der That nicht zu regieren. Ihre Haare waren so blond, als möglich war, ihr Busen so weiß, daß er blenden können, ihre Hände, und alles was ins Gesicht fiel, vollkommen. So schön aber die Fräulein von Dieskau, so war sie doch eigentlich nichts, als ein Schneeballen, es war nichts beliebtes an ihr, und sie antwortete nichts, als Ja und Nein. Der König ließ sich durch ihre Gestalt gewinnen. Er redete mit ihr auf der Redoute, und wolte verzweifflen, daß er so wenig Verstand bey ihr antraff. „Hätte die Fräulein von Dieskau so viel Verstand als Schönheit, (sagte er zum Herrn von Vitzthum,) so glaube ich, ich würde sie Zeit meines Lebens lieben können. - - Ey, da sey der Himmel vor, (antwortete derselbige,) so lieffen wir Gefahr Euer Majestät bald zu verliehren. - - Siehe doch, das war etwas von euer gewöhnlichen Schertzhafftigkeit, (erwiederte der König,) allein mein Trost ist, daß ihr wenigstens eben so unbeständig seyd, als ich. - - Wenn mir erlaubt wäre, gnädigster Herr, (versetzte der Graf,) von dem Urtheil Euer Majestät zu appelliren, so solte es mir leicht fallen, daß sie zehen Maitressen gehabt haben, da ich doch erst an der sechsten bin. Und so muß es auch nach den Regeln seyn. In allen Romainen sind die Ritter weit vor ihre Stallmeister voraus. Damit ich aber meine Pflichten vollkommen erfülle, so glaube ich, bin ich verbunden, Sorge zu tragen, daß der Verstand der Fräulein von Dieskau verbessert werde, daß sie der Gnade Ew. Majestät würdig werde. - - Nein, nein, (versetzte der König,) ich überhebe euch dieser Mühe. Ihr köntet mir gar darüber verliebet werden, und die Frau von Löwenthal, die ich hochachte, würde mir es schlecht dancken, wenn ich machte, daß sie euer Hertz verliehre.

Der König redete indeß nicht offenhertzig mit der Fräulein von Dieskau, dann es schien ihm noch nicht Zeit zu seyn, allein ihr Bild drückte sich indeß vest in sein Hertze, und vertilgete die Frau von Denhoff nach und nach aus demselben, welche sich aber gleichwohl noch einige Zeit, mehr durch die Kunst-Griffe der Groß-Marschallin, ihrer Mutter, als durch ihre Reitzungen, in ihren Umständen erhielt.

Der König führete die Frau von Denhoff nach Warschau zurück, allein, er hielt sich nicht lange in Polen auf. Nachdem er den Reichs-Tag beygewohnet, welcher sich aber unfruchtbarer Weise verschlug, so kehrete er nach Sachsen unter dem Vorwand zurück, daß ihn wichtige Angelegenheiten dahin forderten. Der Abschied, den er von der Frau von Denhoff nahm, war der allerbetrübteste. Er versprach ihr bald, mit treuer Seele wieder zu kommen. Ich kan nicht wissen, ob sie es geglaubt, wenigstens that sie, als wenn sie es glaubte. Sie versicherte ihn, daß, wenn sie vernehme, daß er ihr eine

Neben-Buhlerin vorziehe, so würde sie ohnfehlbahr darüber sterben, solte sie aber dies ihr Unglück überleben, so solle es anders zu keinem Ende geschehen als damit sie ihre Lebens-Zeit in einem Kloster zubringen könne. Der König, der solcher Gedancken gewohnt war, hielt diese Reden vor Possen, und machte sich nicht viel Kummer darüber. Er schwur ihr aber doch, daß ihn der Tod allein von ihr loßreissen solle. Des Abends speisete man bey der Groß-Marschallin, und wenn man von der Tafel aufstehen würde, hatte der König seine Reise vestgestellet, und da gieng auch das Weinen und Heulen von neuem an. Die Frau von Denhoff sanck in einen Lehnsässel, und schien nicht ein Lebens-Zeichen mehr zu geben. Die Groß-Marschallin schluchzte, die Starostin Cherinska, die ohne das eine ziemlich widerwärtige Stimme hatte, machte ein Geschrey, daß der gantzen Gesellschafft die Ohren wehe thaten: Der Graff von Bielinsky, der eben erst Staroste geworden, schien sehr betrübt, und alles Frauenzimmer, welche besondere Freundinnen des Hauses waren, weineten in treuem Hertzen. Der König und die Graffen von Vitzthum und Friese liessen allein keine Schwachheit mercken, und beschäfftigten sich, die Niedergeschlagenen aufzurichten. Der König war bey seiner ohnmächtigen Schönen, sprengte sie mit Wasser an, ließ ihr Elexiren beybringen, küßte ihr die Hand, und bat sie ums Himmels willen, sie solle leben bleiben. Endlich schlug sie die Augen auf, und sahe ihn liebreich an, dergestalt, daß man den Schmertz völlig erkennen konte, den ihr seine Entfernung erwecke. Der König bath sie inständigst, ihre Lebens-Geister in Ruhe zu bringen, und

und sagte: „wofern sie mich lieben, so bedencken sie, daß dero Sterben meinen Tod nach sich ziehen würde.„ Endlich erhohlte er sich, und unsere beyden Verliebten sagten einander wohl tausendmal dasselbige, nehmlich, sie hätten sich lieb, und wolten sich beständig lieben. So bald der König vom Abreisen sprach, so schrye die Frau von Denhoff überlaut, und sagte: Alleweile wolle sie sterben, daß er also sehr spat von ihr kam. Endlich besänftigte er sie ein wenig, und nachdem er sie der Vorsorge der Groß-Marschallin empfohlen, so setzte er sich in seinen Wagen, und reisete davon, da indeß das Frauenzimmer, nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen, ihre Thränen abwischen, und sich zur nöthigen Ruhe niederlegten.

Nachdem der König zu Dreßden angelangt, woselbst er den gantzen Hof versammlet fand, so ruhete er einige Tage aus, und verreisete sogleich nach Leipzig, um die Messe daselbst zu halten, woselbst auch die Königin auf ihn wartete. Bey dieser Fürstin sahe er die Fräulein von Dieskau aufs neue, sie war schöner als Venus. Der König konte sein Hertz bey ihren Reitzungen unmöglich gleichgültig erhalten. Er eröffnete ihr seine Gedancken, allein, die junge Person gab keine Antwort, ward roth und schlug die Augen nieder Der König hätte springen mögen, daß so gar kein Witz bey ihr anzutreffen, doch dachte er um sich selbst zu trösten; „Die allzugrosse Jugend und strenge Erziehung ist schuld, daß sie so furchtsam ist, sie wird schon reden, sie wird schon Verstand bekommen, wann sie nur eine Zeitlang unter den Leuten gewesen.„ Verschiedene Tage verstrichen, ohne daß der Monarch ergründen konte, ob seine Bemühungen der Schönen angenehm

seyn. Weil ihm aber seine Ungedult kein Warten verstattete, so wendete er sich zu der Mutter des Fräuleins, vertraute ihr seine Neigung zu ihrer Tochter, und bat sie, sich geneigt vor ihn zu erklären. Die Frau von Dieskau glaubte, diese Vertraulichkeit sey ihr eine grosse Ehre, und hielt ihre Tochter für sehr glücklich, daß sie ein so grosser König liebe. Sie versprach, sie so zu stutzen, daß sie sich den Gedancken des Königs gemäß bezeugen solle, weil sie aber keine Liebhaberin von Verzögerungen, über dies auch sehr frey war, so forderte sie eine ansehnliche Aussteuer vor ihre Tochter, welche ihr zugestanden, und währender Leipziger Messe ausgezahlet ward.

Die Fräulein von Dieskau gab entweder aus Einfalt oder Gehorsam ihre Einwilligung, zu den von ihrer Mutter eingegangenen Verbindlichkeiten. Der Tag, der diesem Feste bestimmt war, kleidete man sie in brocadenes Unterkleid mit Silber, man becräntzte sie mit Blumen, so wie die Braut, die zum Altar gehen soll. Der König hielt sie vor schöner, als Venus, und konte sie nicht genug betrachten, und weil sie sich seinen forsch-begierigen Blicken nicht widersetzte, so hatte er alle erforderliche Zeit, sie genau, in Augenschein zu nehmen.

So lebhafft indeß diese Leidenschafft Anfangs gewesen, so war doch die Fräulein von Dieskau gar bald von der Fräulein von Osterhausen abgestochen; als welche ihr weder an Schönheit noch Stand etwas nachgab, und weit besser als jene zu leben wuste. Sie hatte keine Eltern, und war sich vollkommen selbst überlassen, besaß ein grosses Vermögen, kam

kam offt nach Hofe, und man kan sagen, daß sie daselbst ein grosses Aufsehen machte. Ihre Leibes-Gestalt war ungemein schön, und sie hatte Verstand genug, daß man auch ein Vergnügen in ihrem Umgang finden konte. Damit verband sie viele Sittsamkeit, eine bescheidene Lebens-Art, mit ausserordentlich-verbindlichen Manieren. Sie war dienstfertig, gutthätig und großmüthig, sie liebte den Pracht, die Lustbarkeiten und den Aufwand, und wenn sie sprach, so drückte sie sich allezeit so aus, daß man meynen sollen, sie suche beständig das Hertz der Menschen zu gewinnen. Der König bekam sie bey der Königin zu Gesichte, und gleich den ersten Tag gewann er sie lieb.

Die erste Nachricht, die sie von dem Anfang ihres neuen Glücks bekam, gab ihr die Frau von Watzdorf, welche die Neigung des Königes daraus geschlossen, weil er in einer Gesellschafft von Personen des ersten Ranges sich um die besonderen Verdienste der Fräulein von Osterhausen befragt, sowohl gerne von ihr Gutes angehört, als selber gesprochen: daß in der That eine so kluge und witzige Person einer besondern Zuneigung werth sey, und es wundere ihn gar nicht, daß mancher um sie geseufzt habe.

Niemahls hatte eine Zeitung so viel Freude gestifftet, als die Nachricht von den Gedancken des Königes bey der Fräulein Osterhausen angerichtet. Sie konte fast in einer gantzen viertel Stunde der Frau von Watzdorf keine Antwort geben, dergestalt daß diese, die über ihr Stillschweigen erstaunete, und es als eine Glückseligkeit ansahe, zu ihr sagte: „Wie so? Fräulein, der König liebt sie, und sie ist so un-

 empfind-

empfindlich dabey? : : Ach! (gab sie mit einem tieffen Seuffzer zur Antwort,) ich bin empfindlich, und empfindlicher als sie sich einbilden können. Allein, ich befürchte, sie schmeicheln mir mit falscher Hoffnung, und befürchte endlich, daß ich nicht Gaben gnug habe, mein gutes Glücke zu erhalten. „ Sie bat darauf die Frau von Watzdorf, ihr zu berichten, was der König von ihr gesagt habe, und was sie thun müsse, diesen Anfang ihres Glückes zu erhalten. Die Frau von Watzdorf versagte ihr diese Nachrichten gar nicht, und die Fräulein von Osterhausen brachte sie dermassen zur Ausübung, daß sie in wenig Tagen den König vollkommen eingenommen, welcher, damit sie desto nachdrücklicher überzeugt würde, daß er sie allein liebe, die Fräulein von Dieskau mit dem Hof-Marschall und itzigen Ober-Stallmeister, Herrn von Looß, verheyrathet. Ich bin nicht Willens hier alle verliebte und bewegliche Reden einzurücken, die sich der König und die Fräulein von Osterhausen im Anfang ihrer Liebe vorsagten; Unmöglich kan man Wörter finden, daß beyderseitige Vergnügen zu beschreiben, niemahls sind sie zu frieden gewesen, bis wenn sie allein mit einander redeten, da gaben sie sich allzeit neue Zeichen der Liebe und Zärtlichkeit.

Der König besuchte Anfangs die Fräulein von Osterhausen mit Behutsamkeit, ihr öffentliches Ansehen zu schonen; Allein es war schwer, daß der Ehrgeitz der Geliebten, und die Liebe des Liebenden lange Zeit ein Geheimniß solcher Art verborgen halten solten. Die Hof-Leute wurden es innen, und sie wolte gern, als die Geliebte des Königes, verehret seyn. Sie genoß allen Vortheil davon, allein, es ist gewiß, daß ihre Großmuth nicht zuließ, sich dessen zu Nutze zu machen. Sie war vergnügt, daß sie der König liebe,

liebe, und war also mit mittelmäßigen Geschencken zufrieden. Niemahls forderte sie etwas für sich, und der König, den das Alter gegen seine Liebsten etwas sparsamer machte, gab dieser nichts, gegen entsetzliche Summen, die er an die erstern gewendet.

Da die Liebe des Königes gegen die Fräulein von Osterhausen in ihrer grösten Glut war, beschloß der Graff von Flemming zu Wien die Verehligung des Königlichen Chur-Printzen, dem eintzigen Printzen Friedrich Augusts, mit der Ertz-Hertzogin, Maria Josephina, der ältesten Princeßin des Käysers Josephs. Der Printz hatte den Chur-Printzen von Bayern, den itzigen Churfürsten zum Mit-Buhler; allein, der Kayser gab dem Printzen von Sachsen den Vorzug, wegen der Verbindung, die der Höchstselige Käyser, sein Herr Bruder, mit dem Churfürsten von Sachsen eingegangen war. Die Chur-Printzeßin ward mit solchem Pracht zu Dreßden empfangen, daß man ohne Vergrösserung sagen kan, daß alles, was bey dieser Gelegenheit geschah, wunderbahr gewesen, und daß niemahls ein prächtiger, ja beynahe verschwendischer König dahin gekommen, was Friedrich August damahls ins Werck richtete. Er selbst war der Erfinder und Anordner solcher Festivitäten, welche ohne Zahl, und alle Tage verändert waren, so daß keins eine Aehnlichkeit mit dem andern hatte. Man wolte so gar sagen, daß der König eine Million Thaler dazu verwendet. Die Fräulein von Osterhausen machte ein grosses Auffsehen dabey, und hatte ein grosses Theil daran. Allein, eben diese Lustbarkeiten erstickten das Feuer der Königlichen Liebe. Dieser Monarch war etliche Monate

durch beschäfftiget, alle diese gröste Anstalten zu machen, das verstreute ihn, und entfernte denselben von seiner Maitresse. Sie verwieß ihm solches; allein, der König sagte zu ihr, er könne sich in Verfügung dieser Festivitäten auf niemand anders, als sich selbst verlassen, er stelle dieselbe an, um ihr einen Zeitvertreib zu verschaffen, der ihrer werth sey, sie sey der vornehmste Grund davon, und derselben gröste Zierde. Die Fräulein von Osterhausen war mit seinen Gründen zufrieden; sie glaubte wohl, daß der König unbeständig werden könne, aber das glaubte sie nicht, daß der König aufhören könne sie zu lieben, um müßig zu bleiben.

Allein, dies geschah gleichwohl, indem der König durch Anordnung der Schau-Spiele, durch die Ankunfft der Ertz-Hertzogin, und durch die Nothwendigkeit die Aufwartung seines Hofes, welcher bey der damahligen Menge vornehmer Fremden sehr groß war, anzunehmen zerstreut wurde, so gewöhnte er sich nach und nach ohne Maitresse zu leben. Er besuchte die Fräulein von Osterhausen nicht mehr; sie ward bald verzweiffelt darüber, sie beklagte sich deßwegen bey ihm, sie schrieb ihm Hand-Brieffgen. Allein, der König ließ es bey seinen Entschuldigungen bewenden, und versprach ihr gemeiniglich den andern Tag zu ihr zu kommen, und führete die Ursachen an, die ihn verhindert, zu ihr zu kommen. Er ließ sie versichern, sie sey ihm allzeit angenehm, und bate er sie, sich um sein Aussenbleiben nicht zu beunruhigen. Und auf solche Weise zu leben, fuhr er fort, so lange die Freudens-Bezeugungen über die Ankunfft der Ertz-Hertzogin daureten. Nachgehends reisete er plötzlich

lich von Dreßden ab, ohne von der Fräulein von Osterhausen Abschied zu nehmen, welche sich lange Zeit deswegen nicht wolte trösten lassen, bis endlich die Zeit, die alles Ubel besiegt, ihr den kräfftigsten Trost gab.

Sie kam wieder, wie gewöhnlich, bey der Königl. Printzeßin zum Vorschein, allein sie ward so kaltsinnig aufgenommen, daß sie darüber empfindlichen Verdruß empfand. Sie hatte indeß so viel Thorheit, daß sie nicht vom Hofe bleiben konte, vielleicht schmeichelte sie sich auch, daß wenn sie bey der Wiederkunft des Königs daselbst zum Vorschein käme, so würde dieser Monarch zu ihr umkehren. Ihr eintziges Bemühen war, die Gnade der Chur-Printzeßin zu gewinnen, und weil sie zu ihren Zweck zu gelangen glaubte wenn sie Catholisch würde, so schwur sie das Lutherthum in der Hof-Capelle ab. Die Chur-Printzeßin wünschte ihr Glück, allein sie sagte ihr: das sey nicht genug den Nahmen eines Catholiquen zu tragen, man müsse auch dem Glauben und den Wercken nach ein Catholique seyn, und wenn sie die Fräulein von ihrer Bekehrung überzeugen wolle, so müsse sie auf ein, oder ein paar Jahre ins Kloster gehen, daselbst müsse sie nach den Grund-Sätzen der Religion leben, die sie itzo annehme. Die Fräulein von Osterhausen, die sich nimmermehr eingebildet, daß ihr die Printzeßin ein solches Compliment machen würde, erschrack Anfangs, doch weil sie sahe, sie werde aus der Noth eine Tugend machen müssen, so antwortete sie, das sey eben ihr Vorsatz, und sie hoffe, Ihro Königliche Hoheit werde die Gnade haben, ihr zu befehlen, an welchen Ort sie sich begeben solle.

Die

Die Printzeßin bestimmte ihr Prag, und die Fräulein von Osterhausen versprach, sich dahin zu begeben.

Einige Tage hernach reisete sie würcklich ab, und hatte besondere Empfehlungs-Schreiben an die Gräfin von Collobradt, Tochter der Gräfin von Hirschau, einer Dame d'honeur bey der Printzeßin, bey sich. Der sämmtliche Adel zu Prag empfieng sie mit grossen Hochachtungs-Bezeugungen. Man betrachtete sie als eine andere Maria Magdalena, alle Gemeinden wünschten ihr Glück wegen ihrer Bekehrung. Sie brachte etliche Monathe zu, ehe sie sich entschliessen konte in ein Closter zu gehen. Endlich nahm sie ein Zimmer bey den Urselinern in der Neustadt. Allein sie that nichts, als daß sie darin schlief, den Tag brachte sie in die Welt, und ihren Ergötzlichkeiten zu.

Drey oder vier Monathe führte sie diß bußfertige Leben, als zu gutem Glück ein Polnischer Edelmann kam, der sie zu heyrathen begehrete. Er war der Herr von Stanislawsky, Cämmerer des Königes, welcher, weil er nicht viel Glücks-Güther hatte, derselben einen gantzen Hauffen zusammen zu raffen vermeynte, wenn er die Fräulein von Osterhausen heyrathen würde. Sie ließ ihn nicht lange umsonst flehen, der Trieb nach Dreßden, und nach Hofe zu kommen, ließ sie nicht lange bedencken, ob der Character des Herrn Stanislawsky ihr anständig sey. Die Heyrath ward in dem Hause der Gräfin von Collobradt vollzogen, und wenige Tage drauf reiseten die beyden Verehligten nach Dreßden, woselbst wir sie lassen wollen, um wieder auf den König in Polen zu kommen.

Dieser Monarch lebte daselbst ohne Leidenschaften, die

die väterliche Liebe galt ihm über alles. Diese hatte er auf die Tochter Henriettens geworffen, welche ihm der Sohn Fatimens bekannt gemacht. Diesem jungen Herrn, den der König zu einem Grafen von Rutowsky gemacht, indem er ihn vor seinen Sohn erkannt hatte, gieng der Zustand empfindlich zu Hertzen, in welchem die Tochter Henriettens lebte, er hatte sie so lange zu sich genommen, bis er Gelegenheit fände, sie dem Könige zu zeigen. Dieselbe blieb nicht lang aus. Als der König sein Regiment Guarde gemustert, und im Garten auf und ab gieng, so sagte er, er sey über das Exerciren seiner Guarde sehr vergnügt gewesen. Der Graf Rutowsky gab zur Antwort, er habe ein Mägdgen in seinem Hause, welche die Militarische Bewegungen besser mache, als der beste Meister. Der König begehrte sie zu sehen. Sie kam in Manns-Kleidern nach dem Grenadier-Guarde-Regiments Uniform. Als sie der König sahe, so ward er ungemein bewegt, denn ihre Minen versicherten ihn, daß sie seine Tochter sey. Er umarmete sie, er nennete sie sein Kind, und gab ihr den Titul der Gräfin von Orzelska. Einige Tage hernach wieß er ihr grosse Pensionen an, und schenckte ihr einen prächtigen Pallast, dessen Meublen ungemein kostbar waren. Als sie dergestalt eine Wohnung hatte, so brachte der König alle Abende bey ihr zu, der gantze Hof versammlete sich daselbst, und sie genoß aller Ehren einer rechtmäßigen Tochter. Viele Frauenzimmer bemüheten sich, das Hertz des Königes zu gewinnen, aber umsonst. Die väterliche Liebe hatte alle Glut in ihm erstickt. Indem er sich eintzig und allein beschäfftigte, eine so werthe Tochter glücklich zu machen, so vermählte er sie an den Printzen von Hollstein-Beck. Die Hochzeit ward mit recht Königlichen Pracht gefeyert, und die Festivitäten und Freudens-Bezeugungen waren unendlich, und allezeit galant und prächtig, ja der Hof Friedrich Augusts war bis an den Tod dieses grossen Königes, der stattlichste von gantz Europa.

Von

Von der Fürstin von Teschen.

Zu pag. 139. Die Fürstin von Teschen stammet aus einem ansehnlichen Pohlnischen Geschlechte, so mit den grösten des Königreichs in genauer Anverwandtschaft stehet. Ihr Herr Vater war der berühmte Cardinal Radjovvsky, Ertz-Bischoff von Gnesen, und Primat des Königreichs. Es war selbige vorher an den Fürsten Lubomirsky vermählet, allein diese Ehe wurde für nichtig erkandt, dergestalt, daß sie statt des Nahmens Lubomirsky, sich den Nahmen von Teschen, so sie auch noch führet, zugeleget, ob sie sich gleich nachgehends an den Printzen Ludewig von Würtenberg vermählte. Diese Printzeßin unterhält ihren Rang nach Würden; Sie hat ein vortreffliches Ansehen, ihre Manieren sind edelmüthig, ausnehmend und liebreitzend; ihre Sitten rühmlich, und ihre Ausgaben so ansehnlich, daß sie eine von denen, so das stattlichste Ansehen bey Hofe machen.

ENDE.



Des Galanten Sachsens Zweyter Theil.



Altona, 1740.

Von der Fürstin von Teschen.

Zu pag. 139. Die Fürstin von Teschen stammet aus einem ansehnlichen Pohlnischen Geschlechte, so mit den grösten des Königreichs in genauer Anverwandtschaft stehet. Ihr Herr Vater war der berühmte Cardinal Radjovvsky, Ertz-Bischoff von Gnesen, und Primat des Königreichs. Es war selbige vorher an den Fürsten Lubomirsky vermählet, allein diese Ehe wurde für nichtig erkandt, dergestalt, daß sie statt des Nahmens Lubomirsky, sich den Nahmen von Teschen, so sie auch noch führet, zugeleget, ob sie sich gleich nachgehends an den Printzen Ludewig von Würtenberg vermählte. Diese Printzeßin unterhält ihren Rang nach Würden; Sie hat ein vortreffliches Ansehen, ihre Manieren sind edelmüthig, ausnehmend und liebreitzend; ihre Sitten rühmlich, und ihre Ausgaben so ansehnlich, daß sie eine von denen, so das stattlichste Ansehen bey Hofe machen.

ENDE.



Des Galanten Sachsens Zweyter Theil.



Altona, 1740.



Eine gantz überflüßige Bemühung würde es heissen, wenn man mit vielen Gründen darzuthun suchen wolte, daß eines Landes, und dessen Regentens Glückseligkeit darinnen bestehe: Wann die Beherrschung wohl eingerichtet, die Commercien in guten Flor gebracht, und eine nach grösse des Landes proportionirte Mannschafft unterhalten werde. Angesehen dieses alles solche Dinge, die jeden, auch einen Halbgescheuten die freye Geständniß von selbst in den Mund geben, daß sich ohne selbige kein Staat der Aufrichtigkeit rühmen dürffte. Dieses sind die wahren Säulen, auf denen die Sicherheit des Beherrschers, und die Ruhe und Vermögen derer Unterthanen sich unzerfällig gründen. Die erste giebt dem Oberhaupte die Liebe, derer Unterthanen und Hochhaltung bey denen Ausländern. Die andere, welche die Seele alles zeitlichen Wohlseyns ist,

bringet seiner Schatz-Kammer einem mit zu ergründeten Brunnen, denen Einwohnern aber den unaufhörlichen Zufluß, die dritte machet seinen Diadem bey Inn- und Ausländern, Freund und Feinden gefürchtet. Denen Unterthanen aber gebühret sie Ruhm und Ansehen, und die letztere verschaffet dem Regenten samt dem gantzem Lande eine zuverläßige Ruhe von allen unfreundlichen Anfällen. Eben dieses waren diejenigen Mittel, die der Römischen Republique ein so unvergleichliches Wachsthum ihrer Macht zuwege brachten, sie in den florisantesten Zustande erhielten, und ihren Adler die Krafft gaben, seine Flügel über ein grosses Theil der Welt-Kugel auszustrecken. Doch es ist unnöthig dieses alles durch Beyspiele der verstorbenen Zeit zu bestärcken, da die jetzt-lebenden es gnugsam erfahren. Nimmermehr würden die Frantzösischen Lilien so reichlich gewachsen, und sich unauswürtzlich eingesencket haben, wenn sie nicht diese Stücke zu ihrer trefflichen Befrucht und Nahrung gehabt, weder der Nieder-Ländische Löwe würde fast in allen Theilen der Welt seine Krafft so wun-

-dersam bekandt gemacht haben, noch die Engelländische Harffe in allen Winckeln des Ertz-Craisses dermassen erstaunend und nachdrücklich hören lassen können, so ferne nicht obiges das erfodernde Mittel und Vermögen darzu herreichete. Und was würde den Brandenburgischen Zepter zu seiner jetzigen Grösse gebracht haben, wann die sorgfältige Trachtung auf diese Gründe nicht solchen so mächtig unterbaueten. Die Natur hat jedes Land, seiner Art nach, in der Maasse versorget, und giebet selbigen so viel dar, daß wenn seine Einwohner ihre innländische Waaren und Schätze selbst recht brauchen wollen, sie sich über selbige gantz nicht beklagen dürffen, wiewohl nicht in Abrede ist, daß immer eines besser, als das andere, als viel von hier, nach ihren unergründlichen Willen versehen worden, vornehmlich hat sothane preißwürdigste Milde der gütigste Schöpffer sich vor allen andern Theilen dieses Landes in Europa, und vor allen dessen Reichen an dem geliebten Teutschlande höchstgütig sehen lassen, denn was die übrigen Welt-Stücken zertheilet haben, das findet man in Europa zusammen, in Teutschland aber, als in einen

nen Centro recht wundersam bey einander; zwar glaubet Asien mit allen seinen Diamanten und Gewürtzen zu prangen, und erwürbet sich dadurch die Erkänntniß von Teutschland, alleine nicht zugedencken, daß das Land selbiger gar wohl entrathen könne, wenn nur die so hochgestiegene Pracht, Delicatesse und überflüßige Uppigkeit ihr Ja darzu geben wolten, indeme unsere Vorfahren, ohne alle diese Geld-steigende Kostbarkeit im grossen Ruhm, Ruhe und wohlgelebet, hiernächst es sich dieserwegen keines sonderbahren Vorzugs rühmen dürffte, sintemal die meisten teutschen Provintzien eben dergleichen Schätzbarkeiten aufzuweisen haben, welche jenem in einen sehr geringen Grad den Vorzug lassen. So überziehet sie die übel gemachte Ordnung Anfangs berührte Haupt-Säulen, und das schlechte Absehen, das dasige Printzen auf selbige führen, ist ihnen schlimmer, als die gröste Finsterniß: viel zu weitläufftig würde es fallen, die sämtliche Schätze Teutschlandes ausführlich zu beschreiben, als welche bereits von vielen andern geschehen, auch unser Zweck vorjetzo nicht ist. So viel aber will man hier sagen,

sagen, und in nachfolgenden darthun, daß alle diejenigen Trefflichkeiten, welche die anbetens-würdige Vorsorge des Schöpffers in Teutschland eintzeln ausgetheilet, dessen gütige Hand beynahe zusammen in das werthe und edle Sachsen gar weißlich verleget hat. Bey Benennung Sachsens aber wird zugleich zum voraus gemeldet, daß hierunter nur dasjenige verstanden werde, was dem Durchlauchtigsten Chur-Fürsten vor seinen Souverain erkennet, dessen Landen mit einverleibet, auch was sonsten den Glantz von dem Churfürstlichen Diademe verehret, oder selbsten zu verehren Ursach hat. Wenn zwar nach der eigentlichen Benahmung gegangen werden solte, müste darunter weiter nichts, als der Chur-Crais gezogen, Meissen aber gäntzlich übergangen werden. Jedoch, da die hohe Chur-Würde, die auf diesen Craise hafftet, deren andern Benennung verdunckelt, und unter dem Wort Sachsen vornehmlich Meissen begriffen, so hat von dieser im gantzen Reiche und auch ausser demselben angenommenenen Benennung hier ebenfalls nicht abgegangen werden sollen. Wiewohl, wenn man die

die Gestalt der vorigen Zeiten wieder lebendig machen, und Sachsen in der Figur betrachten wolte, die es unter dem unvergleichlichen Henrico hatte, der seiner wunders-würdigen Tapfferkeit halber der Löwe genannt ward, so würde gar eine andere Beschreibung davon ausfallen, und die meisten Potentien von Ober- und Nieder-Sachsen, wie nicht weniger etliche Westphälische trefflich zu kurtz kommen, und zu der Verehrung der Sächsischen Stände sich bekennen müssen. Alleine diese Zeiten sind begraben, und mit ihnen zugleich Sachsens damahlige Gestalt und Herrschafft, mit was Fug und Recht aber solche in das Grab gestossen worden, stehet dahin. Es ist demnach der Estof dieses Vorhabens nach seinen jetzigen Wesen anzusehen, und von dessen innerlichen Beschaffenheit, heutigen Ein- und Abtheilungen, seiner Confinien und Einwohnern einiger Entwurff zu machen, und bestehet solches aus Meissen, Thüringen, Voigtland, Henneberg, Ober- und Nieder-Laußnitz, und hat zu Nachbarn eines Theils den Kayser, den Chur-Fürsten zu Brandenburg, Marggrafen zu Bareuth, Hessen, Lüneburg, und

und etwas vom Frantzösischen Creise. Dessen Länge oder halb Schandau bis an die Extremität von Treffurth möchte bis 40. Meilen sich erstrecken, die Breite aber ist ungleich, dürffte aber doch mit der Länge fast eins, oder etwas drunter seyn. Was immediate der Chur gehöret, worunter derer drey Herren Vettern, als Weissenfels, Merseburg und Zeitz ihre Landes-Portionen mit begriffen, wird in 7. Craise eingetheilet, welche sind, der Chur-Craiß, auf dem, wie bereits gedacht, die Chur-Würde eigentlich und unzertrennlich hafftet, der Thüringische, Meißnische, Leipzigische, Voigtländische, Ertzgebürgische und Neustädter-Craiß, die Stiffter Merseburg und Zeitz, das Hennebergische Antheil, so zu Zeitz geschlagen, die Sächsische Hoheit von Mannsfeld, nebst eben dergleichen von denen Grafschafften Schwartzburg, Stollberg und der Stadt Mühlhausen, bey dem Leipziger Craise ist zu erinnern, daß von demselben denen Herren Grafen von Schönburg ihre Güter gäntzlich abgehen, als die sich immediate zu dem Reiche rechnen wollen. Ob nun wohl die drey Herrn Vettern ihre eigene Re-

Regierung haben, so stehet doch in ihren Landes-Portionen dem Chur-Hauß das Jus Belli & Pacis, & Supremætus vollkommen zu, was auch Zeitz und Merseburg bißher darwider einstreuen wollen, und hat aus selbigen das Chur Hauß gewisse Revenües zu erheben. Von diesem Corpore aber ist vor einigen Jahren leider avelliret worden, das Stifft Quedlinburg samt dem Amte Petersberg und Borna, ingleichen die Schutz-Gerechtigkeit über Nordhausen in Thüringen, die wegen derer Gräfflichen Schwartzburgischen Lande habende Jure, welche vor einigen Jahren auch alieniret, sollen aber gleichsam Jure postliminii wieder beygebracht werden. So kan auch sonder grossen Schmertzen nicht erwehnet werden, daß der gantze Saal-Creiß, nebst Magdeburg von Brandenburg durch die Münster- und Oßnabrückische Friedens-Tractaten zu überlassen, äusserlich beliebet worden, wodurch Sachsen das rechte Auge ausgerissen, durch die Anno 1666. an Mayntz verschleuderte Stadt Erfurth aber seinen rechten Nutz verlohren. Ob nun wohl ansehnliche Glieder von diesem Leibe abkommen, so machet doch

doch selbiger nicht eine gar unansehnliche Figur. Derjenigen Armen, so dem Chur-Hause en Souverain zustehen, werden in circa 70. seyn. Die Zahl derer grossen und kleinen Städte dürfften in obangegebenen 7. Craissen nahe auf 190. kommen, deren Dörffer aber 6. bis 7000. seyn, groß und kleine Städte, und die Dörffer nicht weit von 14000. zehlen, darunter die Adelichen Schlösser begriffen. Das Stifft Merseburg wird nebst der Residentz 3. geringe Städtgen, und etwas über 400. Dörffer, Zeitz aber ebenfalls 3. Städtgen und in die 400. Dörffer in sich fassen: Henneberg hat, so das Zeitzische Antheil betrifft, ebenfalls 2. oder drey kleine Städtlein nebst etwa 200. Dörffern. Die Anzahl derer Städte, Flecken und Dörffer, so in Mannsfeldischer Sächsischer Freyheit zu finden: ingleichen, was in Thüringen, entweder auch Sächsische Hoheit, oder doch in die Chur- und Neben-Linien gehöret, stehet so præcisement nicht zu wissen, jedoch wird die Zahl wohl eben nicht wenig seyn, wenn man in allen Theilen, der ersten in die 20. der andern aber zusammen bis 1000. nehmen wolte. Bey allem dem sind die

Adelichen Höfe und Güter wohl mit begriffen, als die in Sachsen ein groß Theil ausmachen, dergestalt, daß man öffters viele Meilen reisen, und auf Befragen, wen dieses prächtige Schloß, jene herrliche Stadt, Flecken, Dörffer, Felder, Wiesen, Holtzungen, Teiche und dergleichen gehören, statt der Antwort dem Landes-Herrn, dem und dem Cavalier zur unvermutheten Nachricht sich sagen lassen muß, von welchen grossen Portionen aber der Souvarain gar geringen Nutzen, au contrair viele Unlust hat, wie davon unten mit mehrern. An Flüssen hat Sachsen die Elbe, welche mit guten Recht derer übrigen Königin ist und seyn kan, dieser folgen die Saale, die beyden Mulden, Zschopau, Unstruth, Schwartz- und andere Elster, Queise, Spree und Pleise, nebenst verschiedenen andern geringern, die insgesamt mit sehr delicaten und herrlichen Fischen bereichert seyn. Von stehenden Seen findet man keine weiter, als die grosse bey Weissensee, die sich auf etliche Meilen erstrecket, samt noch einigen geringen in Mannsfeldischen: An Teichen und Weyhern aber ist ein Uberfluß, von wegen der darinnen

innen enthaltenen wohlgeschmackten Fischen, wovon die Moritzburgischen, und die, so man in der Gegend Oschatz findet, am besten. Wälderehen und Holtzungen fehlet denen Landen gantz nicht, und ist es theils mit dem Böhmischen, theils mit dem Thüringer Wald umzüngelt, inwendig aber befindet sich der Sprey-Wald, die Thüringische, Torgauische, oder Annabergische und andere Heiden, nebenst andern grossen Gehöltzen, wiewohl die auf denen Bergwerckern eingeführte schädliche hohe Oefen denen Wäldern fast unüberwindlichen Schaden zugezogen, worüber schon öffters Berathschlagen bey der Chur-Fürstlichen Cammer geflogen worden, ist das zu befahren, daferne in diesen nicht ein Mittel gefunden wird, und Einhalt geschiehet, an viele Oerter in Sachsen das Holtz endlich grosse Noth leiden dürfften, bis dato aber wird dessen noch immer eine ziemliche Menge an die Ausländer überlassen, bey sothanen vorhandenen Wälderehen nun ist leicht zu schliessen, daß in solchen allerley Arten Wildprets häuffig müsse anzutreffen seyn, welches die hin- und wieder vorhandenen Jagd-Häuser, und

und die fast unglaubliche grosse Menge derer Jagd-Bedienten zur Gnüge bestätiget, diese werden dermassen Zahlreich gehalten, und erfordern nebst denen Jagd-Zugehörigen so viel Depensen, daß statt derer einige Regimenter braver Soldaten, sonder die geringste Beschwerung, auf denen Beinen stehen können, und wollen diese als gewiß versichern, daß auf die Chur-Fürstl. Tafel kein Pfund Wildpret gelieffert werden könte, ohne einen Aufwand von denen species Ducaten, deßwegen zu thun, welches der grosse Adparatus Venatorius & ingenio venatorum turba gantz glaubhafft machen. Die gütige Natur hat ferner diese Lande mit einem guten und angenehmen Weinstocke zu segnen auch nicht vergessen, als der an vielen Orten in grosser Menge gezeuget wird. Jedoch ist die beste Gattung davon zu Dreßden und Meissen anzutreffen, die, wenn sie einige Jahre sicher liegen, dem Rheinschen gleich zu gehen sich nicht scheuen dürffen, solchen folgen die Torgauischen und Naumburgischen Gewächse, die schlimmesten und ungesundesten sind die Jenaischen, als welche weiter keinen Nutzen haben, als der Gesundheit

zu

zu schaden, und denen Hauß-Müttern einen guten Brandtewein zu verschaffen. Die Erziehung tüchtiger und schöner Pferde ist Sachsen ebenfalls mitgetheilet, wovon die vielen Stutereyen, und die in selbigen fallenden trefflichen Fohlen, abermahl ein unbetrüglich Zeugniß geben. Am allergütigsten aber hat die erschaffende Allmacht sich erwiesen, in Darreichung der Metallen und aller neu ersinnlichen Gattung von Steinen, denen der menschliche Wille den Nahmen der Edlen und kostbahren beygeleget, von welchen allen sie in dessen Landes Erdenschoosse und Grüfften getragen, eine solche Menge eingesammlet, daß billig darüber zu erstaunen, und ein Ausländer in eine geheime Verehrung gegen dieses Land dadurch gezogen wird, diese mannigfältige Arten derselben, von welchen viele Sachsen alleine gantz eigen, und an andern Orten nicht gefunden werden, hat eine gelehrte vornehme Adeliche Feder in einer geschickten Schrifft, sub X. der Welt vor Augen geleget, und dadurch Sachsens Ruhm nicht wenig veredelt. Man hat befunden, daß, wenn die nachdenckliche Mühe derer Künstler an solchen ihrer Fleiß

recht

recht anwenden will, sie sodann vor denen in Asien gebohrnen wenig erröthen dürfften, und seine bloß die menschliche Einbildung verkostbahret und erhöhet. Das dermassen verliebte Metall des Silbers kan Sachsen aus seinem Schoosse hervor langen, und will fast den Glauben übersteigen, was dessen vor eine Menge ein sicherer teutscher Autor XX. her erzählet, welche in vorigen Jahren hundert die Bergwercke gelieffert, deme auch gantz kein Zweifel unterlieget, und die Chur-Fürstliche Kammer-Rechnungen solches bestärcken. Es ist heut zu Tage das Land nicht ärmer worden, sondern wolte seine Reichthümer gerne überflüssig mittheilen, wenn die Verleger desselben nur mehrern Fleiß, Verstand und Aufrichtigkeit anwenden wolten; Sintemahlen die Erfahrung und aufgenommene Probe an vielen Orten bestärcket, das grosse Schätze von diesen herrlichen Metall man entweder verwahrloset, vergeudet, oder unvorsichtig im Rauch wegfliegen lässet, welche Bewandniß es denn durchgehends mit allen Metallen und Ertzen hat; was aber vor unverantwortlicher Betrug und Unterschleiff auf denen

denen Bergwercken vorgehe, dadurch Fremde abgeschrecket, Einheimische läßig gemachet, der Landes-Herr aber um seine Revenüen gebracht wird, das ist so Sonnen-klar, als stündlich dergleichen Bescheid fället, und würde alles in mehrern sich erweisen, wenn einmahl eine unpartheyische, gewissenhaffte,, zu der Sachen sattsam verständige Berg-Commißion angestellet werden solte. Die Kayserin aller Ertzte, das Gold, hat Sachsen mit seinen Durchlauchtigsten Glantz und Gegenwart zu begnadigen ebenfalls nicht vergessen, und lässet es sich so wohl in dem Eingeweyde derer Gebürge, als auch in denen Schläuchen etlicher Flüsse noch in ziemlichee Abundanz finden, worunter vornehmlich die Ober-Laußizische Queise nebenst der Voigt-Ländischen Elster gehören, das aber zu suchen, die Inwohner wiederum ihren Fleiß und Verstand schlaffen lassen; Ja, dieser letztere Fluß ist so kühne, daß er denen Indianischen Reen Trotz biethet, indem er aus seinem Schoosse Perlen hervor langen lässet, als jene in ihren Gründen haben, welches die Gegend von Oelsnitz, bis ohngefehr gegen Adorff bewähret, und

und der Schmuck, den die Durchl. Hertzogin zu Sachsen-Zeitz an ihren hohen Leibe zu tragen würdiget, hauptsächlich bekräfftiget. Die herrlichen Weyden und Viehezuchten sind so bekandt, daß unnöthig davon viel Wesens zu machen. Die alte Saltzquellen haben die Trefflichkeit Sachsens auch mit vermehren, und darunter nicht die letztern seyn wollen, dieses erhellet aus denen Sächsisch-Hallischen Koten, die bereits die Eis-grauen Zeiten berühmt gemacht, welche aber zwar jetzo nicht mehr zu dem eigentlichen Sachsen gehören, sondern an eine auswärtige Macht sich verknüpffet sehen müssen, jedoch was der Innwohner Unachtsamkeit und Fehler hier verursachet, hat die Mühe des Höchsten, in denen vor einigen Jahren zu Wittigau und Ketzschau wieder gefunden, zu ersetzen sich bemühet, ist auch kein Zweiffel, es werden derer im Lande noch mehr anzutreffen seyn, wie dann sonderlich von denen Mannsfeldischen gesagt werden will, wenn nur die behörige Mühe und Kosten von dererselben Etablirung die unachtsamen Einwohner nicht zurücke hielten. Von seiner Fruchtbarkeit in

allen Arten des Getraydes und sehr delicaten Obstes viel herzusagen wäre, gantz überflüßig, indem die häuffige Zufuhre, die von denen Ausländern geschiehet, dessen ein unverwerffliches Zeugniß giebet, und wann GOtt Sachsen mit einem Mißwachs heimsuchet, so haben viele teutsche Provinzien wenig zu essen. Endlich die Lufft des Landes betreffend, so ist selbige durchgehens gut und gesund, wie mann denn gar selten von ansteckenden Kranckheiten höret, und wenn solche sich ja eingefunden, sie ihren Ursprung nicht so wohl aus dem Lande, als vielmehr durch beschehene Inficirung von andern Orten her haben. Leute von 60. 70. und mehr Jahren in Sachsen zu sehen, ist eine gantz gemeine und gewöhnliche Sache, und wenn etwann im Früh-Jahre oder Herbst an einen oder dem andern Orte des Tages ein paar Personen sterben, achtet man solches als etwas sonderliches, woraus denn die gesegnete Natur des Landes gäntzlich zu erkennen stehet. Aus diesen angeführten nun ist die herrliche Beschaffenheit Sachsens hoffentlich zur Gnüge zu ersehen.

Von denen Inwohnern.

Dessen Inwohnern aber betreffende, so gehen die Meißner ohnstreitig denen andern Sächsischen Unterthanen ja ausser allen Zweifel allen Orten Teutscher Nation weit zuvor, sie sind sehr artlich, vornehmlich die in denen grossen Städten, als Dreßden und Leipzig wohnen, auch die, welche durch Beschauung fremder Länder ihren Verstand auf den vollkommensten Grad gebracht, darneben sind sie bescheiden, höflich voller angenehmer Reden, Worten und Gefälligkeiten.

Ihre Sprache.

Ihre Sprache führet den Scepter von denen teutschen übrigen Dialectis, und ist selbige sehr lieblich, wohl lautend, Wort- und sinnreich fliessend voller zierlicher Bedeutungen, sich weit erstreckend, und weiß alles nach seiner rechten Art wohl vorzustellen und auszudrucken, das Laster der Flatterie wird gar nicht statt finden, wenn man sagt, daß die Sächsische Mund-Art, so, wie sie in Meissen und in denen vornehmsten Städten, und an dem Chur-Fürstlichen Hofe geredet wird, vor allen andern in Teutschland

land die reineste, verständlichste, lieblichste, und denen Ohren angenehmste sey. Denn die Oesterreicher Mährer und andere mehr mit selbigen gräntzende, nehmen dem Mund allzu voll, legen eine unangenehme Accentuation auf die Worte, verwechseln die Buchstaben, verkürtzen oder verlängern die Sylben auf eine gezwungene Art, und beschmitzen also solche mit vielen alten Teutschen verstorbenen Redens-Arten. Die Schwaben, Francken und Rein-Länder haben eben diese unangenehme Dinge an sich, die Thüringer, Voigt-Länder, Hessen, und was an selbige gräntzet, sind diesen allen nicht weniger unterworffen. Die Märcken, Nieder-Sachsen und weiter hingelegenen, liegen gleichfalls an dieser Kranckheit und Gebrechen, so, daß wenn von diesen Nationen einer, der völlig nach seinem Munde redet, mit einem Hoch-Teutschen zu sprechen kommen solte, es viele Mühe kosten würden, ehe sie zusammen einander verstehen lerneten, die Sachsen sind ferner sehr sinnreiche, gelehrige Köpffe, großmüthig, tapffer, und die gerne in der Welt auf Ehren-Staffeln sich gesetzt sehen. Sie lieben

die freyen Künste, Music und ander galantes Wesen, sind verschmitzt, klug, und wissen auf dem Nothfall sich gar wohl zu verbergen.

Vom Frauenzimmer.

Ihr Frauenzimmer streitet an Schönheit, angenehmen Wesen, guten und annehmlicher Aufführung, und trefflichen Gewächse, mit dem Englischen selber um den Vorzug, sonderlich excelliret unter diesen allen dasjenige, so Dreßden und Leipzig auf die Welt bringet, wiewohl die übrigen Städte sich der Töchter ihres Landes warlich auch nicht schämen dürffen, und man siehet das gantze Land mit vielen irrdischen Engeln erfüllet; Jedoch muß bey denen Ausländern das Leipzigische sich dieses nachsagen lassen, als ob sie die Verliebtesten unter allen, und der Himmel sie sonderlich mit solchen Hertzen begabet, die nach derer Männer Conversation jederzeit ein sehnliches Verlangen tragen. Ob nun dieses wahr, werden sie am besten sagen und beweisen können.

Von

Von der Tapfferkeit.

Das Lob, daß die gesammte Nation wegen ihrer Tapfferkeit und Heroischen Thaten hat, ist alt, so, daß es mit ihnen gantz unfehlbar gebohren, die vorigen Zeiten erzittern vor ihren Nahmen, Engelland, Italien und Thüringen wissen noch von denen Wundern zu sagen, die sie allda unter ihren Ausführern und Hertzogen, denen von Hengsten, Albino, und andern gethan, und ihr Ruhm durchhellet die gantze Welt. Alle Puisancen traueten ihren Armeen keinen rechten Muth zu, wenn sie nicht Sachsen unter solche zehlen solten, dieses Lob dauret auch noch bis dato, nur in neuen Zeiten zu bleiben, so werden Ungarn, Morea, Dalmatien sammt den Rhein-Strohm sattsam von ihrer Tapfferkeit zeugen, und ob gleich Schweden und der Pohlnische Krieg etwas davon vermindern wollen, so ist doch solches mehr um ihrer eigenen Person, als des hochmüthigen Feindes Bravoure geschehen, und die jüngste Action bey Calisch hat alles dißfalls empfangene Macul grossentheils wieder ausgelöschet. Zwar die eigentliche Ankunfft

und Geburth dieses berühmten Volckes ist nicht recht erläutert, indem die alten Vorfahren sich mehr bestrebet, tapffere Thaten zu thun, als solche aufzuzeichnen, und dahero um ihre Origines nicht sehr bekümmert und besorget waren. Es ist aber kein Zweifel, daß meistens um ihres allzusehr bejahrten Alters willen die Geschicht-Schreiber ihre eigentliche Geburt nicht finden können. Das ist glaubhafft, daß der Oriente, als der Stamm-Baum aller Völcker, sie mit erzeuget, in Hollsatzen, oder nach itziger Art in Hollstein sie am ersten bekannt worden, und da herum ihren Nahmen der Nachwelt mitgetheilet; Nichts thut hierbey zur Sache, daß bey denen Römischen und Griechischen Scribenten man ihrer nicht eher Meldung findet, als ein paar hundert Jahr vor Christi Geburt, diese beyden Völcker waren in Ubermuth ersoffen, und hielten alle andere gegen sich, wie dummes Viehe, derowegen bemüheten sie sich auch nicht sonderlich, von solchen eine eigentliche Erkänntniß zu erlangen, aus diesem Stoltze floß zugleich, daß sie sich offte nicht einmahl die Mühe gaben, die Nahmen an-

anderer Völcker recht zu erforschen, worzu noch kam, daß die damahlige Beschaffenheit vieler Länder so bewand, daß es schwer, ja fast unmöglich war, durchzureisen, und deren innerlichen Zustand zu erkundigen, weil die etwas rauhe Art der Inwohner solche Besuchung vor ihren Staat gefährlich hielte. Jedoch da die Noth und Einbruch frembder Völcker die Römer zwange, sich um sie ein mehrers zu bekümmern, seynd auch die Sachsen mit zuförmlicher Erwehnung kommen. Gothanen annoch in ihrer Wiegen erhaltenen Ruff der Bravouri, haben sie auf uns allzeit bishero fortgepflantzet, und quellen die Historien von diesem Lobe. Es bemühen sich zwar bisher erzehlte Tugenden, einiger Fehler mit beyzusetzen, und die Sachsen eines hochmüthigen und unbeständigen, auch falschen Homeurs zu beschuldigen, man begehret nicht von allen zu reden, und jeden individuæ liter eine Apologiam zu schreiben, weil es in der gantzen Welt heisset: Sunt bona mixta males; jedoch wie es jederzeit von denen Scribenten ein unbedachtsamer Fehler gewesen, wenn sie die Laster einiger eintzeln Personen

der gantzen Nation beygemessen, also kan auch voriges mit keinen Warheits-Gründe von allen durchgehends gesaget, und ihnen beygemessen werden.

Der Sächsische Land-Adel.

Wiewohl nicht zu läugnen, daß der Sächsische Land-Adel fast durchgehens hochmüthig, das zugleich von denen Schweden auch gesaget werden will, und sie öffters einen Bürger kaum ihrer Conversation würdigen, selbige fast nie anders, als mit diesen schimpfflichen Worten: Die Bürger-Canaille belegen. Allein die, so die Welt weiter besehen, und wissen, daß hinter dem Berge auch Leute, und ein Bürger auf eben die Art, und aus eben dem Zeuge gezimmert sey, als wie sie, führen sich desfalls bescheidener auf: Obige inflati Domini möchten wohl consideriren, daß der Bürger sie bey ihrem Stande erhalten, und ohne solche, weder sie, noch ein Landes-Herr leben, ja kein Fürst und Staat in Ewigkeit nicht bestehen könne, wenn selbige die Bürger-Köpffe nicht mit ihrer Arbeit und Fleiß erhielten. Sin-

Sintemahl bey denen von Adel bey nahe grand Mode worden, wenig zu studieren, destomehr aber zu brutalisiren. Die, so in Bedienungen sitzen, legen die Arbeit auf der Bürger Schultern, die guten Tage aber und reichen Einkünffte auf die Ihrigen. Und es ist freylich ein grosses Unglück vor alle und jede Zeiten, daß ein Cavalier glaubet, es besteht sein Adel darinnen, wenn er von guten Hunden erjagden Wildprett, eingeschluckten Maaß Wein, und Bier, gemachten Depouchen mit Weibs-Volck, gehaltenen Duellen, und andern dergleichen rauhen Qualitäten einen Discours zu führen wüste, um Staats- und gelehrte Sachen aber sich zu bekümmen, gehöre zu seinem Character gantz nicht, und wären dieses Dinge, die selbige nur verdunckelten, da sie doch solche ihren Adel ursprünglich zu dancken haben; Dahero siehet man auch, daß der meisten ihre Raison ohne behörigen Nutzen ablauffen, denn wahrhafftig diejenigen, die davor halten, daß wenn sie zu erzehlen wüsten, wie viel zu Paris a la Bassette verspielet, was der König den und den Tag vor ein Hembde angezo-

 gen,

gen wiewohl der Dauphin in oux bois in Vicennes Wölffe gefangen, was der Sprach- und Tantz-Meister des Monaths gekostet, (davon doch viele offt blutwenig mit nach Hause bringen) wie der Weg nach Orleans, Blois und Lion aussehe, ob er kothig oder trocken gewesen, was in Rom vor Cortegianen seyn, und was eine koste, wie offt sie zu Venedig mit einer Maitresse auf der Gondel gefahren, sie in der Opera entreteniret, und wie sie sitzet, wann sie sich in Bantagno hätte tragen lassen, wie gut die Weine zu Neapolis und Florentz geschmecket, was die Welschen Köche vor herrliche Carminadel und Olapatrien zu machen wüsten, wie vergnügt es sich zu Londen mit einer Dame in der belle Maille spatzieren liesse, wie angenehm ein Pfeiffgen Toback auf einer Holländischen Treckschütte schmecke, daß dieses diejenigen Dinge wären, die sie nothwendig vor allen andern Menschen distinguirten, und zum vollkommenen geheimen Staats-Rath machen könten, auch der Landes-Herr sich versündigen würde, wenn er Leute von so thanen Wissenschafften nicht allen andern vorzöge, dieselben irren

irren gewaltig sehr, und müssen offt solche Fehler mit blutigen Thränen beweinen. Wenn es denn geschiehet, daß ein mit diesen Qualitäten ausgeschmückter Mensch in die Collegia und Officia mit gezogen wird, so kan alsdenn nichts anders erfolgen, als daß er lauter Irrwische in denen Staats-Sachen garstige Grumpen in die Justitz, und durchgehends die horrentesten Fehler in allen Dingen gebähren muß, über welchen darnach der Herr und Unterthanen die Hände zusammen zu schlagen Ursach haben, doch es sey ferne, daß dieses von allen und jeden indifferement solte gesaget werden. Der Nahme so vieler um das Land sich hoch genug verdienter redlicher von Adel bleibet allerdings in seinem unsterblichen Ruhm, und wird ihr Glantz durch dieser ungearteten Flecken, so wenig verdunckelt, als wenn ein Mohr die Sonne siehet, denn sie wissen selber gar wohl, daß ein Fürst in einem Tage gar viel Edel-Leute machen könne, in seinem Vermögen aber gantz nicht stehe, einen rechtschaffen klugen Mann zu verfertigen. Wer solte aber aus bisher erzehlten nun nicht urtheilen und glau-

glauben wollen, daß Sachsen nothwendig ein solches Land, das die referirten Stücke des weltlichen Wohlstandes alle zusammen en perfection besässe, aber weit gefehlet, sie mangelten ihm bey nahe alle. Die höchste Gewalt bestehet zwar bey dem Durchl. Churfürsten, der omnia imo fere regia Regalia in so fern alleine besitzet, bey alle dem aber machet ihn der drey Herren Vettern ihr ex Proavi Testamento, in dem Ober-Steuer-Collegio, und Ober-Hof-Gerichten mit eingemengtes Wort, und denn das Votum Consultatorium, welches die Herren Land-Stände offt gar rigoureisement erinnern, und die eine das Jus Supreatus übersteigende Macht sich arrogiren wollen, den Landes-Herrn seinen Consiliis und Anschlägen viel hinderlichen Verdruß.

Status Regiminis.

Mit gemeldeten Herren Ständen hat folgende Bewandnisse. Es ist dieses Corpo zusammen gesetzt, aus Ritterschafft und Städten, unter die ersten gehören, was an Prälaten da ist, (welches noch

noch ein Uberbleibsel des Päbstlichen Sauerteigs ist) denn folgen die Grafen, Baronen und andere Noblesse, wer die andern seyn, braucht keiner Erklärung, dieses Systema dürffte fast mit dem alten Griechischen Corpore Achaico in einige Verwandniß zu setzen seyn, wiewohl jene zusammen Summam potestatem præsentiret, das aber bey diesen fehlet, ausser wenn der Souverain noch unmündig, da aber doch indessen sein Vormund, die Hoheit hat.

Ihre Eintheilung.

Jede Stadt erscheinet demnach auf den von dem Landes-Herrn angesetzten Land-Tage, durch ihre Gevollmächtigte, welche doch nicht von der sämtlichen Commun, sondern dem Rathe alleine legitimiret seyn, diese Theile nun zusammen gesetzt, heissen die Land-Stände. Die ersten haben einen Ertz-Marschall, welche Würde unverrückt auf einer Familie (derer von Löser) bleibet, also, daß solche ein noch auf den Stecken reitender Knabe repräsentiren kan, welches einen Ausländer vielleicht lächerlich vorkommen, und drüber spöttliche Einfälle

fälle haben könte. Hierub.. haben sie ferner ihre Crayß-Directores, und theilen sich weiter in den engern und weitern Ausschuß. Bey denen Städten, da ist ein Director, welches Directorium die Stadt Leipzig führet, daß ihr doch von andern streitig gemachet werden will; doch es scheinet es possessione vel quasi zu haben: Sie rangiren sich nach den Crayssen, und haben nicht weniger den engern und weitern Ausschuß, gleich denen von Adel, und denn folgen die Städte.

Statum Potestatas.

Wenn nun der Landes-Herr Gesetze einführen, Anlagen machen, oder sonst Geld haben will, so soll er, nach derer Herren Land-Stände Stylo zu reden, regulariter sie erst convoliren, und wann dieser modus procedendi beliebet wird, so denn werden sie aus den geheimen Consilio ergangenen Ausschreiben dahin beruffen, wohin sie der Fürst haben will.

Convocatio.

Sobald sie erscheinen, müssen sie im Chur-

Churfürstl. Marschall-Amte und bey dem Ertz-Marschall sich melden, da denn der Tag ihrer Ankunfft gar fleißig angemercket, jeden aber zugleich 14. Tage zu seiner Ab- und Zu-Reise beygeleget werden.

Auslösung.

Dieses Melden geschiehet nur um der Auslösung willen, als die nach jedens Classe reguliret ist. Der Ertz-Marschall bekommt täglich 10. bis 12. fl. Meißnisch, ein Crayß-Director hat eben so viel, aus den Engern 3. bis 4. fl. aus den Weitern 3. fl. von der allgemeinen Ritterschafft aber jeder des Tages 2. fl. eben dergleichen Bewandniß hat es mit denen Städten auch, und ist dem geringsten täglich 1. fl. verordnet; Man siehet sein Wunder und Freude, wie diese Herren insgesamt auf einen Land-Tag sich freuen, noch mehr aber vermehret sich ihr Gaudium, wenn diese lange protrahiret werden, denn da setzet es viel Auslösung, da sammlet mancher so viel, daß er und die seinigen eine geraume Zeit davon leben können, da werden neue Klei-

der

der gekaufft, und die Familien auch nicht vergessen, derjenige, so bey dem Land-Tage mit einem alten abgetragenen Jäckgen angestochen kommt, ziehet als ein Grand d'Espagne, und mit einem guten gespickten Beutel wieder davon. Nun solte denen Sächsischen Verfassungen nach, eine solche Diæta alle 6. oder 7. Jahr gehalten werden, es trägt sich aber offt zu, daß sie ehe, zum wenigsten auf einen so genannten Ausschuß-Tag sich einfinden müssen, dann und wann aber verziehet es sich etwas länger; das erstere thun sie mit grossen heiligen Christ Freuden, das andere aber gebühret so dann ein Murmeln, als ob wider ihre Privilegia gehandelt würde, und da fehlet es an Malcontenten gar nicht. Alleine sothanes Murmeln geschicht gantz nicht um des Landes besten willen, sondern es hat seine Quelle daher, weil sie so dann keine Auslösung einzustreichen haben. Diese Auslösung aber muß der Churfürst sich allemahl an demjenigen, was die Stände gewilliget haben, wieder abkürtzen lassen, und demnach seiner Diener und Unterthanen Willen, darzu sie doch ihre natürliche Pflicht ver-

anweiset, mit seinen eigenen, oder seiner Unterthanen Gelde bezahlen. Ist in Wahrheit eine recht wunderliche Sache; Im nachrechnen ist befunden worden, daß der Anno 1699. bis 1700. gehaltene Land-Tag, fast 3. Tonnen Goldes, der darauf erfolgte Ausschuß-Tag bey nahe zwey, und der Anno 1704. gehaltene nicht minder gekostet habe. Was schöne Trouppen hätten vor dieses unnöthig vergeudete Geld gehalten, und wie viel anders gutes würde dafür zu schaffen gewesen seyn. Die Gelder werden aus der Churfürstl. Steuer-Cassa contentiret, und lässet wohl keiner jemahlen einen Pfennig zurücke, sondern sie wissen schon Art und Weise, sich selber bezahlt zu machen.

Nam Dieta Fundata.

Solte aber nun gleichwohl eine sothane von denen Ständen angemaßte Potestät, und ihre so genannte Bewilligung, auch mit der gesunden Vernunft, und denen Principiis der wahren Politic einstimmig fallen! Denn wie würde es diesen Herren anstehen, wenn ein Ter-

tius käme, und sie solten einer andern so und so viel 1000. Rthlr. zahlen, besiehle? Was grosse Augen würden sie darzu machen, eben also ist es mit ihren Willigen auch beschaffen.

Subditos.

Sie, als selbstige Unterthanen, die ihren Landes-Herrn, allen Gehorsam, Folge, und schuldigste Prästanda geschworen, consentiren, daß der Landes-Herr seine andere Subditos um eine Gabe und Beysteuer aussprechen darff. Wie reimen sich doch diese unbegreiffliche Dinge mit der Ober-Herrschaft? Es muß unwidersprechlich darauf folgen, daß nicht der Fürst Herr vom Lande, sondern sie vielmehr solches seyn, weil ja dessen Vermögen in ihrer Willkühr beruhet.

Wer die Contribuenten.

Uber diß contribuiren sie alle zusammen zu denen verwilligten Prästandis nicht einen Pfenning, sondern solches muß der arme Bürger und Land-Mann thun,

thun, und diesen Leuten noch Geld dazu geben, daß sie auf anderer ihren Beutel und Kosten eine Anlage machen können. Denn die von der Ritterschaft haben den Hencker zu braten, und ihre eintzige Excusen mit denen Ritter-Pferden, die zwar also auf dem Papier stehen, in der That aber, meré Entia rationis seyn, und von welchen der Landes-Herr nicht den geringsten Nutzen, wohl aber lauter Beschwerung hat. Die Städte hingegen seyn E. E. und W. W. Rath selber, das wäre so dann eine Himmelschreyende Sünde, wenn diese ihren Landes-Herren was geben solten, der Herr Burgemeister aber, und wie diese patres conscripti nach einander heissen, haben alsdenn einen Vetter, Gevatter, oder andern Zech- und Spiel-Compagnon, der muß nothwendig und nach deren Regeln, der von diesen Leuten selbst-gebackenen Justitz, von allen frey ausgehen, hernach kommt noch ein Geistlicher oder Doctor angestochen, die jener Ratione seines geistlichen Bareths, dieser aber wegen seines Doctoral-Sammet-Peltzes, ohnstreitig auch frey seyn will und muß. Oder es finden sich

auch andere legis fraudis, die unmöglich alle zu erdencken. Redundiret also das sämmtliche Onus auf den armen gemeinen Mann, der so lange gekränckt und mit der Execution geschuriegelt wird, bis das Hemde vom Leibe das Bett aus der Kammer, die Kuh aus dem Stalle und noch viel mehr vor die Executions-Bengel fortgeht. Dieser arme Haufe, weil er nicht anders gelehret, und in denen alten Meynungen mit Fleiß also ersoffen gelassen wird, schweiget zu allen diesen durch der Stände Bewilligung gestifften Jammer und Pressuren stille, erkennet aber ihren rechten Ursprung nicht, sondern schreyet und seufzet über seinen Landes-Herren, und wünschet, statt schuldigen Segens, ihm alles Unglück an den Hals, da doch der arme Landes-Herr an alle dem auch nicht ein Quintgen Schuld träget, sondern der sämmtliche Jammer einig und allein die lieben Herren Landes-Stände mit ihrer unveränderlichen Devise erwecket: Daß in einem fremden Rohre gut Pfeiffen schneiden sey. Dergleichen schöne Früchte nun gebähren die Land-Tage und Privilegia derer Stände, weil aber dieses

ses eine Sache ist, so in gantz Teutschland consequenter auch in Sachsen Primario eingeschlichen, so verdienet solche wohl, daß nach ihrem rechten Ursprunge gefraget werde.

Status unde ortus & Privilegia eorum.

Es müste einer in der Historia gantz und gar ein Fremdling seyn, der nicht wüste, daß diejenigen Würden, die jetzo in Teutschland das gröste Point ausmachen, zu denen Zeiten Caroli Magni und seinen Nachkommen, und bis Teutschland anfieng, seinen eigenen Söhnen den Kayserlichen Purpur anzuhangen, entweder gar nicht waren, oder aber in gantz anderer Gestalt sich präsentireten. Denn die hohe Chur-Würde stack dermahlen noch in denen Lenden der alles veränderten Zeit, die sie auch nicht eher gebohren, als da das gröste Interregnum des Reichs Ruhe-Stands, gantz und gar zernagete, wiewohl nicht zu läugnen, daß bereits vor selbigen einige Fürsten denen andern an Macht und Würden vorgiengen, daß demnach selbi-

biger Jahre Lauff, ohngefehr vor die Stunde ihrer Empfängniß könte gerechnet werden, wie die meisten Historici ihre Meynung dahin zu verstehen geben, und zu behaupten suchen. Die Nahmen Land- Marck- Burg- und gemeine Grafen aber wären nichts anders, als solche Dienste, die gantz nicht erheblich, sondern von dem Kayser eintzig und alleine dem wohl verdienten, oder welche sonsten des Kaysers Gnade darzu eleviren wolte, gegeben wurde, und bedeutete das Wort Graf, nach dem Stylo selbiger Zeit, nichts anders als einen, der in des Kaysers Nahmen denen Provintzien das Recht sprechen solte, konte auch nach jetziger Art, fast nicht unbillig vor einen Gouverneur, oder Stadthalter ausgedeutet werden; Daß demnach die Land-Grafen diejenigen wären, die mitten im Reiche einer Provintz gouvernirten, die Marggrafen, welche man an die Gräntzen gesetzet, die Burggrafen, denen ein gewisses Castell oder Schloß, mit seinen Dependentien zu regieren anbefohlen, und letztlich die Grafen, die an andern Orten Vices Cæsaris versahen; Doch aber weit geringer

ger als obige, auch nicht so wichtige Sachen, als wie jene dediciren konten, ja es waren dergleichen Bedienungen an dem Kayserlichen Hofe selber, die man Pfaltz-Grafen quasi Comites Palatine Cæsarei benahmete, denen oblage, dasjenige zu schlichten, was immediate aus denen Provintzien an den Kayser gelangete, Comites aber wurden sie in der Lateinischen Sprache daher genennet, weil sie dem Kayser zu Hofe allenthalben zu begleiten verbunden, dahero modernen Gebrauch nach, certu respectu mit der Guarde du Corps und Guarde du Chevalliers en Comparaison kommen konnten, wie dieses lauter aus denen Teutschen Scribenten nicht unbekannte Dinge seyn, allein als nach des Caroli Magni Tode dem Ludovico Pio die Söhne viele Unruhe machten, auch diese nach des Vaters Absterben einander weiter in die Haare geriethen, welches Unwesen so fort dauerte, bis der Carolinische Stamm gantz ausgienge, dachten obgemeldte Grafen oder Stadthalter bey sothaner Regierung ihr eigenes Interesse auch nicht zu vergessen, liessen also die Begierde sich

ankommen, die aufhabenden Würden erblich zu machen, und auf ihre Posteros zu transferiren, die in lauter Unruhe verwickelte Carolinische Kayser hatten nicht Zeit an die Supprimirung sothaner Concepten zu gedencken, und waren content, wenn diese Herren Gouverneurs ihnen nur mit Volck und Geld aßistirten, diese Herren nun, damit in der unternommenen Sache sich desto eher reusirten, und nicht etwan ein anderer, der mit ihnen ungleicher Ankunft und Naissance war, sie in ihrem Vorhaben stöhren, und sich eben dergleichen Gedancken einfallen lassen möchte, hielten vor die beste Maxime, wann sie mit denen vornehmsten des Landes gewisse Pacte träfen, die sie entweder selber offerirten, oder ihnen von jenen vorgeschrieben wurden, und zu deren Haltung sich obligirten. Es mag auch wohl seyn, daß sie dem Lande vorgestellet, was Schaden die öftern Aenderungen und Abwechselung der Gouverneurs verursache, und wie die Lande bey damahligen schlimmen Zeiten dadurch harte mitgenommen worden, welches aber alles wegfiele, wann sie dazu hülffen, daß die

die Verwaltung auf einer Familie beständig bliebe, stelleten zugleich mit vor, wie sie mit ihnen in gleicher Parität wären und bleiben würden. Da nun die Carolinischen alle einander aufgetrieben, und der gantze Teutsche Stamm bis auf die Wurtzel ausgegangen war, die Teutschen hingegen anfiengen, aus ihren Mitteln Kayser, oder vielmehr nur Könige über sich zu setzen, musten diese neue Regenten denen bisher erwachsenen Land- und andern Grafen, die einmahl zu sich genommene und ihren Familien bereits eingepfcopfte Würden, nothwendig confirmiren, in welchen sie sich durch Hülffe der vielen Unruhen ohnedem schon allzufeste gesetzet hatten, und weil diese gantz aus neuen Stämmen herangewachsene Kaysers-Cronen, denen damahls zu einem Recht gewordenen Dingen sich zu widersetzen, ihren Staat nicht gemäß sahen, bekräftigten sie zugleich, diejenigen Pacta und Privilegia, welche die vielgedachten Herren mit ihren Unterthanen Ratione der Regierung und Succeßion zusammen aufgesetzt und placidirt hatten. Die neue Regenten hingegen liessen es gut seyn, und konten in der

 Welt

Welt entweder nicht penetriren, was alle diese Pacta und Conventiones einmahl vor enconvenientien ihren Nachfolgern erregen möchten, oder was sie sonst ihren Staat nachtheiliges in sich hielten. Zu welchen allen noch gar viel halff, daß die damahligen Zeiten in Teutschland so beschaffen, daß Gelehrte und Staats-kluge Leute ein höchst rares Wildpreth waren, und alle Weisheit bey denen Mönchen in Klöstern verwahret lag, welche doch entweder auch blutschlechte Helden in Rebus politicis Statisticis abgaben, oder aber es sonsten mit denen andern hielten, dem Fürsten also das rechte Verständniß nicht eröffneten. Dieses ist demnach der wahre und glaubbahre Ursprung derer in Teutschland und Consequenter auch in Sachsen inter principum & Subditos errichteten pactorum & privilegiorum, denn daß jetzige Durchlauchtige Churfürsten von denen alten Marggrafen entsprossen, ist eine gantz bekante Sache und unläugbar, daß diese hohe Würden postita mutatam reifaciem in ihr Etabliss ment gerathen, da aber nun kein pactum & privilegium contra Status

Status principia, & quod intrinsecam ejus Essentiam & Stabilitatem evertit (was aber diese Privilegia thun) ullo jure bestehen, oder firmiter verrichtet werden kan, zu dem sothane Privilegia contra sanam politices rationem Superioritatis etiam Provinciarum acSubditorum utilitatem streiten, sich auch nicht propter præscriptionem ullam quam vis immemorabilitatem nec principis spontaneam Confirmationem justificiren lassen, angesehen contra rempublicam, noch weniger contra principum & eorum status Interesse keine præscription laufft, die erstere gilt in dem, wenn de Damnis & Præjudicis principis & ejus Status gehandelt wird, sie allemahl nicht anders, als Minorennes zu considerien, contra quos multo minus præscriptio currit, sed in Æternum beneficio Restitut. in integrum ad priorum Statum ac debita jura gaudet. Was aber die Leges de Subditis sine in passu ordiniren, auf dem Impetrantem nicht appliciret noch extendiret werden kan, als der ipse Legislator sich aber in seinem eigenen Gesetzen nicht unterwerffen wird, als von welchem ohne dem jeder Princeps Salutus, und an selbige nicht gebunden, quoad privilegia aber selbige alle-

allemahl wie ein ander die Clausul in sich haben: **so ferne es uns und unserm Staat nicht nachtheilig,** welche den Revocationem & cassationem allemahl selber inseriret, einfolglich aber solche per præscriptionem sich nicht salviren können, denn was einmahl annulliret und in pristinum Statum aut in primum non redigiret werden kan, hat unmöglich einer Verjährung sich zu erfreuen, zudem ist und bleibet diese Regul wohl unumstößlich wahr, quod utilitas publica præferenda sit privatæ, nun ist aber der Nutzen, der aus sothanen Revocationem vel restrictionem Privilegiorum, dem Fürsten und gantzen Lande entspringet, gantz Sonnen-klar, siquidem ad ferenda publica onera quilibet Subditus conscientia & homagio præstido adstrictus, von diesen aber subtrahiren sich die Herren Status entweder in Totum, oder geben doch sonst nicht viel darzu, und lassen die gantze Last denen übrigen auf dem Halse gantz intolerabel liegen, nec quicquam injustitiæ aut iniquitatis hæc in se habent quam in prima fronte talem speciem pro se ferant, revera tamen nulla adest, sed si aliquod incommodum privatis, quibusdam inferat, pu-

publico & manifesto bono sat abunde id compensatur, vid. Far. L. 14. An. 1644. & Hyppol. a Lap. de ratione Status, §. 1. annebst da propter incertitudinem & ob scandalum genealogicum nicht so sehr exacte zu demonstriren, ob a Wittekindo M. das Durchl. Chur-Haus so gar immediate und infallibil abstamme, quamvis Reusnerus magno conatu & animositate probate hoc ausus fuerit, sondern vielmehr gantz glaubhaft, daß in die extinctas primtores familias quibus pacta & Privilegia hæ dederant, andere ex plane nove vel jure Belli vel Hereditario vel proprio aufgekommen, quæ antecessorum actu non obliganda, und eine solche Obligation die Rechts-Lehrer nicht weiter, als de rebus patrimonialibus wolten gelten lassen, non autem quæ Statum & Interesse public. concernit, sind die Durchl. Churfürsten zu Sachsen etiam ex hoc capite an die oft intentionirten Pacta und Privilegia nicht gebunden. Nichts wird diese Objection cum effectu darwider thun; Daß gleichwohl alle und jede Successores ex Moderna & illustrissima Dom. Saxon. Electorali

rali confirmiret, approbiret, und ihnen daher eine Gütigkeit beygeleget hat. Es ist hierauf vorher schon geantwortet worden, kan auch über dis nach den gemeinen Bürgerlichen Rechten keiner seinen beneficiis & Juribus renunciiren, er sey denn von deren Nutzen und völligen Verstande sattsam informiret worden, welches die Rechte bey denen Frauens-Personen gar sorgsam observiret wissen wollen, und dahero alle Actus, so disfalls in contrarium vorgegangen, völlig wieder rescindiren. Wie solte aber ein Landes-Herr Deterioris conditionis seyn, als seine Subditi, und derjenigen Recht sich selber nicht bedienen dürffen, von welchen er doch ipsissimus Conditor ist, und die omnem autoritatem & validitatem von ihm haben. Entstehet demnach die Frage: Ob die Durchl. Churfürsten auch sattsam erinnert, und ihnen aufrichtig gewiesen worden, was durch dergleichen Confirmationes sie sich in ihren Rechten vergeben und präjudicirten? Und wenn auch solches geschehen: Ob sie auch ihrer Macht, und unumschränckten Gewalt sich also freywillig begeben, und selbige in die Hände ihrer Unter-

Unterthanen getheilet wissen wollen? Ist aber ein solches unterblieben, so würden auch alle diese Confirmationen die verlangte Validitam in Ewigkeit nicht haben. Wird demnach kein Recht- und Staats-verständiger Mann sagen und behaupten können, daß die theuersten Churfürsten von Sachsen an diese Land-Täge, und daraus fliessenden Execut. & Onera contribuendi ihrer Unterthanen beliebte Privilegia gebunden seyn, sondern vielmehr in ihrer hohen freyen Macht stehe, solche zu revociren, aufzuheben, und statt solcher andere Verordnungen einzuführen. Die Befügniß dessen allen bewahret sich bey dem Durchl. Churfürsten zu Brandenburg allzu sehr, indem selbiger glaubet, daß dergleichen seinen Staat und Ländern schädliche Dinge ex purissima conscientia ausbrüten dürffe und können, wie denn die dortigen Land-Täge gar ein ander Ficiem als die Sächsischen haben, und werden selbige nichts mit dem mindesten des Landes oder seines Souverainen incommodite gehalten, sondern wenn die Stände zusammen kommen, ist in gar wenig Tagen alles gethan, und der hohe Wille des Landes-Vaters erfüllet, wobey die

die Brandenburgische Lande sich gar wohl befinden. Denn was soll doch dieses in der gesunden und politischen Vernunfft vor Grund haben, das Oberhaupt muß erst von Proceribus, die doch Unterthanen, gleich allen übrigen, sind, erbetteln, daß ihme sein Land seinen Unterhalt und Revenüen geben möchte, ja er giebt ihnen noch Geld darzu, daß sie dieserwegen ihren Consens ertheilen, gewiß trügen diese Dinge nicht so viel Ausblösung, und sie müsten aus ihrem Beutel zehren, sie würden warlich in Ewigkeit an keinen Land-Tag gedencken, noch ein solches Geschrey und Wesen machen, von ihren Privilegiis. Denn wenn per Exempel dem Fürsten eine Million gewilliget wird, so muß er sich erst lassen eine Summa Geldes abkürtzen, die seine Herren Mit-Regenten, (denn so wollen sie doch gerne heissen) in ihre vorhin leere Beutel gestecket. Allein was entstehet daraus? nichts anders, als daß der Landes-Herr in seinen gemachten Rechten sehr weit zurücke kommt, in seiner Cammer lauter Schulden, des ordres, verrückte Concepte, gebundene Hände, und andere dergleichen böse Suiten mehr empfindet, welche

welche doch alle nachbleiben würden, wenn die unnöthigen Land-Tage nicht müsten gehalten werden. Am allermerckwürdigsten ist hierbey dieses, daß die Herren Stände zu denen placidirten Oneribus nicht eines Pfennigs werth mit beytragen, denn die von der Noblesse sind frey, daher, weil sie Edelleute heissen, die andern aber qui sunt Status, & columnæ Regiones, wobey noch 1000. andere Intriguen, als noch erwehnt sind, leider! mit einschleichen; Allein geniest denn ein Edelmann und Raths-Herr nicht eben den Schutz, ja wohl mehrern als ein anderer? Sie können zwar hierauf nicht anders antworten, als daß sie solche wären, jedoch die ad Antecessoribus erlangte Privilegia immunitatis (man möchte wohl inanitatis sagen, en regard der vor das arme Land hieraus entspringenden Pressuren und schlimmen Suiten, und weil sie vor des Landes Wohl die Köpffe zerbrechen müsten eximirten sie sich a præstatione onerum) ist trefflich wohl gegeben, und die Sache mit unhintertreiblichen Gründen behauptet, derjenige, der das Marck des Landes verzehret, und dessen besten Güter besitzet, gehet leer aus,

die andern aber, so an den blossen Knochen gleichsam nagen müssen, sollen die faulen Fratres mit ihrem Schweisse erhalten helffen. Ist gewiß eine unverantwortliche und Himmel-schreyende Sünde. Es ist wohl ganz richtig, daß derjenige, so im Lande viele Güter hat, und ansehnliches Vermögen besitzet, von seinen Fürsten mehrern Schutz haben wolle, als ein armer Schlucker, sintemahl es mit einem solchen heisset, als mit jenem: Omnia mea mecum porto, und wenn er doch kaum etwan ein armseeliges Häußlein, geringen Weinwachs, morastiges Wießgen, und dergleichen in seinem Vermögen hat, dahingegen jener viele grosse Güter, kostbare Palais, trefflichen Hausrath, und anders Reichthum besitzet, so nachdrücklichern Schutz requiriren, als des andern sein Krahm. Diese aber durch die graubärtigen Privilegia verpallisadirte Immunität ruhet auf eben solchen Fundamente, als wie die Convocatio Statum selber. Haben denn die Magistratus nicht schon ihr sufficientes Auskommen, muß ihnen der Lands-Herr noch Geld darzu geben, daß sie noch desto commo-

moder vielleicht leben, und die Ihrigen mit einer grössern Pracht vor andern sich hervor thun, oder sie noch mehrere Güter erkauffen können. Ein Unterthan verändert essentiam & naturam Subditi nicht, er heisse auch wie er wolle, und je höher er ist, je mehr Schutz will er haben, consequenter, so muß er auch dem Principi um destomehr contribuiren, daß er ihm diesen Schutz prästiren könne, folget demnach unwiderleglich, daß keiner & quicunqui est Reipublica (daß sie sich doch nicht nehmen lassen wollen) befugt sey, ad oneribus sich zu eximiren, sein Gewissen und Pflicht verbindet ihn darzu, und alle diejenigen, die ihren Fürsten sothane Nasen andrehen, mit einer vermeynten Exemtions-Gerechtigkeit die Augen verkleistern, und dadurch von der schuldigen Steuer-Pflicht sich entlassen, solche hingegen andern auf den Halß weltzen, haben es gegen GOtt gar schwer zu verantworten, die höchste Obrigkeitliche Gewalt erstrecket sich über alle und jede, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, weiset also die Natur selber jeden dahin an, daß er zu Erhaltung des Obrigkeitlichen Ansehens und Macht,

daß selbe capable sey, ihm den verlangten Schutz präſtiren zu können, das Seinige pro viribus & Status conditione unweigerlich mit beytragen solle, dieses befiehlet Christus selber, in dem date Cäsari, allwo gar keine Distinction inter eximiorum & inferiorum Subditi zu finden.

Nam Ecclesiastici exemti.

Mit eben so übel gegründeten Rechten suchen die Herren Geistlichen ihre Köpffe aus der Steuer-Schlinge zu ziehen, ihr Stand ist wohl alles Respectes werth, alleine man muß nicht ihme höhere Astime und Veneration von ihnen machen, als solche verdienen, und GOtt selber haben will; Sie vermelden an das Volck die Worte GOttes, so sie in denen durch seinen Geist aufgezeichneten Büchern finden, wobey diese Herren sich doch leyder sehr offt die insupportable Freyheit nehmen, ihre Worte mit beyzufügen, solche denen Einfältigen vor göttliche zu verkauffen, und also Staub unter den Ambra zu mischen, allein das macht noch lange keinen Schluß, daß sie deßhalben in Republi-

publica, von welcher sie ein Pars wie alle andere Unterthanen, von allen und jeden müssen frey seyn, das General-Wort Unterthan ziehet sie mit unter seinen Sprengel, saget ihnen auch also ihr Gewissen, daß sie demselben das Ihrige mit beytragen, der sie solches alles gewehren, und schaffen muß, schämen solten sich diese Herren, die das Volck zu demjenigen anvermahnen, das sie selber nicht thun, noch zu thun begehren, und mit ihnen alle Defensores, daß sie die Bestärckung ihrer Meynung aus dem Abergläubischen, und des rechten Wegs verfehlenden Heydenthum, wie nicht weniger aus den irregulairen, und von allen andern Statibus ex singulari Dei voluntate es etwas particulaires habenden Jüdischen Regiment her entlehnen wollen, eine abergläubische Veneration gegen den Statum Ecclesiasticum führen, und weil bey denen alten Völckern diejenigen, so sich ad Theologiam begaben, meistens die andern Studia zugleich mit tractiret hat, diesen Leuten die Freyheit, bey denen Einfältigen & ad ridiculam plane superstitionem eingemischten Lügen zuwege gebracht, Christen aber solten

sich schämen, daß sie von denen irrigen, und von GOtt verworffenen Heyden den Beweiß und Fortification der Sache herholen wollen, wiewohl auch eben nicht alle Heyden so einfältig gewesen, und sich von diesen vermeynten Heiligen so ein hocus bocus hermachen lassen, sondern sie zogen offt genug diese Herren mit ad communia onera, der Juden aber ihr Status politicus bleibet singularis & ad nullius imitationem institutus, ist auch keine Folge: Dieses oder jenes Volck, hat dieses oder jenes gethan. Es schlägt offt gar übel aus, wenn man so einen Staats-Cörper zu jedem Kleide gerecht machen will. In primitiva Ecclesia finden wir nicht, daß die damahligen Heydnischen Imperatores die geistlichen ab Oneribus frey erkannten, der mit himmlischer Weisheit begabte Apostel Paulus saget in seiner heiligen Vermahnung, wie jeder sich politice zu verhalten, gantz nicht, daß die Geistlichen der Obrigkeit zwar unterthan, solcher aber nichts geben solten, nein, das Exempel Christi, welcher vor sich und seine Jünger den Zoll erlegte, stösset alle hierwider

etwa zu machende Objectiones rechtschaffen bündig auf einmahl um.

Cur Constantinus Magnus exemuerit.

Was Constantinus Magnus that, nutzt nicht viel, dieser war ein Fuchs und Cameleon, darum er bey der Kayserl. Würde sich allein zu mainteniren, und die andern Nivoles aus dem Wege zu räumen vor das beste Mittel erachtete, wenn er sich vor einen Christen ausgäbe, und dieser Liebe zuerlangen suchte, als die damahls schon mit ihrer Menge die Heyden, wo nicht gar übertraffen, ihnen doch wenigstens an Anzahl gleich waren. Hierzu aber war ihm nichts nöthigers, und welches den Weg zu alle dem andern facillime bahnen würde, und könte, als wann er die Geistlichen mit caressirte, und ihnen mit solchen ab antecessoribus gethanen Dingen flattirte, denn quantum valeant hi Domini apud vulgum, wuste dieser durchtriebene Gast sehr wohl, weilen nun sein vorgegebenes changement der Religion (mit welchem es doch auch res amodum litigiosa ist, ob gleich

die meisten geistlichen Herren, denn der solches in Zweifel ziehet, gar leicht zu einem Ketzer machen können,) unter seinen hohen Staats-Bedienten ein grosses Aufsehen gab, als die guten Theils Heyden waren, und es dahero leicht zu einer grossen Revolution hätte kommen können, als deren er gedachter massen ohne dem genugsam zu dämpffen hatte, so musten par raison d'Etaat die Christen und ihre Clerisey gewonnen, und selben mit vielen externis flattiret werden. Was seine Söhne und Nachfolger gethan, dienet ebenfalls zu keinem Beyspiel, weil die meisten mit diesen Principiis imbuiret waren, dahero die angefangene Leyer so fort spieleten, und per Traducem auf alle Successores die Dinge mit fortpflantzeten, zudem fiengen bereits damahls die guten Künste und elegantiora Studia an sich trefflich zu verliehren, und Welt-kluge Leute waren gar dünne worden, die überdiß mit ihren Vorstellungen bey dem einmahl eingerissenen Unwesen nicht viel würden ausgerichtet haben, zu welchen allen der aus dem Abgrund der Tieffe hervorsteigende Monachismus kam, und dem Fasse

bey nahe gar den Boden ausstiesse, was hierauf imponente Papatu von denen Fränck- und Teutschen Kaysern geschehen, von welchen es andere Potentaten abgelehnet, verdienet auch keine Nachfolge und bündigen Schluß; Denn Ungewißheit und Barbarey hatte damahls aller Orten die schönsten Ehren-Pforten aufgerichtet, hingegen lagen die guten Wissenschafften grösten theils in den Mist-Hauffen tieff vergraben. Alle Höfe schwärmeten und summeten von lauter Mönchen und Pfaffen, wer selbigen einen Dienst erwiese, der durffte sich nur gantz gewiß den Himmel einbilden, und hätte damahls unser HErr GOtt selber nicht viel nehmen dürffen, einen solchen Kutten-Lecker den Himmel zu versagen. Bey unternommener Reformation ist dieses Wort nicht verbessert, sondern in seinem alten Götgen gelassen worden, und derjenige Fürst, der sich dessen unternommen hätte, würde ohnfehlbar ein heiliges Anathema auf dem Buckel bekommen haben, nachhero ist es immer so blieben, und hat bis dato kein Fürst seine Jura, die ihm so wohl circa hunc passum, als auch sonsten in

Sacris zu stehen recht zu gebrauchen, und den päbstlichen Sauerteig recht auszufegen, sich die Mühe nehmen wollen.

Quid in Svecia observandum.

Jedoch hatte die Schwedische Maj. sich endlich aus diesen, und einigen andern Stücken glorieusement heraus gerissen, (denn in verschiedenen liegen sie auch noch verwickelt, welchen S. Königl. Maj. von Preussen ziemlicher massen nachgefolget, und müssen die Herren Geistlichen allda das Ihrige ad communia onera würcklich mit beytragen, wenn man aber diesen Leuten eine Freyheit verstatten wolte, so könte solches nur vor ihre Person seyn, nicht aber auf ihre Weiber und Kinder, fremde Gesinde, Güter und Vermögen extendiret werden, als wodurch denen Herrschafftlichen Intraden, und denen andern Subditis nur allzu empfindlicher Schaden und Nachtheil zugezogen wird, denn wenn per Exempel ein Ort 1000. Rthlr. aufzubringen hat, (man will nur ein weniges speciminis loco geben) und kämen nach regulirter Egalitee 300. Rthlr. auf den Ma-

Magistrat, Geistliche, und die Personen, so mit ihnen combiniret, oder sonsten frey seyn, muß nach jetzigem Statu die gantze Bürgerschafft ja diese Ratam über sich nehmen, welches warlich ohne ihre grosse Beschwerniß nicht geschehen kan. Was nun bishero gemeldet worden, wird Sachsens Zustand quo ad regiminis formam hoffentlich genugsam erläutert, zugleich auch gewiesen haben, daß solcher seiner übeln Suiten halber zu Beförderung des Landes Wohl gantz nicht dienlich seyn, angesehen wo viel Häuser zu dirigen und zu sprechen haben, es nimmermehr harmonisch zugehen kan, und nach dem gemeinen Sprichwort: Viel Köche den Brey verderben, noch weniger die imparite in ferendis oneribus eine gute Sympathie gestifftet, und des Landes-Herrn Schatz-Kammer sichere und firme Revenüen promittiret ꝛc.

Soferne demnach der Durchl. Churfürst zu Sachsen, dieses Ubel nicht remediret, die nichts-nützigen Land-Täge aufhebet, sich in volle Regierungs-Freyheit und Macht setzet, so daß sein Land, Dependenten, und incorporationes, von nichts

nichts als seinen und seines Geheimen Coseils nutis & mandatis dependiret, ohne die Stände erst um ihren Consens zu befragen, diese durchgehens nebst denen Geistlichen, wenigstens die letztern, Ratione ihrer Familien gleich denen andern pro rata bonis & viribus contribualis machet, die Domainen auf bessern und behörigen Fuß setzet, wo selbige stecken, und von wen sie besessen worden, genau untersuchen lässet, und hierinnen Regis Suecicæ & Borussiæ einen Etaat gar geträglichen Exempel folget, die vielen Freyheiten und Unterschleiffe im Brauen, Frey-Bieren und was dem sonsten anhängig in totum aufhebet. So wird weder er, noch sein Land einer blühenden Glückseeligkeit sich rühmen können. Denn nur die umschränckte Macht ist diejenige, welche einem Lande diese Avantage zu verschaffen vermag, und wo die Unterthanen wissen, daß in Ertragung der bißherigen Lasten eine proportionirte Gleichheit gehalten werde, sind sie noch einmahl so vergnügt, und der Landes-Herr hat so dann nicht zu befahren, daß in seinen Rechnungen und Revenüen ihme in einerley Weise das Con-

cept verrücket werde, gantz unnachbleiblich werden die Fürstlichen Einkünffte sich jährlich mit vielen Tonnen Goldes ohne des Landes Nachtheil erhöhen, wenn nur obige schändliche Immunitäten erst aufgehoben und alle und jede absque respectu personarum allen und jeden oneribus sine ulle exceptione & distinctione unterworffen. Die Herren von Adel besitzen ohnstreitig das Marck vom Lande, welches die Geistlichen und Räthe in denen Städten ratione der erkaufften oder sonst erlangten Güter nothwendig mit beyzuzehlen. Weilen nun in Sachsen alle Prästanda nach denen Schocken und denen Gütern vergeben werden, die Noblesse aber und Magistratus unzehlig viel Bürger und Bauer-Güter an Häusern, Aeckern, Wiesen und dergleichen unter sich gezogen, und zu denen Ihrigen geschlagen, welche sie ex hactenus mentionato fundamento privilegiorum befreyet, und durch Abschreibung deser so entlediget, so daß diese Güter in adeliche metamorphosiret worden. Die Herren Geistlichen aber, wenn sie immobilio erkaufft ebenfalls aus dem Ober-Steuer-Collegio einen freyen Befehl zu expracticiren

ciren wissen, hiernächst bey denen Städten die Magistratus viele bürgerliche Häuser und Güter in ihr Reich gebracht, sie eximiret auch sonsten andere unzehlbare Unterschleiffe mit einmengen, so ist dahero leicht der Schluß zu machen, daß dem Churfürsten an seinen Intraden jährlich ein grosses abgehe, dergestalt, daß ihme auf die letzt eben das widerfahren würde, was man von dem Königreich Neapolis glaubhafft saget. Daß drey viertel Einkünffte davon denen Pfaffen, der wenige Rest aber der König in Spanien besitze. In Sachsen aber werden der Adel und die andern frey-gemachten Personen das gantze Land in ihre Leiber, Mägen und Beutel vollends einschlucken.

Ursachen des Revisions-Collegii.

Zwar Sr. Königl. Maj. und Churfürstliche Durchl. Fridrich August führeten vor einigen Jahren das General-Revisions-Collegium mit höchstlöblichen Absehen ein, aber wenn solches nur hätte bestehen, oder dessen Einrichtung der Sachen kündigen Personen anvertrauet werden,

den können, so würde das Land und der Herr davon gar balde sehr gute Früchte und Nutzen zu erwarten gehabt haben. Allein da das letzte fehlete, und man in modo procedendi irre gieng, hiernächst die schon offt gemeldete Compot-stät der Stände den Großmächtigsten Augustum so lange fatigirte, bis er solches wieder aufhube, so muste auch dieses gute Werck in seiner zartesten Blüte ersticken, die Stände willigten dafür 1. Million fl. in 20. Jahren zu bezahlen, das ist in Wahrheit eine schämens würdige Sache, von welcher der Herr keinen Nutzen, sie, die Stände, aber noch weniger Ehre hatten, denn wenn sie wohl Hausgehalten von denen Domainen-Cammern und andern Steuer-baren Gütern nichts an sich gezogen, so hätten sie ja ohne Bedencken, Furcht und Zittern gemeldetes Collegium ruhig in seinen Vorhaben können fortfahren lassen, wäre aber solches nicht, so sind sie eines grossen Verdachtes schuldig, daß sie den hinters Licht geführten Landes-Herrn nicht haben zu Erkänntniß kommen lassen, und der gebührenden Bestraffung sich un-

ciren wissen, hiernächst bey denen Städten die Magistratus viele bürgerliche Häuser und Güter in ihr Reich gebracht, sie eximiret auch sonsten andere unzehlbare Unterschleiffe mit einmengen, so ist dahero leicht der Schluß zu machen, daß dem Churfürsten an seinen Intraden jährlich ein grosses abgehe, dergestalt, daß ihme auf die letzt eben das widerfahren würde, was man von dem Königreich Neapolis glaubhafft saget. Daß drey viertel Einkünffte davon denen Pfaffen, der wenige Rest aber der König in Spanien besitze. In Sachsen aber werden der Adel und die andern frey-gemachten Personen das gantze Land in ihre Leiber, Mägen und Beutel vollends einschlucken.

Ursachen des Revisions-Collegii.

Zwar Sr. Königl. Maj. und Churfürstliche Durchl. Fridrich August führeten vor einigen Jahren das General-Revisions-Collegium mit höchstlöblichen Absehen ein, aber wenn solches nur hätte bestehen, oder dessen Einrichtung der Sachen kündigen Personen anvertrauet werden,

den können, so würde das Land und der Herr davon gar balde sehr gute Früchte und Nutzen zu erwarten gehabt haben. Allein da das letzte fehlete, und man in modo procedendi irre gieng, hiernächst die schon offt gemeldete Compot-stät der Stände den Großmächtigsten Augustum so lange fatigirte, bis er solches wieder aufhube, so muste auch dieses gute Werck in seiner zartesten Blüte ersticken, die Stände willigten dafür 1. Million fl. in 20. Jahren zu bezahlen, das ist in Wahrheit eine schämens würdige Sache, von welcher der Herr keinen Nutzen, sie, die Stände, aber noch weniger Ehre hatten, denn wenn sie wohl Hausgehalten von denen Domainen-Cammern und andern Steuer-baren Gütern nichts an sich gezogen, so hätten sie ja ohne Bedencken, Furcht und Zittern gemeldetes Collegium ruhig in seinen Vorhaben können fortfahren lassen, wäre aber solches nicht, so sind sie eines grossen Verdachtes schuldig, daß sie den hinters Licht geführten Landes-Herrn nicht haben zu Erkänntniß kommen lassen, und der gebührenden Bestraffung sich un-

unterwerffen wollen. Noch viel verwerfflicher war es, daß die Unterthanen eines andern Mißhandlung mit ihrem Gelde erkauffen müssen, denn auf das Land ward die Aufbringung dieser Million repartiret, und weil der Landes-Herr die Summa Geld beyeinander haben wolte, muste man Capitalia aufnehmen, die noch bis die Stunde im Lande mit über Tische essen. Es war eine artige Sache, die Stände hatten unrecht gethan, sie waren deßwegen strafbar, die armen Unterthanen musten ihre Beutel ziehen, damit dieser lieben Herren ihr Unrecht nicht etwan an den Tag käme. Und eben dergleichen schädliche Einspruch in des Landes-Herrn Vorhaben ereignete sich auch darinnen, als Sr. Königlichen Maj. vor ein paar Jahren, aus sehr wichtigen und nutzbaren Motiven, einen geheimen Cabinets-Rath formireten, denn ehe solcher noch nicht zur Welt kam, schrien die Stände, vornehmlich der Adel, mit vollem Halse darwider, wobey sie am meisten exaggervirten, daß solches wider die alten Verfassungen wäre, quasi, als wann ein Souverain an alle und jede alte nichts wür-

würdige, auf den heutigen Staat und Zeiten nicht füglich zu applicirende Dinge, unverbrüchlich gebunden wäre. Man lässet die Alten bey ihrem Werth, alleine in allen ihren Satzungen ungehindert bleiben, und solche zu ändern und zu verbessern vor den grösten Gewissens-Scrupel achten, ist eine lächerliche und jämmerliche Gewohnheit, die eben so klug heraus kömmt, als wenn man sich ein Gewissen hätte machen wollen, die alten Pluder-Hosen abzuschaffen; unsere Vorfahren lieffen nackend, oder in Thier-Häuten einher, warum thut es man ihnen jetzo nicht nach, weil man doch auf alle alte Gewohnheit so verpichtet ist 2c. Sie baueten keine so prächtige Palläste, wie heut zu Tage die Noblesse thut, warum sind sie aber nicht eben auch bey dieser Gewohnheit geblieben? Es ist wol wahr, das Gute, so die ehrlichen Alten gehabt, haben wir abgeschafft, hingegen das Böse behalten; die alten Teutschen straffeten den Ehebruch sehr hart, und ihre Processe fielen trefflich kurtz, allein das erste ist jetzo eine Galanterie, das andere wollen die neuen Gesetze so haben, hat man nun in

Aenderung des einem keine Sünde gethan, das doch GOttes Wort vor Sünde angiebt, warum will man denn in andern Dingen, die ad esse publicum gehörig und nöthig seyn, ein solch grosses und Sinn-loses Geschrey machen, interrest & refert, ist eine Regel, die in der Herren Stände Decalogo oben anstehet, die Natur hat es also geordnet, daß die Zeiten, Leute und Republiquen sich ändern, consequenter ist unverbothen, auch in denen Landes-Verfassungen eine Verwandlung zu stellen, und dasjenige, was auf gegenwärtigen Staat sich nicht schicket, in solcher auszuschnödeln.

Potestas concedendi leges apud principem.

Kein Gescheuter wird es leugnen, daß summa potestas legislatoria allemal bey dem Principi sey, vornehmlich in Teutschland, von andern Ländern ist jetzo die Rede nicht, (auch in dessen Willkühr stehe, solche zu vermehren, zu verbessern oder aufzuheben,) aus was Grunde demnach wolten die Stände ihren Fürsten die

die Hände binden, daß er sothanen divinibus concedirten Pouvoires sich nicht bedienen solte, als Schweden, Dännemarck, und Brandenburg von dieser Meynung auch noch fasciniret war, sahe es gar mißlich aus, nachdem aber die ersten das vollkommene absolute Heft erlanget, und ihren Ständen die schädliche Compotestät genommen, und das letztere zu dergleichen einen beglückten Anfang gemacht, leben sie jetzo in dem florisantesten Stande, und um dieser gefaßten selligen Aenderung willen, die billige Hoffnung ihren Staat noch höher steigend zu machen, diesem trefflichen Exempel solt der theureste Churfürst zu Sachsen auch folgen, und mit äusserster Macht sich dahin bemühen, seine tapffersten Hände von sothanen unrechtmäßigen Fesseln loszureissen.

Zustand derer Commercien.

Was nun aber die Commercien anlanget, so solte man meynen, Sachsen müste um seiner guten Lage reichlichen Uberfluß von allen verständigen und reichen Einwohnern, und andern Gütern der

der milden Natur, in sehr gutem Zustande sich befinden. Alleine auch darinnen irret man sehr, und sind bishero in diesen Point die grösten Fauten zu fast irreparablen Schaden begangen worden. Es ist bereits gemeldet, wie trefflich das Land mit allem versehen sey, so fehlet es ihm auch nicht am Wasser, daß auf solchen die Waaren bey- und abgeführet werden können, wenn nur die Flössen behöriger massen darnach aptiret würden.

Von Mitteln zu Etablirung derer Commercien.

Jedweder, der nur in etwas erlernet, wie Handel und Wandel in einem Lande in Flor zu bringen, wird bekennen müssen, daß die Seele von solchen sey, wenn man andere, und mit unserer Glaubens-Meynung nicht beystimmende Religionen admittiret, solche duldet, unbekränckt, und imperturbirt lässet. Das freye Exercitium verstattet, und der Landes-Geistlichkeit verbiethet, mit ihrer Ketzermacherey bescheidener umzugehen, keinen Müßiggänger und Bettler durchaus

aus nicht verträget, diese Dinge sind der Strom, auf welchen Engelland, Holland, Brandenburg u. Dännemarck, vornemlich aber denen zwey ersten gantz unbegreifliche Schätze, unaufhörlich zugeschiffet werden, und welcher ihnen die Mittel giebt, die Arme ihrer Macht von Morgen gegen Abend, und von dar gegen Süden und Norden unentkräftet auszustrecken, hingegen die Unterlassung dieser Maxime hat Spanien von Gelde und Macht los gemacht, Italien verringert, Franckreich aber den Grund zu seinen jetzigen Fall geleget; Was würde Sachsen vor Reichthümer haben, und wie würde es jeden Staate von Teutschland mit Nachdruck die Stirne biethen können, wenn es diese herrliche Staats-Schätze in besserer Beobachtung und Praxin gebracht hätte, mit grossen Hauffen würden sich die Schätze in solchen ergossen haben, wenn der so tapffere als kluge Churfürst Johann Georg der dritte die Geistlichkeit mit ihren schädlichen, ja sündlichen Abmahnungen, wegen Einnehmung der aus Franckreich Anno 1685. und folgende Jahre weichende Hugenotten,

 nicht

nicht so unverantwortlich verhindert hätte. Diese Leute, die unstreitig die fleißigsten Künstler und Manufacturiers von Franckreich waren, hätten in Sachsen gantze Meere von Reichthümern eingeführet, angesehen selbiges seines herrlichen Climatis und Güter wegen, ihnen vor allen andern Provincien anstunde, weswegen sie auch die grösten Remonstrationes bey höchst ermeldter Sr. Churfürstl. Durchl. thun lassen, Als Dreßden, das noch guten Theils in seiner Asche begraben liegt, wäre aus dem Staube erhoben, und Neu-Dreßden eine Königin anderer Städte worden, an Neu-Ostra hätte es eine prächtige Schwester bekommen, die übrigen Oerter des Landes aber, würden sich in irdische Paradiese und arbeitsame Ameis-Hauffen verwandelt haben, da sie jetzo guten Theils nahrlose Stein-Hauffen und fast öde Stellen seyn. Man hätte mit allen inn- und ausländischen Provincien sich genau verknüpffet, und diejenigen Gelder und Waaren, die wir ihnen jetzo zuwenden, und von sie theuer erkauffen, hätten sie so dann von Sachsen mit des Landes grösten Wucher absordern

dern müssen, doch daß dieses alles unterblieben, daran trug niemand, wie gedacht, Schuld, als die Herren Geistlichen, und nebst diesen die Stände, welche sich hinter jene steckten, und mit ihnen hac in causa causam communem machten. Daß doch alle dergleichen schädliche Consilianten in den tieffsten Abgrund vergraben und nimmer kein Geistlicher in dem Staats-Cabinet etwas zu sprechen sich erkühnen dürffte, denn diese Leute haben mit ihren Rathschlägen Blut-selten was gutes gestiftet, die Stände, so wohl Adeliche als Bürgerliche meyneten, wenn sie die Hugenotten ins Land liessen, so würd nach vielen Bau-Stätten, die sie in ihre Reich practiciret, gefraget, und selbigen wiederum entnommen, auch sonst in andern Dingen, darinnen bishero ein Monopolium und Schinderey getrieben worden, mächtige Aenderung getroffen werden. Jene aber, die Geistlichen, sahen im Geist voraus, daß wenn sie diese nur nach ihrer Bibel so genannte Ketzer, ihnen auf die Nasen gerathen liessen, sie so dann gezwungen werden würden, solche hinführo besser in die Bücher und

Bibel zu stecken, mehrers Studiren und solidere Dinge in ihren Predigten vorzubringen, die Postillen, Systemata, und wie das Zeug nach einander heisset, damit man füglich den Amozonen oder Silber-Fluß in West-Indien temmen könte, musten alsdenn ein trübes Valete bekommen, und eine würdige Speise der Motten und Schaben werden, denen Leuten durfften die Augen etwas heller aufgehen, und nicht alles mehr so einfältig hin glauben, was der Herr Magister auf den dürren Klötzaen daher schnacket, denn allemahl, wo Religio regnans noch mit andern melirет, müssen allerseits Geistliche einen bessern Fleiß anwenden, als wenn nur eine Religion das Prä alleine hat. Dieses siehet man an Holland, wo so viel herrliche Ingenia und gelehrte Leute hervor kommen, und vor diesen war es auch in Franckreich, doch nach Verjagung derer Reformirten sind die Pfaffen faul worden, und gläuben, wenn sie nur eine Legenda mit ihren Umständen daher schneiden können, so haben sie ein groß Werck zum seligen Heil gethan. Diese Künste wissen viel derer

Geistlichen Lutherischen Hartz-Kappen trefflich zu practiciren, denn so lange sie auf ihren geistlichen Fecht-Boden seynd, da müssen die armen vermeynten Ketzer, und wer nur sonsten wider ihre Worte das geringste Müpsgen thut, erschrecklich Haare lassen, und wenn sie unser lieber Herre GOtt wären, liessen sie gleich Feuer von Himmel fallen, wie dorten die Apostel auch verlangten, als ihr Verstand den himmlischen Habit noch nicht angezogen hatte. Alleine wenn ihnen nur ein solcher Ketzer etwa selber unter die Augen kömmt, und seine Objectiones ein wenig mit anderer Manier vorbringet, als ihre Systemata lehren, da gerathen sie auf einmahl fast in ein Pythagorisches Stillschweigen, und werden gezwungen zu bekennen, daß diese Leute auch einen Kopff haben. Hiernächst wenn nur eine Religion geduldet wird, so fangen die Herren Geistlichen, weil sie sonst nichts zu zancken haben, oder ihre faule Nuß-Schalen kein Mensch ansehen, und mit Widerlegung ihres faulen Geschwätzes die Zeit nicht vergebens spielen will, unter einander einen Krieg an, zer-

heissen und zercapituliren sich, ärger, als die alten Heller-Huren, wie dieses schöne Exempel leider, GOTT erbarme es! in Sachsen allzusehr, zum unverantwortlichsten Aergerniß der dissentirenden Religion am Tage lieget, und da kommt bald ein aufgeblasener Pabst, balde ein mißgönstiger Superintendent, dann ein schwersichtiger Ober-Pfarrer, oder ein sich klug-dünckendes Magisterchen, der des Superintendenten Zofe, Muhme oder Köchin mit vollen Früchten in sein geistliches Ehe-Bette bekommen, und das da glaubet, was seine alten Tröster und Systemata und Demi Papá sagen, das wären bessere Wahrheiten, als was in dem allerheiligsten Bibel-Buche zu finden, diese machen sich denn an einen Dissendirenden, der nicht alle ihre Worte vor lauter vom Himmel herab kommende Articulos hält, oder sonst der Meynung ist, extra libros symbolicos wäre auch eine Seligkeit, schreyen denn ärger al fourco, als die Spanier und Italiäner, trügen auch von Hertzen gerne, wenn sie dazu kommen könten, Holtz und Stroh auf ihren heiligen Armen zu, wie dorten ein Bäuergen

gen bey Verbrennung Hussens gethan, welches aber Sancta simplicitas war, hier aber Damnatu factus Pharisaicas wäre. Nun diese saubere Herren brachten es dazumahl dahin, daß nach ihrer Meynung das Sächsische Gosen von denen Frantzösischen Aegyptiern, denen Hugenotten nehmlich nicht durffte betreten werden, es möchte gleich dem Lande und dem Fürsten so grosser unverantwortlicher Schade daraus entstehen, als es nur immer wolte, die Alt-väterische Entschuldigung hiesse, daß Sachsen jederzeit das Theatrum der reinen Lehre gewesen, man müste es dabey erhalten, GOtt könte diesen Abgang schon anderswo ersetzen, das letztere hat wol certo respectu seine geweisten Schubsäcke, wer aber hat uns erst versichert, daß eben die Lutherische Lehre die reineste und untrügbareste, und von GOtt allein beliebteste sey, und daß selbige göttliche Majestät allein erwählet, und die andern alle verworffen habe? Allein Geistlichen solte man das treffliche Werck des sel. Herrn Puffendorfs de Jure speciali divino, expresse zu lesen, und zu practiciren anbefehlen, es würde solches gewiß weit mehreren Nutzen schaffen, als alle Systemata, die nichts

nichts als Zunder und lauter mißfällige Zaubereyen sind, auf welche sich sonderlich die Herren Wittenberger befleißigen, als die in Ketzer-machen, und geistliche Kriege zu führen, eine rechte Glorie suchen. Diese Sächsischen Edomiten, deren Hand wider jedermann ist, meynen, sie können GOtt kein wohlgefälliger Werck erweisen, als wenn sie als veri orthodoxi Lutherani alle andere Religionen mit Strumpff und Stiel uno ictu zur Höllen stiessen, verdammeten und verbanneten: o! welch ein schwer Gerichte wird dermahleins über solche Leute ergehen, die so viele 1000. Seelen verführen, und zu unvermeidlicher Aergerniß so sündlichen Anlaß geben. Doch die Herren Geistlichen hatten noch nicht genug denen armen Refugiis, Sachsen auf diese Art präcludiret zu haben, sie giengen noch weiter, denn als etliche wenige unter Johann Georg dem IV. und von jetziger Königl. Maj. Permißion erhielten, sich in Leipzig nieder zu lassen, und allda ihren Gottesdienst zu haben, worzu ihnen in Auerbachs Hofe eine Stube concediret ward, raseten sie recht unsinnig, so lange, bis man ihnen diesen Ort

Ort wieder entzoge, mit höchst-scheelsichtigen Augen aber sahen sie an, daß der jetzige unglückliche Premier-Minister der Herr Graf von Beuchlingen (der vor Sachsens Interesse in dem Point gar wohl sorgete) in dem Churfürstlichen Amts-Hause eine Stelle ihnen anwiese. Allein, da dieser Herr fiele, fiel zugleich der ehrlichen Reformirten ihre Ruhe auch mit, denn die Leipziger Lutherischen Päbste tobeten so lange, bis dieser Ort ihnen auch wiederum entrissen, und sie als ohne allen Platz gelassen wurden; ja die unverständige und mehr als Türckische Wuth dieser Harlequinisirten Schwartz-Röcke gienge dahin, daß sie selbige mit einander aus dem Lande haben wolten. Doch Sr. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. Ministrorum Hertzen waren weit Christlicher, und weil der Preußische Cammer-Herr von Tümmel, dieser armen Leute sich annahm, und ihnen auf seinem Gute Schönfeld, ohnweit Leipzig, ein Haus zu ihrem Gottesdienste einräumete, tolerirte die hohe Clementz Sr. Königlichen Majestät von Pohlen, und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, sie auch ferner aller-

lergnädigst, wie sehr auch die Leipziger Baaliten, Geißgraumeten, in Dreßden aber haben die guten Reformirten es nie dahin bringen können, daß man ihnen einen geistlich und öffentlichen Ort permittiret, ob schon die Catholicken beydes haben, auch die dasige Geistlichkeit diese Brille leiden muß. Sothaner unverständiger Eyfer aber der Geistlichen, und der hinter selbigen steckende Stände hattens indessen dahin gebracht, daß das von denen Hugenotten vorgewesene Etablissement derer Commercien und allerhand Manufacturen völlig unterblieb, man wolte dabey gewiß versichern, Leipzig habe unter der Hand das Seinige mit beygetragen, vielleicht daß dadurch denen dasigen Hansen nichts abgienge, wenn sie an unnöthigen und unnützbaren Gärten das Geld vertändeln wolten, oder daß sie mehr an prächtigen Kutschen und Pferden, die offte der Fürst und seine Ministri nicht besser haben, verschleudern, kostbare Banquets, Hochzeiten, Schmausereyen anstelleten, die Maitressen reichlicher unterhalten, und ihre Weiber und Töchter denen Courtesanen desto stärckere Salaria machen

chen könten, die in Sachsen abgewiesenen Reformirten aber giengen mit grossen Hauffen und vielen Schätzen in das Brandenburgische, allwo sie das sonst arme mit Sand und Heyden hingegen gar wohl versehene Land im besten Flor brachten, das Sachsen mit seinem grösten Schaden nun allzusehr, wiewohl allzuspäte empfindet, wenn aber das theuerste Ober-Haupt und dessen hohes Ministerium das so edle Land, in welches die Güte GOttes unendliche Schätze geleget, die uns noch verborgen, in rechte Aufnahme bringen und seinen Cammer-Intraden einen beständigen Zuwachs verschaffen will, so muß die rechte Sorge, um gute derer Commercien verständige Leute seyn, als worinnen ebenfalls gar sehr pecciret worden, von welchen in Dreßden oder Leipzig, oder wo es sich am füglichsten schicket, ein Commercien-Collegium zu etabliren, die Fremden muß man mit Ertheilung verschiedener Freyheiten und Los-Jahren, als im Brandenburgischen geschehen, anlocken, sie im Anfang mit nichts beschweren, und nicht gleich das erstere und andere Jahr auf etliche hundert tausend Rthlr. den Fond machen,

chen, sondern einige Jahr zum Etablissement, und einwurtzeln, ihnen Zeit lassen, an welchem Stück bishero gar mercklich gefehlet worden, indem man nicht so wohl auf die Etablirung gedacht, als vielmehr wie eine Sache nur hoch genug könne oneriret werden, damit sie vieles abwerffe, welches aber gerade die Pferde hinter den Wagen gespannet heisset.

Tolerantia Religionum.

Die andern Religionen müssen certis modis & limitibus frey gegeben, denen Reformirten Kirchen und Schulen, denen Catholischen und andern aber nur ein Circum scribirtes privat exercitium verstatten, und denen Catholicis nur clerici seculares erlaubet, absolute aber weder Jesuiten noch andere Pfaffen und Mönche einzuführen gestattet werden, als welche die Pest des Wohls von allen Ländern, und der gäntzliche Ruin des Herrn und Unterthanen sind, denen Lutherischen Geistlichen aber müste in Totum und bey harter Straffe untersaget seyn, jenen

mit nichts weder mit Predigen, Privat-Sermonien und Zusammenkünften, noch auff Cathedern, Schulen, Academien, und wie es Nahmen habe, anzutasten, welcher Befehl und Verboth jenen in eben der Schärffe aufzulegen, denen Reformirten wäre gar füglich an einen gewissen Ort ein Consistorium zu verstatten, und ihre geistliche Casus unter sich abzuthun, weil dergleichen die Lutherischen in terris Reformatæ Religionis auch haben, die Catholischen aber, weil ihre Glaubens-Verwandten allemahl an deren Gräntzen anzutreffen, oder doch nicht weit davon, bedürffen dieses nicht, wäre auch nicht rathsam, die übrigen hingegen müssen, wenn es nicht Sachen von grosser Wichtigkeit, entweder bey denen Lutherischen oder Reformirten, und welche sie causa Ecclesiastica, erkennen wolten, Bescheid erwarten, so viel möglich würden die Fremden an die Sächsischen Rechte zu binden seyn, weil die Einführung einiger andern vor wenige Particulair-Personen nicht practicable fället, die Sächsischen Leges auch fast alle, Casus decidiret und erläutert haben.

Gute Wolle in Sachsen.

Weil Sachsen an guter Wolle einen grossen Uberfluß, worunter die Böhmische vor die beste gehalten werden will, wäre vornehmlich darauf zu gedencken, daß man aus Holland, und wo möglich aus Engelland einige Fabricanten herbey lockete, die das Sortiren der Wolle, und rechte Bereitung der Tücher einführeten, und denen Inwohnern weiseten, als woran es ihnen am meisten gefehlet, von welchen wie auch von dem Zeuge, Crespon, Wollenen Flor, und andere Würck- und Wedereyen im Lande hin und wieder gewisse Fabriquen angeleget, und solche mit nöthigen Freyheiten versehen werden müsten, dann was vor Güte die Sächsische Wolle habe, wissen die Schweitzer und Holländer, die solche zu viel 1000. Steinen jährlich holen, und Sachsen hernach mit seinen eigenen Fette betreufeln, der Einwurff hierauf, daß sodann, wenn nicht mehr so viel Wolle verführet wird, die Intraden abnehmen würden, taugt nichts, denn wenn man hin und wieder gute Fabriquen angerichtet, sie mit tüchtigen Waaren verfertiget, so ziehet dardurch das Geld sich selbst herein, indem wenn das Land dasjenige selber liefert, was es sonst anderwerts holen müssen, das Geld dafür im Lande bleibet, und quasi per circulum herumgehet, so würde auch durch Unterhaltung so vieler Mäuler, die Einkünfte in der Consumtions-Accise sich sodann selbst sattsam erhöhen, daß aber dieser Vorschlag wegen der Tücher, Wolle und Zeuge practicable sey, davon ist bereits in Dreßden und Leipzig ein kleiner Vorschmack gegeben worden, das aber doch nichts heisset, und dasjenige noch lange nicht ausmachet, was es in der That seyn könte, jedoch beweiset es so viel, daß es keine unmögliche Sache sey.

Die Fonds zu solchen.

Die Fonds zu Einrichtung solcher Fabriquen und Manufacturen könten ohnmaßgeblich unter andern daher mitgenommen werden, 1) ist bekannt, daß

viele Clöster in Sachsen die secularisiret und derer Intraden zur Cammer geschlagen worden, allein es weiset der Augenschein, daß die, so solche administriren, einen ziemlichen Particul davon in ihren Kasten lauffen lassen, solten nun sothane Revenüen, wenn ihr eigentlicher Betrug genau untersuchet würde, sich nicht besser verinteressiren, wenn an dem Orte, wo sonsten die Clöster gestanden, deren Stein-Hauffen jetzo vollends zu unnützbahren Wüsteneyen worden, Fabriquen angeleget, und die noch stehende Gebäude darzu aptiret würden, die meisten geben solche ab, weil sie an bequemen Oertern liegen indem die Mönche in Choisirung derselben vor ihre Clöster nie übel gewählet, hoffentlich solten die Intraden besser emploiret seyn, auch sich besser verinteressiren, als sie bishero gethan. 2) Sind sehr viele reiche Stifftungen ad pias causas, wie sie genennet werden, bey denen Kirchen, Academien und sonsten vorhanden, so zu nichts dienen, als daß sie diejenigen, so solche einnehmen, wie denn manche Kirche und Hospital zu Tonnen Goldes und drüber liegen haben, das aber recht pecunia

cunia otiosa und eben als wie voriges keinen andern Nutzen hat, als die Herren Vorstehere zu bereichern. In denen Stifftern sind gar reichliche Einkünffte verordnet, die ebenfalls keinen Nutzen schaffen, als faule Leute zu unterhalten, die Academien haben sehr gute und überflüßige Intraden, die aber die Herren Professores so unter sich parten, daß sie sich gute Tage und einen Damastenen Muth dafür schaffen, und damit es heisse, als ob sie diese fette Suppen nicht gar umsonst essen, der armen studirenden Jugend, die alle ihre Worte für lauter Verwunderungs-würdige Oracula hält, ein hocus pocus dafür hermachen, alle diese Dinge nun, wären genau zu untersuchen, wie bishero damit umgegangen, Rechnung zu fordern, denen Kirchen und Schulen so viel zu lassen, als zu ihrer und der Ministrorum nöthigen Unterhalt, ingleichen zum Bau-Lohne, nöthig & pro cujusvis loci & viri Dignitate unumgänglich seyn müste, die Academischen Einkünffte denen Professorum grösten Theils zu nehmen, als die solche ohnedem mit Sünden verzehren, und nur so viel abzusondern als nöthig wäre

re die Collegia und Academien in aufrechten Zustande zu erhalten, die Stifter aber könten als ohnedem unfruchtbare Dinge entweder gar aufgehoben, oder doch denen Herren die fetten Bißgen trefflich retrengiret werden, denn es solte gantz ohnfehlbar weit nützlicher seyn, und dem Lande verantwortlicher ausfallen, wenn diese Gelder zu einer solchen Sache verwendet würden, daran GOtt selber einen bessern Gefallen, das Land aber durchgehends lauter Nutzen davon hätten, dahingegen von selbigen itzo nur etliche gar sündlich ihre Beutel spicken; zwar weiß man wohl, daß viele, wenn sie dieses hören oder lesen werden, ein grausam Zeter-Geschrey anheben, und diesen Satz als höchst gottlos ausschelten werden, als welcher alle religiöse Wercke über einen Hauffen werffe, aber weñ diese Leute ihres Landes-Herren und des Vater-Landes Noth recht gewissenhaft betrachten, würden sie gar anders sentiren, man stösset ja nicht alle gute Wercke und Vermächtnisse um, sondern nur dero Miß- und unrechten Gebrauch, der soll caßiret, und in rectum & justum usum vertiret seyn, man weiß auch

auch daß leider manche Schulen und Kirchen so elend versehen, daß die Leute und Gebäude kaum, ja kaum noch einiger massen leben, und miserablement stehen können, bey andern hingegen ist der Uberfluß desto ärgerlicher, und wo hat Christus und seine Apostel befohlen, daß man denen Kirchen grosse Capitalia und kostbahre Kirchen-Zierrathen schaffen, sie und ihre Vorsteher mit Golde wuchern lassen, reiche Pfründen stiften, und die Professores auf denen Universitäten, die Gelder mit Müßiggange verzehren lassen soll, wenn die ersten so viel haben, daß sie in baulichen Wesen erhalten, denen Geistlichen ein reiner schwartzer Rock geschaffet, die letztern aber ehrlich salariret werden können, so verbinden sie ihre Gewissen vergnügt zu seyn, die sogenannten Stifter und Stiftungen taugen gar nichts, und sind ein Inventum der müßigen Pfaffen, die nicht gerne arbeiten wollen, die prächtigen Kirchen-Gebäude, Altäre, Meß-Gewand, und andere Zierrathen aber, wie auch der sämtliche Moderne Habit hat seinen Ursprung, wie jeden dieses, der in den Historie kein Gast ist, bekannt aus den Hey-

Heyden- und Judenthum der ersten Religion ihre Ceremonien und alle Pertinentz-Stücke müssen ins Auge fallen, ut alienetur & deciperetur vulgus, der andern ihrer war von GOtt, ad distinctionem a gentibus tantum eingesetzt, hat auch viel von den Heydenthum erborgtes, wie es eine gelehrte Englische Feder genugsam dargethan, post Ecclesiam plantatam & ingruente papatu & Monachismo, da die Herren Geistlichen des Petri und Pauli Armuth überdrüssig, und ihnen gleichsam anstuncken, wolten sie auch gerne was zu tadeln haben, derohalben musten die Heydnischen Gebräuche duo ad Ecclesias ædificantas Ceremonias & habitus clericales wieder aufgewärmet und eingeführet werden, wiewohl es auch viele gab, die an diesem Gräuel keinen Wohlgefallen hatten. Da das Pabstthum zu seinen Mannbahren Jahren kommen, sind viele mehr vermehret, denn man bildete denen Leuten ein, wenn sie viel ad pias causas legirten, so stünde beym Abschiede aus dieser Welt gleich des Eliä feuriger Wagen zu ihren Diensten, alle hier wieder einzuwerffende Exempel von

von grossen Herren sind bereits vorhin deluiret worden, und hat man diesen Sauerteig post Reformationem dahero nicht mit ausgefeget, quia erat ex re Ecclesiasticorum, doch daß ein Landes-Herr gar wohl berechtiget sey, dergleichen Dinge aufzuheben, und die Gelder verantwortlicher anzuwenden, wird kein vernünftiger läugnen, denn die weltlichen Rechte permittiren den donandi & legendi ob ingratitudinem & abusum revocationem factæ donationis & legati, wie solte aber ein grösserer Mißbrauch & ingratitudo contra intentionem donantis sich finden, als eben bey aller diesen erzehlten Stiftungen, Geschencken und Vermächtnissen. Ist demnach ein Fürst zu ihrer Revocation ipso jure befugt, und darff solche ad justiores usus anwenden, die göttlichen Gesetze verbinden ihn zu einiger Haltung gantz nicht, weil mit einer Ceremoniel-Religion GOTT nicht gedienet seyn will, ihme auch alle und jede Mißbräuche ein Gräuel und zum höchsten mißfallen; Auf bishero erzehlte Art nun, würden die Mittel zum Etablissement derer Manufacturen und Fabri-

briquen gar bald sich ergeben, und könte allenfalls von denen Revenüen, denen piis causas, eine gewisse Recreation etwan gemachet werden, das doch aber keine Läsion der Fürstlichen Cammer bringen müste, bey solcher Bewandniß würden auch die Hospitäler selber um ein gut Theil kleiner werden, denn die allda befindliche Hospital-Personen würden in denen Fabriquen zur Arbeit nach jedes seinen Kräften und Jahren angewendet, angesehen unter hunderten kaum einer so miserabel, daß er zu gar keiner Verrichtung und Arbeit nicht mehr solte tauglich seyn, die gar Alten und Contracten aber würden billig allda gelassen, und ihnen ihr nothdürfftiger Unterhalt gereichet, zu dem entstünde durch sothane Fabriquen und Manufacturen dieses Emolumentum, daß das Land von der ungläubigen Menge derer Bettler gereiniget würde, als dieselben nicht eine kleine Beschwerde und Last seyn, unter welchen meisten Diebe, Spitzbuben und Beutelschneider mit einschleichen, dessen grossen Betrugs, der bey diesen Bettel-Leuten mit vorgehet, und mit unter zu lauffen pfleget, nicht zu gedencken,

cken, ihre grosse Menge ernähret sich daher, wenn eine Messe einfället, oder eine Spende auszuthellen ist. Es wird unter andern vor ein Kenn-Zeichen eines wohlbestellten Regiments mit gerechnet, wenn man dieses Gesindel und Last der Erden nicht duldet. In Holland werden sie in die Zucht- Spinn- Raspel-Häuser gethan, dahero jener Nieder-Länder anzuschertzen genommen: Daß sie in Holland zwey Heiligen hätten, die mehr Wunder thäten, als kein Päbstlicher vermöchte, wodurch er obige Häuser gar klüglich verstanden, die allermeisten von diesen Leuten sind zur Arbeit tüchtig, und wenn sie gleich nicht von der Stelle zu gehen vermöchten, so können sie doch solche Arbeit verrichten, die im blossen Stillsitzen gethan wird, hierdurch bekäme der Landes-Herr in seine Fabriquen Leute und Arbeiter ohne grosse Kosten, die auch in die andern von Privat-Personen erbaueten, gethan werden könten, dürffte auch solchen ausser Essen und Trincken, auch nothwendiger Kleidung sonst nichts gegeben werden, und das Land würde einer grossen Last, und vielen unnützen losen Ge-

Gesindels los. Wenn nun der Herr des Landes die Fabriquen auf solche Art selber errichtet, so dann auch nichts unbilliges, wenn viel Kauff-Leute, auch die andern Unterthanen, die Waaren, deren sie nöthig, aus selbigen nehmen müsten, worbey vor allen Dingen dahin zu sehen, daß die Waaren in sattsamer Güte gefertiget, und auf solche ein leidlicher Tax gesetzet würde, der gantz nicht erhöhet werden dürffte, fände nun gleich der Betrag und Uberfluß sich nicht in ersten Jahren, so wird es doch gewiß in denen folgenden seyn; wenn aber auch denen Unterthanen und Fremden erlaubet würde, dergleichen Werckstätte anzurichten (daß den Necessario seyn müste) wäre der Premier point, solche nicht mit gar zu grossen Abgaben und Imposten zu beschweren, sondern hierinnen nach dem Modell anderer Leute hauptsächlich sich zu richten, und müssen sodann wegen obigen ein expediens getroffen werden, daß nehmlich kein Kauffmann so stricte und präcise an des Landes-Herrn seine Fabriquen gebunden, daß er die andern, oder wenn er selber deren hätte, die Seinigen übergehen müste,

ste, sondern sie hätten ihre Freyheit, nur müste man vielmehr bemühet seyn, daß die verfertigten Waaren in solchen Credit und Annehmlichkeit geriethen, daß sie auch von Ausländern gesuchet würden, da auch die Fremden, die sich im Lande setzen, und Manufacturen anrichten wolten, nicht mit gnugsahmen Mitteln versehen, könte von der Renth-Kammer ihnen wohl Vorschuß geschehen, dabey doch zu regardiren wäre, wer und was sie vor Leute, zugleich Inspection zu haben, wie sie Haußhielten, und ihre Sachen anstelleten, die Gelder müsten nicht so gleich mit Wucher restituiret seyn, sondern sie müsten Zeit der Einrichtung haben, da denn bey guten Succeſs die Intereſſen überflüßig von selbsten kommen würden, vermeynte der Landes-Herr, daß es profitabler, wenn er propriis sumtibus nicht allzuviel Fabriquen stifftete, könten denen Privatis die Gelder von obigen Fonds angewiesen und destiniret, hingegen denen piis causis ein gar leidliches Intereſſe, als zum höchsten 3. Procent davor gegeben, im Anfang aber und so lange bis sie in rech-

rechten Schwange, solche denen Interessenten gar ohne Verzinsung gelassen werden.

Seiden-Manufacturen.

Die Seiden-Manufacturen wären ebenfalls in Stand zu bringen, und in den guten Climate des Landes solche Oerter zu finden seyn, wo die Maulbeer-Bäume gepflantzet werden könten, worzu fürnehmlich in der trefflichen Gegend um Dreßden und Meissen, denn in der sogenannten güldenen Aue bey Lomatzsch sich schon gute Bequemlichkeiten finden würden.

Färbereyen.

Die meisten Wasser in Sachsen sind frisch und gesund, welches die zu Pirna und Pegau beweisen, allwo tüchtige Wollen- und Seiden-Färbereyen anzurichten stünden, und hat man zwar an diesen Orten bereits welche, doch sie stünden um ein merckliches zu verbessern, deshalben wären denen Italiänischen Künstlern gute Worte zu geben, damit man hinter die rech-

rechten Griffe käme. Der Haupt-Fehler bey denen Sachsen ist zwar, wie bereits gedacht, daß man gleich fraget: Was eine Sache in denen ersten Jahren tragen könne? und wenn nicht gleich Cent pro Cent in Facit heraus kommt, so lässet man die Hände sincken, andere Nationes aber sind nicht so gesinnet, und daran handeln sie auch raisonabel, denn hat man Gedult, bis ein Baum seine Früchte bringet, warum will man in diesen Dingen nicht auch nachsehen, und auf ein Ende warten, das mit vielen Wucher sich einstellen wird, wenn nun dieses schädliche Principium abandoniret, von denen Landes-Herren die nöthige Gewissens-Freyheit und andere concediret, auch guten Künstlern und Erfindern noch ein Prämium gesetzet würde, könte alsdenn an guten Succeß dieser Dinge und Herbeyziehung tüchtiger Leute gantz nicht gezweifelt werden.

Von Bergwercken.

Hiernächst sind männiglich des Landes gute Bergwercke bekannt, was aber bey solchen vor Unterschleiffe und Unrecht vorgehe, und wie der köstliche Seegen GOt-

GOttes mit Gewalt fortgejaget werde, lieget leider! am Tage, bey selbigen müste nun vor allen Dingen eine gründliche Untersuchung, wie bishero haußgehalten worden, angestellet, die Königlichen Intraden genau examiniret, der andern und auswärtigen Gewercken ihr Empfang, und der Betrug des Bergwercks wohl überschlagen, die Kosten gründlich durchsuchet, der Berg-Leute und Bedienten sündliche Betrügereyen bestraffet, und abgeschaffet, und dann gute behörige Anstalt (als bishero geschehen) gemachet werden, damit dergleichen vor GOTT so straffbahre Dinge, die gewiß ein grosses mit beytragen, daß der Segen sich so reichlich nicht mehr einstellen will, als wie vor diesen, hinführo gäntzlich unterbleiben, zum Mit- und Anbau die Fremden angelocket, und ins Land gezogen, die verborgenen grossen Schätze aber vollends recht entdecket, oder die bereits entdeckten in rechten Gebrauch verwendet werden möchten.

Vom Kobold.

Der Kobold ist bishero einer der besten

sten Stücke gewesen, durch welchen Sachsen einige Verkehrung mit denen Ausländern getrieben, aber auch selbiger stünde noch weit höher zu bringen, und haben davon privati bishero den besten Nutzen gezogen. Es lieget in selbiger ein grosser von denen Sachsen noch unerforschter Schatz verborgen, und dürffte bey angemeldter Bemühung sich vielleicht finden, daß daraus einige Farben zu verfertigen, die dem Venetianischen Ultra Maria wohl mögte die Waage halten können.

Vom Zinn.

Die Zinn-Gewercke liegen ebenfalls einer grossen Verbesserung unterworffen, worbey vornemlich nachzuforschen ex quo jure & concession selbige meistens in lauter privatorum Händen, von denen denn genaue Rechnung zu fordern stünde, weil Generalement, die besten und nutzbaresten Gruben von privatis besessen werden, die dem Landes-Herren davon ein geringes geben, den besten Profit aber in ihre Beutel stecken.

Von Berg-Städten.

Wann dann so wohl die Bergwercker als auch die Bergstädte in guten Stand und Aufnehmen gebracht werden solten, so wäre vor allen Dingen nöthig, genau zu untersuchen, worinnen die bisherige Nahrung und Erwerb eines jeden Orts bestånden, wie solches zu verbessern, die Wercke in ergiebigen Anbau zu bringen, die eingegangenen wieder zu erheben, die gegrabene Ertze wohl und besser zu nutzen, als wie Zeithero, ob in Scheide und Reinigung derer Metalle nicht ein näherer und leichterer auch weniger-kostender Weg zu finden, ob die Hütten und die so genannten Schlacken denn lediglich zu gar nichts mehr zu nutzen, oder ob nicht vielmehr ein unvermutheter, und bishero noch unbekannter Seegen GOttes in selbigen verborgen liege, als wohl viele Bergverständige, nicht sonder Grund bereits wahrgenommen, und befunden, daß grosse Reichthümer, entweder liederlich weggeschmissen werden, oder unverantwortlich in Rauch auffliegen müssen, wie die Bergwercks-Commercia mit Ausländern besser einzurichten, und die Land-Schätze in mehrern Abgang zu bringen,

vornehmlich aber, an welchen Orten am bequemsten Tuch- Wollen- und andere Fabriquen etwan anzulegen stünden, welches alles durch getreue, der Bergwercks-Commercien-Sachen, wohlerfahrner Leute wohl und genau zu untersuchen, und mit selben von Einrichtung dieser Dinge zu conferiren, und zu solchen vor allen Dingen mit zu adhibiren wäre.

Von Edelgesteinen.

Hiernächst sind die Sächsischen Gebürge dermahlen reich von allerhand Sorten Steine, daß, wenn solche recht nach der Kunst genutzet würden, der Cammer daraus ohnfehlbahr ein grosser Nutzen und Profit zuwachsen würde.

Von Marmor.

Die vielerley Arten von Marmor und andern guten Steinen bezeugen dieses genugsahm, mit welchen Schätze bishero nicht recht hausgehalten, und verständiglich ist umgegangen worden,

richtete man die Sächsischen Marmor recht zu, und machte Anstalt, solche in der grösse, als er in denen Grüfften wächset, heraus zu bringen, führe zugleich fort, die noch verborgene Reichthümer fleißig zu entdecken, die Ausländer würden uns ihr gutes Geld gar gerne vor selbige geben, und selbiges mit Hauffen herein bringen, die Sachsen solten sich schämen, daß Fremde, ja so gar die Italiäner besser von der Sache, den Sächsischen Berg-Schätzen, und wo solche zu finden, zu sagen und Nachricht zu geben wissen, als die Einwohner selber.

Von Berg-Leuten.

Die Sächsischen Berg-Leute rühmen sich zwar, als ob sie vor allen andern die Berg-verständigsten, doch sie betrügen sich gar mercklich, indem sich anderwärts noch immer welche finden, die ihnen grosse und bishero noch unbekannt gewesene Sachen aufzugeben wissen, alleine der liebe Neid ist dermassen zu einer horrenden Grösse erwachsen, daß, wenn jemand gekommen, der mehrere Erläuterung und Licht in Bergwercks-Sachen zu geben sich erboten, solcher als

als ein alberer Tropff verlachet, und bey der Cammer seine Vorschläge dermassen denigriret worden, daß er mit grösten Schimpff abziehen müssen, oder man hat unter der Hand so gedrucket, und alle Mittel aufzukommen benommen, daß er unumgänglich erliegen, und zurücke stehen müssen. Dieses ist auch grösten Theils die Ursache, daß die Sorgen auf sothane nöthige und nützliche Wercke bishero gantz negligiret worden, und was man genommen, ist entweder ebenfalls privatis wieder in die Hände gefallen, oder privati haben sich unterstanden, diese Sachen dem Landes-Herrn abzubetteln, und ihme weiß zu machen, als ob es Dinge, die nicht viel importirten. Was Nutzen könnte zugleich aus denen andern Steinen, die man sonst edel zu nennen pfleget, gezogen werden, die Holl- und Engelland gar angenehm seyn würden, und solche bey denen West- und Indianern zu verstechen, als die frembde Sachen ihren Innländischen Gütern weit vorzuziehen wissen, zudem hat es in Sachsen viel Edel-Gesteine, die ihme alleine ei-

tigen und anderwerts nicht gefunden werden, aus deren rechten Gebrauch ebenfalls kein schlechter Gewinn zu gewarten wäre.

Von Granat-Flüssen.

Man findet die schönsten Granat-Flüsse und andere, die aber unter der Erden unverlanget dahin streichen, und selber bedauren, daß die Sachsen, so fahrläßig, sie nicht aufzusuchen, und dadurch ihren Armuth ein Soulagement zu geben; Nebst dem sind hin und wieder viel Gold- und Silber-Adern anzutreffen, die aber ebenfalls unbegehret verborgen bleiben müssen, und hat sonderlich ein gewisser Bergverständiger Mann gewiesen, daß um und in Ehren-Friedrichs-Dorff, die besten Gold- Silber-Granat- und andere Gänge anzutreffen, die nur darauf warteten, daß solche jemand zu suchen begehre, welches er dem Herrn von Reißwitz angezeiget. Doch aber unser Unfleiß, ziemlicher Unverstand, und auch grossen Theils der Neid, verhindert den Nutzen, der sich selbst anbiethet, und nur gesucht seyn will. Jetzt gemeldeter Ort ist nur zum Exempel

empel angeführet, indem ich gewiß versichert bin, daß dergleichen Reichthümer annoch an mehrerern Orten, ja in allen Berg-Orten verborgen liegen, und auf ihre Erlösung warten. Es ist auch kein Zweifel, alle diese Sächsische Land-Steine, würden auch in Teutschland selber ihre Liebhaber finden, wenn nur der Sachsen Mühe auf deren Excollirung sich extendiren wollte, und solche nach der Kunst und zu pretiosität recht zubereiten, oder falls sie diese Griffe selber noch nicht recht wissen, (wiewohl es an solchen Leuten endlich nicht fehlet,) denenjenigen, die solche können, erlaubeten, in ihren Lande zu wohnen, und so dann von ihnen zu begreiffen.

Von Diamanten und Aquarinen.

Man siehet, was Böhmen vor ein groß Gewerbe mit seinen Diamanten treibet, da doch die Sächsische ungleich besser, härter, und denen Asiatischen durch Kunst in allen gleich gebracht werden können, der Aquarinen und anderer jetzo zu geschweigen die capabel sind, manch Edelgestein-verständiges

Auge gar füglich hinters Licht zu führen, das Gebürge wird zwar insgemein für arm beschrien, allein warum, warlich aus keinen andern versehen, als weil man sich wegen Einrichtung der Commercien keine bessere Mühe gegeben, die vorhandenen Güter nicht recht genutzet, vielen Betrug damit unterlauffen lassen, die annoch verborgene aber, zu suchen, zu faul gewesen, und mancher das Geld lieber auf eine Fanität oder unnützen Proceß vertändelt.

Von Spitzen.

Zu dem ernähret sich allda ein ziemlich Volck mit Spitzen-klöppeln, sie machen solche gewiß auch so delicat und fein, daß sie offt denen Brabandischen Trotz bieten. Man bemühe sich nur auch diese, ob schon schlecht scheinende Sachen in bessere Aufnahme zu bringen, und darinnen gute Einrichtung zu machen, vornehmlich aber denen Italiänischen Kauffleuten, die Führ- und Verkauffung derer Brabandischen Spitzen gäntzlich zu untersagen, oder wenigstens solche mit einen starcken Impost zu belegen, an-

angesehen ohnedem das in diesem Stücke einfältige Frauenzimmer, unzehlichemahl getauschet, und ihnen vor Brabandische, schöne Schneeberger, oder andre aus dem Gebürge bürtige verkaufft werden, wie solches auf den Nothfall mit Exempeln zu beweisen stünde, gewiß der Ausgang würde zeigen, daß auch diese Manufacturen capable viele 1000. Rthlr. ins Land zu bringen, nicht weniger viel 1000. Rthlr. so an die Fremden verschleudert werden, darinnen zu behalten, und vielen 1000. Mäulern Brod zu verschaffen.

Von Seegel-Tüchern.

An einem Orthe ist der Anfang zu Verfertigung derer Seegel-Tücher gemacht worden, alleine man hat die Leute mit Impost allzu hart überleget, und das Werck dadurch ersticket, so viele 100. dergleichen Leute sich in frembde Herrschafften begeben, doch dieses müste gantz aufgehoben, andern alle Freyheit verstattet, sie nur mit wenigen beschwehret, und dieses so nützbare Werck, in einen recht vollkommenen Stand gebracht, solche Leute mehr und mehr

herbey gelocket, was bishero diesen Commercio geschadet, und in Wege gestanden, weg gethan werden. Denn wenn Holl- und Engelland und andere Orthe, diese Waaren ohnmöglich entbehren können, selber aber nicht zu fabriciren vermögen, so ist leicht zu ermessen, was aus solchen, wenn sie in rechten Gang gebracht, vor ein groß Geld gelöset, und wie viel Volck dabey unterhalten werden könne.

Von Leinewand.

Die Laußnitz treibet gar seine Nahrung mit Leinwand, Zwirn und dergleichen, doch solche stehet ebenfalls in vielen Stücken zu verbessern, und wären vornehmlich die bisherigen Gebräuche wohl zu examiniren, das Commercium gegen Böhmen und Schlesien besser einzurichten, die Accisen und Imposten durchgehends leichter zu machen, und denn um tüchtige Bargent-Weber sich zu bemühen, auch und wer in diesen Manufacturen etwas thun wolte, eben diejenigen Freyheiten zu gönnen, die andere zu geniessen hätten.

Von

Von Hüthen und Strümpffen.

Franckreich hat bishero mit seinem Hüthen recht zu schachern gewust, doch hat man in Döbeln einen Anfang gemacht, zu zeigen, wie daß allda eben solche Hüthe verfertiget werden können, und wenn die Fremden, denen bey dieser Sache der rechte Griff vielleicht besser bekannt, als denen Unsrigen, im Lande sich niederlassen dürfften, ist kein Zweiffel, sie würden die Fabriquen mit dieser Waare eben noch höher, und in bessern Stand bringen, mithin des Herren Einkünffte, und des Landes Zustand, durch diese manchen gering scheinende Sache um ein grosses verbessern, zu Fabricir- und Würckung der Strümpffe ist wohl einiger Anfang gemachet worden, allein weil so wohl dieses, als alle andere Dinge zeithero von blossen privatis getrieben worden, die entweder den nöthigen Verlag nicht haben, oder dermassen gedrucket werden, daß sie von ihren guten Vorhaben bald abstehen müssen, als wären diese Fauten, so wohl in hoc quam reliquis omninibus Com-

Commerciis gäntzlich, wie schon erinnert, abzustellen, und entweder selber Fabriquen zu stifften oder solches privatis und Fremden zu permittiren, die Fonds darzu sind bereits gewiesen worden, diese Strumpf-Fabriquen würden nicht gantz ohne Nutzen seyn, weil die Sächsische Wolle so gut, daß die daraus gemachten Strümpffe den Engelländischen und Hamburgern zu weichen nicht Ursach haben würden, nur müste Ratione derer Fabricanten das observiret werden, was in diesen Blättern öffters gemeldet und vorgeschlagen worden.

Von Wein und Getrayde.

Wie gesegnet das Land ferner an Wein und Früchten sey, ist eine nur allzubekannte Sache, nun möchte zwar Ratione des Weinbodens nicht viel zu erinnern seyn, allein in Zubereitung mancherley Art von gebranten Wassern wissen sie die besten Griffe noch nicht, und hätten die Einwohner noch viel von denen Frantzosen und Italiänern zu lernen, denen man jetzo dafür das Geld mit Hauffen zuwendet, daß denn hernach

nach im Lande bliebe, und solchen zu gute käme.

Von Weyd-Mühlen.

Vor diesen sind die Weyd-Mühlen in Thüringen in grossen Aufnehmen gewesen, und davon manchen armen Schweiß sein Brod gegeben, allein die häufige Einführung desjenigen hat solche gantz ruiniret, zugleich aber auch viele arme Leute gemacht, wenn nun das letztere gemildert, hingegen das erstere wieder hergestellet würde, fände sich so dann die vorige Nahrung auch wiederum, und ist nur zu bedauren, daß dieser schöne Schatz fast gar nichts mehr geachtet, und auf die Verbesserung oder Centroducirung dieser Commercii nicht gesehen wird, da es doch einen gantz unnachbleibig grossen Nutzen schaffen würde.

Vom Weine.

Noch wegen der Weine etwas zu gedencken, so dürffte hoffentlich dieses nicht sonder Frucht seyn, weil die Dreßdnischen, Torgauischen und Naumburger Gegenden, ohnstreitig die besten hervorbringen, vornehmlich wenn sie sich ausge-

gelegen, und in ihrer Weinlichkeit gelassen werden, wenn die Ubermäßige Einfuhre der Rhein-Neckar und Moßler, item Francken und anderer Weine gemindert, jeden Orte nur ein gewisses Quantum von solchen einzuführen erlaubet, und selbiger mit einem ziemlichen Impost beleget würde, damit so viele 1000. Rthlr. welche jährlich vor die Waare aus dem Lande gehen, darinnen bleiben, die Leute hingegen ihren Zuwachs verthun könten, und die Innwohner, an die, ihnen von GOtt bescherte Früchte, sich gewehnen, und solche nicht verachten möchten, hierbey wäre gantz nicht auf die Commodität eines und des andern privati zu regardiren, sondern lediglich auf das gemeine beste und des Landes Herren Aerarii Aufnehmen zu sehen, sintemahl ja besser, daß ein Unterthan, an seinem Appetit Tort leidet, als wenn um deßwillen das gantze Land, und der Herr selber Nachtheil empfinden solten.

Von Ausländischen Waaren.

Was hier wegen der frembden Wein-Einführung gesagt worden, würde sich

sich zugleich auf alle und jede Ausländische Waaren mit verstehen, die entweder gantz und gar zu verbiethen, oder wenn solches mit allen sich nicht wolte practiciren lassen, dennoch mit so starcken Imposten, gleichwie in Holl- und Engelland geschiehe, zu belegen, damit die Innwohner an die im Lande gemachten sich gewehnten, und ihr Geld in ihres Herren Kasten lauffen liessen; Worbey die Delicatesse einiger Zärtlinge, ebenfalls dem Communi bone & Principis ærario postponiret werden müsten.

Von ausgehenden Waaren.

Die ausgehenden Land-Waaren aber wären entweder mit keinem Accise, sintemahlen diesen Abgang bey der Consumtions-Accise sich schon gefunden, und noch findet, oder wenigstens mit einem sehr gelinden und kaum mercklichen zu belegen, auch alles dasjenige gantz und gar zu vermeiden, so die Fremden von der Ausfuhre abschrecken könte.

Wo Fabriquen zu erbauen.

Bey Beschreibung Sachsens, muß er

erwehnet werden, daß selbiges mit vielen Strohmen und Flüssen versehen, und viele feine Städte an solchen sich befinden, in diesen nun könnten, wo es sich wolte thun lassen, Fabriquen und Manufacturen angeleget werden, vornehmlich aber müsse man darauf bedacht seyn, wie verschiedene Flüsse navigable gemacht, und darbey erhalten würden.

Von Schiffarthen auf der Elbe.

Die Elbe ist gar schön, die Schiffarth aber darauf leidet eine gantz grosse Verbesserung, indem der Strohm an vielen Orten vertiefet, verdammet, und dadurch sein Fluß in einem etwas engern Gang gebracht werden müste, zu dem noch schiffbar zu machenden würde die Saale, Unstrut, beyde Mulden, Queise, Pober und Oder sich am besten schicken, zu welchem Ende sich geschickte Holländer am füglichsten zu emploiren und zu consoliren wären. Es ist wahr, daß dieses Kosten erfordern, und die hin und wieder auf selbigen erbaueten Waare und und Mühlen viele Schwierigkeiten in

in Weg legen dürfften, doch gleich wie der ersetzende Nutzen das erstere schon mit der Zeit reichlich wiederum einbrächte, also ist kein Zweifel, es könte wegen der letzten sich auch ein expediens finden, wenn das Werck nur mit Ernst angegriffen, und einige darunter lauffende Privat-Interessen ausser Augen gesetzet werden.

Canal von Torgau nach Leipzig.

Man saget vor gewiß, daß der in lauter Ruhm in Ewigkeit lebende Fürst, Johann Georg III. und dann auch sein Herr Sohn, Johann Georg IV. das sehr löblich und nützliche Vorhaben gehabt, durch einen Canal die Elbe mit der Pleisse und Elster und Leipzig zu conbiniren, es wären aber so viele particulair-Intriguen und Interesse in Weg gekommen, und wäre dem theuresten Landes-Vater alles sehr schwer gemachet worden, wobey denn die Herren Leipziger ut Fa-ta fertur, aus verschiedenen Absichten, aus Furcht, es dürfften die Blumen-Händeleyen, Spielwerck in einigen Gärten, mit untergehen müssen, das Ihrige

rige pro more redlich mit contribuiret hätten. Es ist aber gantz gewiß, daß wenn dieses Werck noch zur Perfection gedeihen solte, solches dem Lande sehr grossen Nutzen schaffen würde, denn was dermahlen mit vielen Kosten und Mühe auf der Axt von Hamburg her transportiret wird, geschähe so dann durch Schiffe auf diesen neuen Canal, da denn auch die nach Holland spedirenden, und von dar erwarteten Güter weit eher und leichter als jetzo hin und her zu bringen wären, zudem findet sich in dieser Sache eben keine sonderliche Schwierigkeit, sintemahl das Land gar wohl situiret, und der Canal von Torgau bis Eulenburg, und von dar bis Leipzig sehr leichte zu verfertigen, würde sich auch binnen wenig Jahren wegen der Kosten sattsam lösen.

Von Fuhrleuten.

Der Einwurff, wo so viele Fuhrleute bleiben solten, ist verhoffentlich damit zu heben, wenn man saget, daß so dann der Brauch den sie auf den Neckar, Rhein und Mayn haben, da nehmlich die Schiffe mit Pferden gezogen werden, um desto eher und

und schneller fortzukommen, bey jetziger Schiffarth auf der Elbe gar wohl einzuführen stünden, und dieselbige sehr facilitiren würden, dabey nun fänden die Fuhrleute ihren Unterhalt schon, als die ohnedem nicht gar abgiengen, denn ja Güter genug im Reich versendet werden, die über die Winters-Zeit, wenn die Flüsse ohnedem unbrauchbar, zu fahren genug hätten. Mit denen Vicinis würde wegen dieses nützlichen Vorhabens schon ein Vergleich zu treffen seyn, als daß es ihren Landen keinen Schaden und Abgang brächte, und obgleich die Schiffe, welche auf der Saale und andern navigable gemachten Flüssen, so dann nöthig wären, nicht die grössesten, sondern nach Proportion des Stromes und Wassers beschaffen seyn müsten, so ist doch ausser allen Zweifel, daß selbige schon capable wären, eine ziemliche Anzahl Waaren zuzuführen, die so dann auch viel leichter und mit wenigen Kosten, von einem Ort zu dem andern transportiret, und die Commercien befördert werden können, wobey mehr Leute Brod zu verdienen Anlaß hätten, als wohl bey dem Fuhrwesen nicht ist,

dahero die jetzt vorhandene Arbeiter müssig zu gehen nicht die geringste Gelegenheit finden.

Comodität vors Land.

Von der Zierde und Commodität, die dieses dem Lande brächte, will man gar nichts erwehnen, jeder siehet aber, daß solche nicht aussen bleiben, und bey der einmahl geschehenen Introducirung sich ein mehres schon selbsten finden wird, einmahl ist es möglich, angesehen der Mensch in der Welt alles thun kan, und ausführen, es sey denn, daß ihm GOtt gar particulariter im Wege stünde, wenn er nur seinen Fleiß, Arbeit, Geld und Mühe daran wenden will, diesen Satz hat nur mehr als zu viel der König in Franckreich erwiesen, welcher lauter vorher unmöglich geschätzte Dinge möglich gemachet, und beynahe der Natur selber ihre Terminos verrücket, dasjenige nun, das bishero gemeldet worden, wird sattsam verificiren, daß Sachsen Nationen derer Commercien den zeitlichen Wohlstand noch lange nicht erreichet haben, ja kaum auf den Schwellen des Tempels stehen, solte man aber

aber diese geringen ohnmaßgeblichen Vorschläge, die zu vermehren und zu verbessern, jeden geschickten unpartheyischen geziemend überlassen werden, und gantz nicht aus dem Ansehen aufs Tapet geworffen seyn, jemanden dadurch en particulair zu nahe zu treten, als wowider solennißime protestiret wird; sondern bloß aus schuldigster Devotion gegen das theuerste Ober-Haupt, Liebe gegen die Wahrheit und aufrichtigster Intention, Sachsen in beständigen Aufnehmen und Flor zu sehen, einiger Consideration und Nachfolge würdigen, so ist kein Zweifel, es werde sodann die Güte GOttes des edlen Sachsens zu der vorgesteckten Glückseeligkeits-Zierde gelangen lassen.

Kriegs-Etaat und Dependentien.

Was aber die nöthige Vestungen, Errichtung derer Magazinen und Militz hiernächst betrifft, als welche Erforderniß obige Stücken in ihren Vigeur und Aufrecht erhalten müssen, so stehet dorinne ebenfalls ein grosses zu erinnern, Sachsen ist fast mitten im Hertzen von Teutschland situiret, dahero ist diese

Glückseeligkeit bishero zum voraus gehabt, daß wenn andere Lande von Rauch und Kriegs-Flammen gleichsam gelodert haben, es doch allemahl in süsser Ruhe sitzen können, und seiner Mitländer Zustand von ferne anzusehen Gelegenheit gehabt, seine Nachbarn sind bereits oben erwehnet.

Consideration / Ratione des Kaysers.

Es ist bekannt, daß mit dem Kayser Chur-Sachsen in vorigen Seculo eine Zeitlang nicht wohl stunde, doch im Pragerischen Frieden folgete die beyderseitige Versöhnung, weil nun Chur-Sachsen damahls in einem Lande beysammen, und dem Hause Oesterreich sattsam gewiesen hatte, wie vermögend seine Kräffte wären, dachte dieses Haus auf nichts mehr, als worinnen ein besorglicher Nachbar möchet geschwächet werden, und wie man ins künfftige seinethalben aller Besorgnisse überhoben seyn könte, möchte auch seyn, daß eine heimliche Revange mit darunter steckt, weil Sachsen am meisten darzu geholffen, daß Schweden auf den Teutschen Boden kommen, da aber solches nicht mehr mit offenbahrer Gewalt geschehen konte, fiel man auf andere Mittel. Johann Georg der erste hatte vier Söhne, der andere war bereits Administrator zu Magdeburg, welches vortreffliche Stifft durch den Münster- und Oßnabrückischen Friedens-Schluß, wenn dieser verstürbe, von Sachsen unglückseeliger Weise ab, und an Brandenburg verfiele, denn vor Brandenburg furchte sich das Haus Oesterreich nicht, als das damahlen in der Consideration nicht war, darinnen es jetzo ist, tacite aber hat Oesterreich dadurch den Grund, zu der hernach erfolgten Grösse mit legen helffen, hierdurch war schon ein Coup der Schwäche Sachsen angebracht, doch es muste noch weiter extendiret seyn, derowegen wurden seiner Churfürstlichen Durchl. Ministri gewonnen, diese Herren musten ihrem hohen Principal die Testaments-Gedancken in Kopff bringen, daß er die vielen Länder unter die Herren Söhne theilen solte, weil in Teutschland, vornehmlich bey diesem Hause, das Jus protemiseos nicht eingeführet wäre, die Sache lieff nach Wunsch, denn die Mini-

Ministri, die diese schädliche Consilia hätten widerrathen sollen, persuadirten den Hochsel. Churfürsten mit vielen plausiblen rationibus zu diesen Dingen, der Successor an der Chur wuste entweder das rechte Hertz des Testaments nicht, oder wurde ihm verheelet, oder man divertirte ihn mit einem andern egregio quoddam nihilo, denn er damahlen Feuer genug hatte, und dadurch eben dem Hause Oesterreich solche sorgsame Gedancken verursachte, wie wohl solches bey Antritt seiner Chur und Regierung bald erlöschen muste, hierdurch nun war Sachsen hauptsächlich geschwächet, und das Absehen des Hauses Oesterreich in so weit erreichet, denn die Herren Brüder, die de jure mit einer ansehnlichen Apanage hätten müssen zufrieden seyn, bekamen ansehnliche Stücken Landes, und wurden in regierende Herren verwandelt, und man confirmirte am Kayserlichen Hof dieses Testament mit höchsten Freuden, ohne etwas darwider zu erinnern, dieses Testament aber hat Sachsen unsägliche grosse böse Suiten verursachet, wird auch ferner dergleichen zu gebähren nicht aufhören, so

so lange es sich noch etwas aufrecht befindet. Johann Georg III. sahe zwar dieses alles sehr wohl, und bemühete sich, es zu redreßiren, dergleichen denn Sr. Churfürstlichen Durchl. beyde Successores auch gethan, doch noch zur Zeit absque ullo affectu, bis etwan ein gütiger Aspect und Revolution vor das Chur-Haus sich präsentiren möchte. Nachhero hat der Adler die Sächsische Raute gar wohl vertragen können, wie denn die jetzo glorwürdigst regierende Majestät, und Churfürstliche Durchlaucht mit der Kayserlichen Majestät, als sie beyde noch ohne effectiven Purpur waren, eine sehr vertrauliche Freundschafft gestifftet, deren unveränderte Continuation der Himmel in Gnaden geben wolle, und die um so viel mehr zu hoffen, weil Chur-Sachsen durch Annehmung der Pohlnischen Crone vor das Wohl des Hauses Oesterreich sich gantz sacrificiret. Hat dennoch das Chur-Haus von dieser Seiten bey itzigen Bewandnissen und Conjuncturen sich nichts anders als alles gutes und nachbarliches zu versehen.

Consideration gegen Chur-Brandenburg.

Brandenburg aber dürffte etwas verdächtlicher fallen, indem es nicht nur ansehnliche zum Chur-Hause gehörige Stücken besitzet, als nehmlich Magdeburg und den Saal-Crayß, so der rechte Arm von Sachsen, das Stifft Quedlinburg, das Amt Petersberg, und das Jus protectorii über Nordhausen; sondern es hat auch bishero das Ansehen haben wollen, als ob der Preußische Hof nicht solche Consilia hegen, welche mit dem Ansehen und der Intention des Chur-Hauses Sachsen harmonirte, daß sich sonderlich in der Zeitzischen Affaire, und bey den vorigen Schwedischen Einfall in Sachsen gar mercklich blicken lassen, jedoch da Sr. Churfürstlichen Durchl. als Majest. von Pohlen, das meiste mit beygetragen, daß Brandenburg zur Königlichen Preußischen Cron-Würde sich eleviren dürfften, auch solches am ersten vor einen König erkennet, als hoffet man, der Höchste werde durch seinen himmlischen Einfluß allerseits Absichten so dirigiren, daß auch von da eine

ne beständige Ruhe und Sicherheit vor Sachsen zu hoffen.

Gegen Hessen.

Das Hochfürstl. Haus Hessen, wird wegen der bereits vor 3. Seculis errichteten Confraternität mit Sachsen in steten guten Vertrauen leben, angesehen auch beyde Häuser zu einigen Mißvergnügen einander niemahls Anlaß gegeben, und die Macht auf beyden Seiten egal, wo nicht vielmehr die Heßischen von der Sächsischen prävaliret wird.

Gegen Lüneburg.

Lüneburg ist nur auf einer Seiten ein Nachbar, auf wenige Meilen, es hat auch nicht füglich daher Sachsen etwas zu befürchten, als dessen Vermögen, die Sächsischen Kräffte jederzeit gewachsen sind.

Gegen Bareuth.

Bareuth hat die nahe Alliance zu einen unbeweglichen Grunde beständiger Freundschafft, hat auch von langen Jahren her gute Vertraulichkeit unterhal-

halten, es lässet auch zu dem nicht zu Kriegessüchtige Gedancken zu hegen.

Gegen die Ernestinische Linie.

Die Herren Vettern Ernestinischer Linie seynd allzusehr vertheilet, der meisten ihren Studia gehen ad pacem, haben auch nicht Quellen, daß ihnen andere Gedancken zufliessen könten, jedoch wenn sie in ein Corps unter Gotha wieder zusammen wachsen solten, so ist gantz glaubwürdig, es möchte der alte verstorbene Groll wegen der verlohrnen Chur-Würde sich treflich mannbar wieder machen, vornehmlich so ein solch Ober-Haupt da wäre, als der verstorbene Hertzog Friedrich war, rebus autem sic stantibus & ita divisis principatibus, hat Sachsen wohl nicht viel von dahero zu befürchten, jedoch aber auch grosse Ursach, allemahl fleißig auf seiner Huth zu stehen, weil ein versöhnter Freund der gefährlichste Feind zu seyn pfleget, die Stipiti Commune anstammenden Herren Vettern aber, vornehmlich der Zeitzische und Merseburgische, denn Weissenfels macht propter

pter proximam successionem spem, mit dem Chur-Hause nunmehro partem communem sind mehr verdrießliche Dinge und nur anstößliche Steine, als zu befahrende Feinde, welcher Gordianische Knoten durch nichts, als das Alt-väterische Testamenta geknüpffet worden, ob er nun von dem Allerdurchlauchtigsten Augusto ad imitationem Alexandri Magni wird aufgelöset werden, indem doch immer ein Held des andern Thaten nachahmen will, bleibet der Belehrung der Zeit überlassen. Indessen beweiset bisheriges, daß Sachsen secundum considerationem politicam das Haus Oesterreich und Preussen am meisten zu observiren habe, zwar wird das Reich nicht zulassen, daß ein so vornehmes Glied avellirt werde, allein hat es jetzo permittiret, daß der Nordische König es deprädiren durffte, so möchte es nach Befinden der Conjuncturen auch wohl noch ein mehrers Connivendo geschehen lassen. Deme alleine durch eine innerliche gute Verfassung und veranstalltete Defensions-Verwahrung derer Gräntzen und getroffenen Alliancen am füglichsten zu rathen und vorzubeugen.

Von

Von Befestigung des Landes.

Was nun des Landes Befestigung betrifft, so beweiset leider der Augenschein, daß diese schon herrliche Provincien aller Orten gantz offen und fast nirgends mit verwahrten Oertern versehen, demnach diejenigen, der es anfallen wolte, zu einen Raube nolens volens sich selbsten unterwerffen muß, wie bey vorigen Schwedischen unverantwortlichen Einbruch die Erfahrung leider GOttes! uns gar zu sehr bestärcket hat.

Frondiren.

Seine Frondiren sind allenthalben bloß, die Pässe nicht verwahret, und was im Lande liegt, entweder negligiret und gar eingegangen.

Dreßden.

Dreßden, so die Haupt Stadt, liegt an den Frondiren, denn wenn ein Feind bis dahin kommt, so genade GOTT dem übrigen Lande.

Son-

Sonnenstein.

Sonnenstein noch weniger.

Königstein.

Königstein aber wird vollends gar kein Feind in eine Consideration ziehen, indem der Ort zwar an sich selber hauptconsiderabel ist, dem aber ein Feind ohne seine Incommodität vorbey gehen kan, und der ihm auch nicht groß zu incommodiren vermag, die übrigen, so zwar Vestungen heissen, doch solche nicht sind, gar füglich aber seyn, und werden könten, deren Wercke liegen in Ruin, ist auch zu deren Reparation keine Anstalt zu finden, und gewiß, es muß ein sonderliches fatale vor Sachsen seyn, daß bishero kein Mensch auf Verwahrung derer Gräntzen bedacht gewesen, da doch bey andern Staaten dieses eine der vornehmsten Sorgen ist.

Erfurth.

An Erfurth hat es einen höchst-schädlichen Dorn in Fusse, welchen heraus zu reissen, das Chur-Haus alle Kräffte anspannen, und sein äusserstes versu-

chen

chen solte, denn dieser Ort ist capable, nicht allein Thüringen und die entliegenden Oerter, sondern auch gantz Sachsen in Contribution zu setzen. Vielleicht stünde es in Güte zu recupeciren, und bedachte, auf zulängliche Remonstration, mit was vor unbefugten Rechte es acquiriret worden, sich Chur-Mayntz vielleicht eines andern, denn das Chur-Haus Sachsen hat seine Ansprüche, die es als Land-Graf von Thüringen darauf führet, in rechten Ernste, und auch de jure sich nicht begeben können. Man weiß zwar wohl, daß die Anno 1665. in Leipzig geschlossene Tractaten Anno 1666. ratificiret, confirmiret, und von den übrigen Herren Vettern natihabiret, doch wenn die Umstände consideriret werden, wie damahlen alle Dinge zugegangen, dürffte sich auch wohl ein Remedium juris & expediens wieder selber finden, die Bürgerlichen Gesetze wollen, daß jeder, der seines Rechtens sich begeben will, vorhero dessen genugsam verständiget und erkläret, widrigens ihme das beneficium restitutionis in integrum allemahl vorbehalten seyn solle, da nun noch dieses darzu kommt, daß Re-

Republiquen und Staaten quando de damno illorum agitur, diesen gleich geschätzet werden, zu deren Præjuditz niemalen mit bestande Rechtens etwas kan vorhänget werden, oder seines Rechtes sich selber begeben könne; So möchte die Annullirung alles obigen aus diesen Gründen gar wohl zu behaupten stehen, zudem ist kein grosser Herr befugt, seinen Successoribus an ihren Rechten, Ansprüchen, Land und Leuten in was zu vergeben, noch sein Successor an dergleichen præjudicirliche Dinge gebunden. Da nun diese Thesin richtig, so fällt die Gütigkeit obiger Tractaten von selbsten hinweg, und sind die Durchlauchtigsten Nachfolger an der Chur an selbige nullo jure verpflichtet, denen positis & non concessis his principiis ist auch diese Liquit, daß keinen dasjenige vinculiren könne, wovon er nicht selber persona contrahens ist, oder solches ratihibiret, oder sattsame Erklärung gehabt, ob es de commodo suo sey, solches genehm und gütig zu erkennen, zu dem so sprechen die Ausländer, und wollen affirmiren, die Chursächsischen Ministri hätten die Stadt, um ein groß Stück

Geld, so in ihren Beutel gefallen, und etliche Fuder delicaten Rhein- und Moßler Wein verkauffet, wäre nun dem so, wie es denn bey scharffer Nachfrage sich so finden dürffte, so stünden die gemachten Tractaten etiam ex hoc capite salva domus & serenissimi Domini paciscentis defuncti existimatione auf sehr schlechten Füssen, und wären allerdings invalidi und zu annulliren, quia Ministrorum falsis remonstrationibus deceptus iisque inductus genio suo indulsisset & in læsionem enormissimam summa nesciens consensisset, diese ist nun gantz unstreitig talis. Denn die in der Stadt ausgezogene und freye Höfe heissen nichts, und können ja gegen das Haupt Recht in die geringste Comparaison nicht kommen, Chur-Sachsen war, was noch mehr als Crais-Director von Kayser, Rationie der übertragenen Execution, ohne die geringste Ursache, übergangen, und solche contra Statuta, capitulationem & leges Fundamentales Imperii einen extraneo gegeben worden, imo ipsa præscriptione causa war insufficent, man wolte der Stadt propter odium Religionis in die Haare, und solche einen Ca-

Catholischen zuschantzen, die vorgeschützte Præsention hat auch nicht statt, weil solche nicht immemorabilis auch contra æque Privilegiatum nicht Platz finden kan. Die Karte war von Franckreich also gemischet, und weil damahliger Mayntzischer Churfürst es mit selben hielte, war es Ursache, daß dieses Spiel am Kayserlichen Hofe also lieffe, zu dem, da Mayntz in denen also genannten Pactis denen Lutheranern in der Stadt alle Glaubens-Sicherheit, und in Sacris nicht die geringste Veränderung vorzunehmen versprochen, solches aber blutschlecht gehalten: So ist auch Chur-Sachsen an die Obligation ferner nicht gebunden, denn dieses Recht bringet die Natur sothaner Contracte mit, und was dem einen billig, ist dem andern auch unverwehret, zur Sicherheit demnach Sachsens wäre zu wünschen, daß sein Allerdurchlauchtigster Churfürst die Wiederherstellung dieser grossen Vormauer vom gantzen Lande, mit nachdrücklichen Ernste und Rigeur suchen möchte, wodurch er sich und seinem Chur-Hute eine beständige Ruhe schaffen, dem Nachbar

aber, vor einen etwa aufsteigenden Chur-Appetit, einlegen könte.

Naumburg.

Ob nun aber gleich hiernächst die Stadt Naumburg in Thüringen zu einer Vormauer in Vorschlag kommen möchte, so ist sie darzu doch nicht allzuwohl gelegen, zwar auf der einen Seite hat es Ebene genung, und auf dem Berge, wo das alte Kloster gestanden, möchte noch eine zierliche Citadelle hinzubringen seyn, doch die Stadt hat von der andern Seite den so genannten Galgen-Berg, der alle Wercke übersehen würde: und den Schlosse schieff gegen über liegt ein anderer Berg, von da es gar füglich beschossen werden könte, welche zu appliciren allzu kostbar fallen dürffte, jedoch en verite, der Orth schicket sich ziemlich zu einer Vestung.

Heldrungen.

In Thüringen liegt sonst das Schloß Heldrungen, welches eine treffliche Lage hat, allein das schlimmeste ist, daß es nicht an Gräntzen, und zu weit im Lande, also ein Feind es wohl

wohl vorbey gehet, und nun bloquiret lassen konte.

Querfurth.

Doch stünde Querfurth noch im besten zu aptiren, welches eben nicht zu weit von den Gräntzen und eine ziemliche ebene Lage hat, wenn aber die Thüringischen Frondiren verwahret werden solten, müste so dann ein anderer wohlgelegener Ort choisiret, und solcher zu einer Vestung gemachet werden, welche Kunst Franckreich gar wohl zu practiciren weiß, daß es gantz leichte einen sonst schlechten Orth, in hauptsächlichen Stand bringen kan, auch wohl weiß, wie man seine Gräntzen verwahren soll, als welches jedesmahl eine von seinen vornehmsten Maximen gewesen, und daß auch bey einem Stande ein höchstnöthiges Requisitum ist, sonst der Herr niemahls ruhig schlaffen kan, sondern immerzu vor seiner benachbarten ungeziemenden Begierden und Attaquen sich fürchten muß.

Thüringer-Wald.

Durch den Wald sind zwar die Grän-

 tzen

tzen einiger massen sicher, allein das hat keinen Bestand, und ist nur ad tempus.

Plauen.

Die Voigtländischen Gräntzen würde man durch Plauen in Sicherheit setzen können, wiewohl dieser sämtlicher District, mit seinen Confinien so beschaffen, daß man neue Oerther aufsuchen müste, indeme die alten Städte am wenigsten darzu tauglich.

Eger.

Wenn aber dem Käyserlichen Hofe gefiele, an Chur-Sachsen vor seine vielen Prætensiones die Stadt Eger, samt ihren District loco Solutionis zu reddiren, so wäre alsdenn das gantze Voigtland genugsam bedecket, und mit einem stattlichen Barriere versehen.

Chemnitz, Freyberg, Zwickau.

Die Städte Freyberg, Chemnitz, Zwickau, sind zwar an sich selbsten gar wohl situiret, liegen aber im Lande, wiewohl man findet, daß die Holländische Niederlande nicht allein ihre Gräntzen, sondern auch die im Lande liegende Oerter wohl fortificiret, und dieses nicht ohne raison, denn wenn die Gräntz-Vestung verlohren, so findet sich im Lande weiter nichts, das einen Feind aufhielte, und ist dasselbe einmahl durch die Eroberung in seiner Gewalt. Ist demnach bey Fortificirung eines Landes nicht allein auf die Frondirer, als auch auf einen sonst gelegenen Platz hauptsächlich mit zu sehen, damit wenn einer verlohren gehet, man dem Feinde eine andere Nuß vorwerffen könne. Königstein ist bereits erwehnet, und wenn die von der Stadt Seite anliegende schädliche Höhe, durch deren Hülffe man fast bis an die Vestung verdeckt kommen kan, vollends weggeschaffet, ist der Ort der considerablesten einer, weil ihm weder Wasser noch Proviant benommen werden kan, als welches beydes sich selber bauet, und mit weniger Mannschafft grosse Macht abzuhalten vermag, wenn auch Ihro Kayserl. Majestät allenfalls loco Solutionis an das Chur-Haus den Leutmeritzer- und Saazer-Creiß abtreten, so wäre das Land auch von hier aus

aus in Sicherheit, sonst an diesen Gräntzen Schandau zu einer Vormauer auszulesen wäre.

Sonnenstein.

Sonnenstein ist einer Gewalt noch ziemlich pastand, und die Stadt gäbe eine vortreffliche Vestung, wenn es nur Dreßden nicht zu nahe, wiewohl man dieses in denen Niederlanden nicht regardiret, allwo die festen Oerter nur allzudichte beysammen sey.

Dreßden.

Dreßden, wenn es in neuester mit einer Citadelle und Schleussen versehen würde, auch bey der Ziegel-Scheune ein Cron-Werck hinlegete, und ihme die Vor-Städte von Halse schaffete, würde sodann capable seyn, der grösten Armada sattsam zu schaffen zu machen.

Senfftenberg.

Senfftenberg wäre unvergleichlich gegen die Ober- und Nieder-Laußnitz gelegen, und der Ort hat Morast, der ihm von Natur veste machet.

Zit-

Zittau.

Zittau defendiret das Land von der Seite gegen Böhmen.

Görlitz, Löbau.

Görlitz aber mit dem Schloß Landsstern und Löbau gegen Schlesien, wiewohl diese Frondiren recht zu verwahren, würde man wohl ein paar neue Oerter aussuchen müssen.

Guben.

Guben ist gar eine gute Passage in Schlesien, daraus eine gar gute regulaire Vestung werden könne, und müste das Werck jenseits der Oder zur vollkommenen Fortresse errichtet werden.

Gommern.

Gommern aber könte die Barriere gegen Magdeburg zu halten, sintemal der Ort zur b sten realesten Vestung unvergleichlich gelegen.

Hertzberg.

Hertzberg, ob es schon etwas im Lande, ist von Natur schon einiger wossen veste, würde aber zur vollkommenen Fortresse des Wassers und Morastes halber, zu machen seyn.

Pleissenburg.

Die Pleissenburg wäre in guten Stand

 zu

zu bringen, wenn ein Stück von der Burg-Strassen demoliret, der Platz mit mehrern Werckern versehen, sein Graben geräumet und mit Wasser angelassen würde.

Leipzig.

Wie denn Leipzig selber zur Fortification wohl gelegen, und von zweyen Seiten und Approchen nicht füglich angegriffen werden kan. Es ist wohl eine artige raison, wenn die Leipziger sagen, ihre Stadt dürffte daher nicht fortificirt werden, weil die Commercien in keine Vestung sich einschliessen liessen, eben als wenn die grossen Handels-Städte in denen Niederlanden, anderer zu geschweigen, nicht auch befestiget. Allein dieses ist der guten Leute Unwissenheit, und also zu pardoniren, als von welchen viele in Staats- und Weltlichen Affairen sich die Köpffe nicht groß zerbrechen, und wenn sie eine Tour von etlichen Meilen ausser ihrem Vaterlande gethan, meynen sie gleich, sie hätten die halbe Welt gesehen, solche Mutter-Hätzschelgen glauben, bey der Maitresse eine ziemliche Courtesie abstechen zu können, und mit bonne grace den Schnupff-Toback auf

auf der Krause herum zu streuen, auch zur Zeit ein Morbleu vendre Dieu fluchen zu wissen, das wären Dinge, die sie ohnstreitig zu dem raffinirtesten Leuten von der Welt machten, und müste man ihnen gleich an ihrem Spanischen Gange ansehen, was sie vor beaux d'Esprit wären, sed transeant, wenn nun Sachsen seinen Elb-Strohm, als der ihm von Natur ein starcker Schutz ist, recht verwahren wolte, müste gemeldtes Gommern oder Elbenau vornehmlich in Consideration kommen, denn es wird die Hoffnung zur Reparation von Magdeburg so bald noch nicht erscheinen.

Wittenberg.

Wittenberg ist vornehmlich mit einer Schleuse und Citadelle zu versehen.

Pretsch, Torgau.

Pretsch und Torgau schlössen solchen vollends, und ein Feind würde sich so dann sehr bedencken, selbigen zu paßiren, diese drey Oerther geben die regularisten Vestungen, als man finden könte, weil sie an ebenen Tairrain liegen, da der Feind sich nicht so gleich zu vergraben vermag, die Schantze jenseit Torgau müste vor allen Dingen in Vollkom-

kommenheit gebracht und solche zu einem rechten Wercke gemachet werden. Wenn nun Sachsen auf solche Art sich eingerichtet, würde ein Feind sich ziemlich bedencken, weil es doch allemahl viele Mühe und Volck kostet, in ein mit Vestungen verwahrtes Land einzugehen, da man den Rücken nirgends sicher hat. Die Mittel zur Erbauung der so gar nöthigen Vestungen, würde das Land schon subpediren und eine beliebte Menage des Landes-Herren eingezogene Jägerey und ein erleidliches gleich durchgehendes Kopff-Geld, wovon weder von Adel, Bürgerlichen noch Geistlicher zu eximiren, solche sattsam darreichen, denn wenn vor die Speisen, so der mittler Point jetzo erfordert, verschiedene Vestungen mit grosser Commodität erreichet, solche mehr Nutzen schaffen würden, als wenn der Jagd-Staat noch doppelt augiret würde, zu dem so müsten sie nicht alle auf einmahl erbauet, sondern jedes Jahr eine gewisse Anzahl vorgenommen werden, dabey die im Lande liegende Militz, wie Franckreich thut, mit zu abhibiren, oder sie würden gewissen Entreprenneurs An-

Anordnungen, die solche certo tempore in Perfection setzen müssen.

Guarnisonen und Magazinen.

Weil aber Vestungen ohne Guarnison und Magazinen so viel nutzen, als eine Klocke ohne Kleppel, ja vielmehr schädlich seyn, so wäre nunmehro zu sehen, wo Sachsen diese zwey Requisita hernehmen könte. Oben ist erwiesen worden, daß Sachsen sehr pobulös, und mit einer grossen Anzahl seiner Städte, Märckte und Flecken, Schlösser und Dörffer versehen, ob man nun wohl derjenigen Meynung nicht eben, als wohl würdig, beyzupflichten begehret, die Anzahl der blossen Dörffer zu extendiren, so möchte doch wohl der Wahrheit nicht zu nahe getreten seyn: wenn man glaubet, daß inclusive der Städte, Flecken, Märckte und Schlösser in allen Provintzien, wobey die Ober-Laußnitz, derer dem Herren Vettern Portiones und die Schutz-Verwandten auch mit begriffen, die Zahl unter obiger Summa nicht viel geringer seyn würde, angesehen Sachsen trefflich erbauet, und es dißfalls der gantzen Marck, und

und allen Nieder-Sächsischen, Westphälischen, ja auch verschiedener Teutschen Provintzien weit zuvor thut, allwo man öffters 2. 3. und dann und wann wohl mehrere Meilen reiset, ehe man ein Dorff oder Hof zu Gesichte bekommet, dahingegen dorten in Sachsen 3. 4. und mehrere fast auf jeder halben Stunde anzutreffen, dorten seynd sehr grosse Heyden, leere wüste Plätze und mager Land, in Sachsen aber ist von allen dem nichts zu finden, und kaum einer Hand breit Land anzutreffen, das nicht bebauet, bewohnet oder zur Trifft angewendet worden. In denen Heyden und grossen Wäldern in Sachsen, wird jährlich eine Menge von Holtz gehauen, das mehreste aber kommt nicht zu Nutzen, sondern verfaulet, da es hingegen in jenem Landen unbebaute Strassen seynd. Wann nun aus jeden Orthe nach seiner Grösse und Beschaffenheit, eine gewisse Anzahl Mannschafft genommen würde, fiehle es dem Durchl. Churfürsten gar leichte, eine Armee von 30000. Mann herzustellen, ohne daß das Land einigen Abgang an Volck verspühren solte, wie dann Johann Georg der erste

erste in vorigen Kriegen jederzeit bis 30000. Mann hergestellet, auch Anfangs noch drüber gehabt, da doch die Laußnitz noch nicht darbey war, jetzige Königl. Maj. aber durch ihre zahlreiche Armeen in Ungarn und Pohlen, welche doch nicht auf diese Arth zusammen gebracht, sondern geworben worden, solches sattsam bezeugen.

Schwedische Methode.

Wann die Großmächtigste Maj. und Churfürstl. Durchl. von Sachsen geruheten, derjenige Methode zu folgen, so der König in Schweden, was dieses Chapitre anlanget, in seinen Landen eingeführet, da jeden Orthe eine gewisse Mannschafft zu Roß und Fuß zu unterhalten auferlegt, von deren Sustentation weder Adel noch Unadel noch Geistlichkeit befreyet, welches auch seyn muß, wenn ein Land in behöriger Gleichheit seine Ruhe und Wohlstand suchen will, würde gar leichte eine Mannschafft von 10000. ohne des Landes sonderlichen Molest sustendiret werden können, wobey derer Herren Vettern und Schutz-Verwandten Territoria gantz nicht verschonet seyn müsten. Dieser

sre Modus würde Sachsen weit leichter fallen, als Schweden, weil es vor jenen viel populöser ist, und unter einen moderiten Climate lieget, dahero der Soldat, wenn er nach gemeldter Schwedischen Intention und Methode ins Land repartiret würde, seinen Unterhalt ohne alle Mühe fande, und würde bey diesen Modo sich weiter keine Schwierigkeit ereignen, als daß der Adel und Magistratus mit ihren Privilegien, die Geistlichen und andere aber mit ihren prætendirten Exemptionen gewiß würden angestochen kommen, doch wie weit der Souverain von Sachsen solches zu regardiren befugt, ist bereits zur Gnüge dargethan, die, wenn das Werck mit Ernst solte getrieben werden, dürfften sie sich vielleichter schämen, wenn sie ob Interesse publicum & Commune eine wiederrechtliche und dem Lande schädliche Freyheit sich arrogiren wolten, bey denen Adelichen Güthern, die revera solche, nicht etwann Domainen- Cammer- und Bauer-Güther wären, oder solche seyn solten, konten die Ritter-Pferde der Fuß zu diesen Reglement seyn, diese nutzen dem Lan-

Lande und Herren ohnedem nichts, kommen nie zum Vorschein, und wenn es ja geschicht, so ist es eine nichtswürdige Mannschafft, in allen Exercitiis und Kriegs-Travalien unerfahren, und mit der absolute nichts anzufangen. Anno 1652. im Januario hat man in Sachsen, als nehmlich nun in 7. Crayssen, und in denen 3. Stifftern, Meissen, Naumburg und Merseburg, 1593. und ein viertel Ritter-Pferd gezählet, wobey die bey dem Laußnitzer-Hennebergischen Antheil, und Mannsfeldische nicht mit begriffen. A. 1633. sind in den 7. Crayssen bereits 146. und ein viertel Caduce Ritter-Pferde angegeben worden, kein Zweiffel ist, es werden derer nach der Zeit noch wohl welche dazu kommen seyn, indem die Herren von Adel immer ihre Köpffe aus der Beytrags-Schlinge zu ziehen suchen. Nun müste genau untersuchet werden, woher die Caducität rühre, und unnachbleiblicher wieder in Gang gebracht, auch die gangbahren einen scharffen Examini unterworffen seyn: Wenn nun das Land in sothane von GOtt- und Rechtswegen gehörige billige Gleichheit gesetzt, und jeder ad Sustentandum Commune bonum nach Proportion mit gezogen, und die vorhin vorgeschlagene löbliche Schwedische Methode mit Nachdruck eingeführet werden solte, würde in Effecten sich ohnfehlbar zeigen, daß obige 16000. Mann facillimo modo unterhalten werden könnten. Den Scrupel, dem die Donativ-Gelder von denen Ritter-Pferden hier machen wolten, die etwan der Adel in

1000. Jahren einmahl dem Landes-Herren gegeben, kämen gantz in keine Consideration, denn der vermeynte Vortheil von solchen verhält sich eben als wie 1. gegen 50. zu dem geben die Donation-Gelder die Herren Edelleute ja nie aus ihren Beutel, sondern sie haben aus der Arithmetica schon so viel begriffen, daß sie solche unter ihre Bauren einzutheilen wissen.

Von Defensionern.

Die Städte und Dörffer haben bishero die sogenannten Defensioner gehabt, deren Anzahl von 1500. Mann, die endlich mit höchster Noth bis 3000. Mann erhöhet worden, denn als jetzige Majestät sie Anno 1700. auf dem Land-Tage bis 6000. augiret wissen wolten, da erhuben die Städte ein solch Zeter-Geschrey, als wenn Himmel und Erde zusammen fallen wolte, was nun zu dieser ihrer Unterhaltung bisher gewidmet gewesen, könte mit beybehalten werden, und continuirte man es mit obigen Modo, wo auch bishero die Defensioner ihre Montur und Gewehr hergenommen, daher nehme es das sämtliche Corps, welches sich alles von selbsten finden würde, wenn man beliebte den vorgeschlagenen Schwedischen Reglement hierinnen exactißime nachzugehen, worbey das, so Ratione des Exercirens und der Officiers in einen gedacht, hier auch mit zu behalten, und also einzurichten stünde, dieses ist das wahre Moyens, dadurch Schweden sich

sich formidable gemacht, und weshalben ihm niemahls Mannschaft gebricht. Nechstdem könte doch a parte eine Land-Militz enrolliret und aufgerichtet werden, deren Numerus gar wohl auf 6. bis 8000. Mann zu setzen wäre. Aus diesen würden allemahl die in jenen abgängige Stellen ersetzet, von dem Lande aber die ledigen Plätze in dieser wieder gutgethan, bey deren Einrichtung stünde unmaßgeblich derjenigen löblichen Veranstaltungen, in allen von Fuß zu Fuß nachzugehen, welchen die Preussen und Dähnen in ihren Landen disfalls eingeführet haben, käme nun eine Feindes-Gefahr, so würde dem Landes-Herrn sehr leicht seyn, jede Compagnie mit einem Manne zu vermehren, und weil die Sustentation deren Trouppen, weder seiner Kriegs-Cassa noch dem Lande eine sensible Beschwerung machten, würde in der ersten Geld zu stärckerer Anwerbung, im Lande aber beydes zu finden seyn.

Regulirte Militz.

Die regulirte Militz arbeitete zu Friedens-Zeiten gegen ein gewisses leidliches Tagelohn und Commiß-Brodt, zu welchen Pionniers aus denen Aemtern mitgenommen, und solchen ebenfalls täglich etwas an Gelde gegeben würde, in Einrichtung der neuen und Reparatur der alten Vestungen, auch worzu man sie sonst nöthig gebraucht.

Vom Campiren.

Und damit aus der Expedience des Campirens

pirens sie nicht geriethen, dürffte nicht undienlich seyn, wenn sie jährlich im Frühjahre oder Herbste nach der Erndte, auf einige Wochen an einen bequemen Ort ein Campement formiren, dabey ihm alles, was in Campagne vorfällt, gewiesen, und durch Erbau- Attaquir- und Bestürmung einiger gemachten Redouten sie zugleich in Belagerung mit unterrichtet würden. Die verfertigten Wercke gleicheten sie beym Ende des Campements wieder der Erden, damit dem Lande kein Ruin daraus entstehe. Zum Hin- und Wieder-Marsche würde eine solche Estappe verordnet, daß sie in denen Nacht-Lägern weiter nichts, als das Obdach bekämen, weil die Subsistence der Ort, der sie ordinair hat, ihme mitgäbe, jedennoch auch der Bauer einen so kurtzen Marsch nicht groß achten würde, ob er schon den Soldaten einige Tage zu essen geben müste.

Von Casernen.

Und denen Einwohnern in Städten den Molest der Einquartirung zu benehmen, würde der oft-gewesene Vorschlag wegen Erbauung der Casernen einmahl in Stand gebracht, und jede Vestung mit solchen zu versehen seyn, die Fonds aber zu solchen so wohl, als zu denen Fortificationen, und beydes in tüchtigen Stande zu erhalten stünde, vom Lande ohne grosse Pressuren aufzubringen, wann nur jährlich der Modus der General-Accise durchgehends eingeführet, quod præsupponitur tanquam necessariam requisitum. Hingegen die Schocke, in welchen nichts als Confusion und inegalité stecket, in totu cassirten quod iterum tanquam justissimum & inevitabile quid requirit, eine andere extraordinaire Anlage an einer so genannten Militz- und Fortifications-Steuer, die bisher auch dem Nahmen nach, gewesen, der Landes-Herr ausschreibe, diese, gleichwie sie absque ulla exceptione & exemtione Generalement seyn müste, also drückte sie auch keinen, wenn man anders justam & Arithmeticam proportionem observirete, und würde doch ein grosses Geld austragen, wovon die Vestungen sattsam unterhalten, und Casernen erbauet werden könten.

Guarnisonen.

Die nöthige Guarnisonen nehme man von der Land-Militz, so das Land halten solte, und die Rata, so zu ihrer Subsistence geordnet, lieferten die Contribuenten in die Vestungen, wobey zu Faliticirung dessen allemahl aufzuzeichnen, aus welchem Crayß und Amte jede Mannschaft wäre, da denn jeder Ort die durch den Regiments-Commissarium bezahlen liesse. Worbey denn die, so in Guarnison lägen, zu ihrer besserer Subsistence, weil es doch in Städten allemahl theurer, als auf dem Lande, ex Ærario Principis militari eine

eine ordentliche Gage empfiengen, auch mit solchen jährlich umgewechselt würde, damit sie, so dieses gehalten, das folgende Jahr wieder aufs Land kämen, bey Bezahlung der Gage könte daher keine Confusion entstehen, weil die Individua bleiben, und nur die Nahmen sich änderten; Obige Zahl der 1600. Mann und 6. à 8000. Mann Land-Militz dürffte manchen vor das Land zu viel scheinen, und daher die Unerträglichkeit einwenden. Alleine, da die Sachsen oft viele Jahre nacheinander fast eben so viele Mannschaft in Quartier- und Verpflegung haben müssen, da der Soldat in weit höhern Ordinantz gestanden, als er bey diesen vorgeschlagenen modo nicht stehen würde, so ist gar nicht abzusehen, wie diese Anzahl das Land beschweren solte, so wenig als Schweden andere also eingerichtete Provintzien solches sauer ankommt; Nur würde ein vor allemal die heilige Gleichheit erinnert, und der grosse Nutzen, der aus solcher perpetuellen Militz entspringet, so ist offenbahr, daß selbiger weitläufftiger zu beschreiben nicht nöthig.

Von Magazinen.

So viel die Magazinen an Mund- und Kriegs-Provision anlanget, so ist Sachsen zwar bereits jetzo mit einem gewissen Reglement versehen, wie viel nehmlich jede Hufe Landes am Getrayde in die Magazinen liefern soll, doch, der liebe GOtt weiß, was von denen Lifranten, als dero Proviant-

viant-Schreibern disfalls vor Unterschleiff vorgehet, jene suchen sich entweder gar zu subtrahiren, und kommen auch disfalls mit ihren Privilegien und Immunitäten angestochen, diese aber machen durch verkauffen und ihre künstliche Rechnungen darinnen ein X vor ein V & vice versa solchen Unterschleiff, daß die guten Magazinen, als die ohnedem in keinem rechten Stande, fast immerdar leer stehen, wenn aber richtig untersuchet, und dann auch angeordnet würde, was und wie viel ein jeder zu liefern, zugleich hierbey keine Exemption gültig seyn dürffte, hiernechst den Proviant-Officiren genau auf die Hände und Rechnung acht gegeben würde, solte die Subsistence derer Soldaten und nöthigen Commiß-Brodt kein Mangel seyn, jeder Lifrant müste seine Quittungs-Büchlein haben, darein einzuzeichnen wäre, vor wie viel Mann, und wohin er sein Contingent geliefert, daß wenigstens alle Quartale von Kriegs-Commissario durchsehen, und denn jährlich die Magazin-Rechnungen in der Kriegs-Cantzeley abgenommen, scharffe Acht und Nachfrage gehalten würde, ob der eingekommene Vorrath vorhanden, oder wo er hingekommen, der in der Guarnison commandirende Officier en Chef hätte auf die Magazin-Lieferung zugleich mit Acht zu geben, und müste vor die Rechnung zugleich mit responsable seyn, auf diese Art stünde zu denen Mund-Magazinen gar leichte zu gelangen, und solche zu erhalten. Die Kleidung geschähe aus

denen Churfürstlichen Tuch- und andern Fabriquen, wofür wir bishero dem Soldaten jährlich an seiner Gage etwas abzukürtzen, dieser Abzug aber wäre in eine beständige Richtigkeit zu bringen.

Invaliden-Geld.

Es ist jeden Soldaten, so wohl hohen als Niedrigen zeithero alle Monat vom Reichsthaler 6. Pf. Invaliden-Geld decourtiret worden, diejenigen, so diesen Abzug gethan, und die Einnahme davon gehabt, werden am besten wissen, wo solche hingekommen, denn die sogenannten Invaliden haben wohl das allerwenigste davon zu sehen bekommen, welches ihre grosse ungestüme Betteley auf allen Strassen sattsam bezeuget, und das zum schlechten Respect des Landes-Herrn, und noch zu schlechtern Encouragement vor andere gereichet, diese Gelder hätte man genau zu untersuchen, und zum rechten distinirten Gebrauch unnachbleiblich zu verwenden, weswegen an einem gewissen Orte in Sachsen ein Invaliden-Haus zu erbauen, und die Bleßirten dahin zu schaffen, auch mit nothdürfftigen Unterhalt zu verlassen, solches würde bey allen eine Lust erwecken, sich enrolliren, und anwerben zu lassen, massen der Soldat noch einmahl so gerne dem Kalbfelle folget, wenn er weiß, wobey er seinen übrigen Lebens-Rest ehrlich hinzubringen, als wenn er den Bettel-Stab zur Hand nehmen muß, kein Invalide ist aber so un-

unvermögend, daß er nicht noch etwas solte thun und arbeiten können, wenn nur in dies Haus, aus denen Fabriquen-Arbeit, es sey mit Wolle-lesen, Sondern, Spinnen, und wie diese und andere Arbeiten alle heissen, vor diese Leute gegeben würde, so schaffen sie dadurch vor sich, ihre gesunde Cameraden das Land und ihren Herren annoch Nutzen, und man würde sich ihres Fleisses gar nutzbar bedienen können: so viel aber die Einricht- und Versorgung der Kriegs-Provision und Magazinen anlanget, würde solche daher nicht schwer fallen, weil Sachsen so wohl mit allen Arten derer Metallen, als da ist Eisen, Bley, als auch mit Mineralien, Schwefel, Salpeter, und andern genugsam versehen, und was noch fehlete, das wäre von andern Orten her, gegen Verstechung anderer Waaren, gar leicht zu erlangen, auch obgemeldete Militz-Steuer zu diesen schon mit hinlänglich seyn, indem wohl vernünfftig, daß nicht eben in einem Jahr die Einrichtung derer Vestungen geschehen müste, und wenn solche einmahl im Stande, die Conservation alsdan mit wenigen Kosten zu bestreiten ist, dahero von obigen Geldern nicht allein die Magazinen etabliret und unterhalten werden könnten, sondern auch leichte noch ein Uberfluß beyzulegen seyn dürffte, die Materialien an Steinen, Holtz und Kalck zu allen diesen Gebäuden liefert Sachsen in Uberfluß, daß es also nicht nöthig hat, solche erst mit Unkosten von Fremden herbey zu holen. Dieses wä-

ren

denen Churfürstlichen Tuch- und andern Fabriquen, wofür wir bishero dem Soldaten jährlich an seiner Gage etwas abzukürtzen, dieser Abzug aber wäre in eine beständige Richtigkeit zu bringen.

Invaliden-Geld.

Es ist jeden Soldaten, so wohl hohen als Niedrigen zeithero alle Monat vom Reichsthaler 6. Pf. Invaliden-Geld decourtiret worden, diejenigen, so diesen Abzug gethan, und die Einnahme davon gehabt, werden am besten wissen, wo solche hingekommen, denn die sogenannten Invaliden haben wohl das allerwenigste davon zu sehen bekommen, welches ihre grosse ungestüme Betteley auf allen Strassen sattsam bezeuget, und das zum schlechten Respect des Landes-Herrn, und noch zu schlechtern Encouragement vor andere gereichet, diese Gelder hätte man genau zu untersuchen, und zum rechten distinirten Gebrauch unnachbleiblich zu verwenden, weswegen an einem gewissen Orte in Sachsen ein Invaliden-Haus zu erbauen, und die Bleßirten dahin zu schaffen, auch mit nothdürfftigen Unterhalt zu verlassen, solches würde bey allen eine Lust erwecken, sich enrolliren, und anwerben zu lassen, massen der Soldat noch einmahl so gerne dem Kalbfelle folget, wenn er weiß, wobey er seinen übrigen Lebens-Rest ehrlich hinzubringen, als wenn er den Bettel-Stab zur Hand nehmen muß, kein Invalide ist aber so un-

unvermögend, daß er nicht noch etwas solte thun und arbeiten können, wenn nur in dies Haus, aus denen Fabriquen-Arbeit, es sey mit Wolle-lesen, Sondern, Spinnen, und wie diese und andere Arbeiten alle heissen, vor diese Leute gegeben würde, so schaffen sie dadurch vor sich, ihre gesunde Cammeraden das Land und ihren Herren annoch Nutzen, und man würde sich ihres Fleisses gar nutzbar bedienen können: so viel aber die Einricht- und Versorgung der Kriegs-Provision und Magazinen anlanget, würde solche daher nicht schwer fallen, weil Sachsen so wohl mit allen Arten derer Metallen, als da ist Eisen, Bley, als auch mit Mineralien, Schwefel, Salpeter, und andern genugsam versehen, und was noch fehlete, das wäre von andern Orten her, gegen Verstechung anderer Waaren, gar leicht zu erlangen, auch obgemeldete Militz-Steuer zu diesen schon mit hinlänglich seyn, indem wohl vernünfftig, daß nicht eben in einem Jahr die Einrichtung derer Vestungen geschehen müste, und wenn solche einmahl im Stande, die Conservation alsdan mit wenigen Kosten zu bestreiten ist, dahero von obigen Geldern nicht allein die Magazinen etabliret und unterhalten werden könnten, sondern auch leichte noch ein Uberfluß beyzulegen seyn dürffte, die Materialien an Steinen, Holtz und Kalck zu allen diesen Gebäuden liefert Sachsen in Uberfluß, daß es also nicht nöthig hat, solche erst mit Unkosten von Fremden herbey zu holen. Dieses wären

ren demnach die eintzige Mittel, wie das Land in guter Defension hoffentlich aufbringen und erhalten könte, die aber die rechtschaffene Etablirung derer Commercien zum eintzigen Grunde haben, wenn solches geschehen, wird das Land in Ruhe, Wohl- und Nahrungs-reichen Stand gerathen, bey Ausländern aber åstime und Ansehen sich bringen und formidable machen.

Von Justitz-Wesen.

Mit wenigen noch von Einrichtung des Justitz-Wesens etwas zu gedencken, so muß der, der Sachsens Rechte und Verfassungen nur ein wenig kundig, von selbsten bekennen, daß selbige mit sehr vielen und guten Gesetzen versehen, alleine, eben die grosse Menge dererselben macht, daß die Justitz nicht so observiret wird, als sie wohl verwaltet und ausgetheilet werden solte, das unsägliche proceßiren, und die in denen Processen kein Ende gebende Proceß-Ordnung, die vielen Neben-Erläuterung, geheimen Observantien, grosse Menge der Juristischen Bücher, noch grössere Menge derer in denen hohen Collegiis-Lehren und Bey-Urtheile, sparsame Zusammenkünfte derer 2. hohen Judicorum, und des Appellation- und Ober-Hof-Gerichts, die billig um die Sachen balde zu befördern, in perpetuo und in eine Weg sitzende Collegia verwandelt werden solten, machen, daß Sachsen einer rechten und prompten Justitz sich nicht rühmen darff. Eine kürtzere Proceß-Ordnung aber, und daß über keine Sache, die über 7000. Rthlr. wäre, ein

ein Proceß angenommen, sondern in solchen summariter & de simplici & plano gesprochen werden solte, die Cassation deren vielen unnöthigen Urthel, die Aufhebung des Mißbrauchs in appelliren, eine bessere Aequität vieler Richter, die Abschaff- oder Einschränckung des Juris Civilis, und Aufhebung derer vielen unnöthigen Allegationen, aus selbigen, wie auch aus dem Jure Canonico hingegen lediglicher Einführung der Sächsischen Rechte, nach welchen allen, in allen Judiciis & Collegiis zu sprechen, und denn die bessere Erläuterung und Einrichtung von solchen selber; dieses würden Dinge seyn, die Sachsen vielleicht einen gnädigen GOTT, und bessere Renomee bey denen Ausländern verschaffete, doch von diesen Point des Justitz-Wesens mit göttlicher Hülffe an einem andern Orte. Indessen verleihe die Güte des Himmels, daß Sachsen und das Durchl. Großmächtigste Chur-Haus in demjenigen florisanten Zustand, Aufnehmen und Ruhe kommen möge, die es zu haben wohl verdienet, auch haben könte, und der Verfasser dieser geringen, doch wohl-gemeynten Blätter, aus unterthänigster, Pflichtschuldigster Devotion von Hertzen wünschet.

Faxit omnia Deus.

Regi-



Register.

Von

Som-

(o)



